

Irrweg für Carlotta



John Masfield

Irrweg für Carlotta

Roman

Berechtigte Übersetzung aus dem Englischen
von Friedrich Lindemann

Im Vieweg-Verlag

Der englische Originaltitel lautet:

„Odtaa“.

Hierzu bemerkt der Verfasser, dieses Wort enthalte lediglich die Anfangsbuchstaben der Worte des Sages: „One darned thing after another.“ Andererseits habe sich ihm dieser Titel geradezu aufgedrängt, als er während der Arbeit an dem Buche einen Amerikaner, dem ein Zug vor der Nase weggefahren sei, habe ausrufen hören: „Hell, ain't that just like life: one darned thing after another!“ Was man etwa verdeutschten könnte: „Zum Teufel noch mal! Aber so geht's einem immer im Leben: eine verfluchte Schererei nach der andern!“ – Die englische Erstausgabe dieses Romans erschien im Februar 1926.

ISBN 978-3-663-03033-1 ISBN 978-3-663-04221-1 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-663-04221-1

Einband und Umschlag von J. E. Schmitz, Berlin
1939 Alle Rechte vorbehalten

Druck von Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig
Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1939

I.

Santa Barbara, der nördlichste der sogenannten Zuckerstaaten, liegt dort, wo die Nordküste des Kontinents aus der Ostrichtung nahezu rechtwinklig nach Süden herumbiegt. Santa Barbara, die Hauptstadt, liegt in der Tiefe einer Bucht, genau am Scheitelpunkt dieser beiden Küstenlinien.

Der Fremde, der sich von See aus dem Lande nähert, sieht zunächst nichts als eine flache Küste und Zuckerplantagen, dann erst dahinter riesige Flächen wilden Buschlandes und Savannen, dahinter wiederum die Wellen niedriger Hügelketten und darüber aufragend das bis zur Schneegrenze mit Urwald bedeckte Hochgebirge, die Sierra der Heiligen Drei Könige, die zugleich die Südgrenze des Landes bildet. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß der Staat Santa Barbara im ganzen zehn Provinzen umfaßt: drei östliche, vier Zentralprovinzen und drei westliche, die wir hier jede einmal kurz kennzeichnen müssen.

Die drei östlichen Provinzen sind: Santa Barbara, in der auch die Hauptstadt liegt, Meruel und Redencion. Meruel, im Süden von Santa Barbara, hat ein gemäßigteres Klima als die westlichen Provinzen, weil an seiner Küste die den vorherrschenden Nordwinden folgende Süddrift entlang läuft. Die gleichnamige Provinzhauptstadt liegt auf einer Bodenwelle aus anstehendem roten Raseneisenerz. Die Barbaraner haben

daher der Provinz Meruel den Spitznamen „das rote Land“ und deren Einwohnern den Spitznamen „die Roten“ gegeben. Redencion, der Kohlenbezirk, grenzt südlich und westlich an Meruel. Es war ursprünglich einmal eine kleine unabhängige Republik und wurde erst im Jahre 1865 in dem sogenannten Redencion-Kriege von Santa Barbara annektiert, als ein junger Mann, Lopez Zubiaga, der Sohn eines Großgrundbesizers aus Meruel, — wie es damals hieß: — „das Eisen von Meruel mit der Kohle von Redencion vermählte“.

Die vier Zentralprovinzen sind: Pituba, an der Küste, San Jacinto, in der Mitte des Landes, und die beiden Bergprovinzen Gaspar und Melchior. Pituba, einst die Heimat des kriegerischen Karibenvolkes der Pitubas, ist heute eines der reichsten Zuckergebiete der Erde. Es zieht sich etwa zweihundert Meilen an der Nordküste entlang, aber jede Meile ist mit Zucker- oder Raffeeplantagen bestanden. San Jacinto, im Süden von Pituba, ist die unfruchtbarste Provinz. Ihr kümmerlicher Boden trägt nur Busch, Dornestrüpp und Steppe. Dennoch ist sie trotz dieser Dürre in ihrer Weite und Größe von einer eigengearteten Schönheit. Ihre Hauptstadt, San Jacinto, eine ehemalige Missionsgründung, liegt auf einem Felsrücken oberhalb des San Jacinto-Flusses, der in der Sierra entspringt und in reißenden Schnellen zu Tal schießt. Heute hat man ihn in seinem Unterlauf so weit gebändigt, daß er schiffbar geworden ist. Die Provinzen Gaspar und Melchior, südlich von San Jacinto, sind mächtige wilde, urwaldbedeckte Bergländer.

Die drei westlichen Provinzen heißen: Baltasar, Encinitas und Matoche. Baltasar, im Süden, ist wie

Gaspar und Melchior ein Teil der bis zur Schneegrenze bewaldeten Sierra. Encinitas, nördlich von Baltasar, erstreckt sich vom San Jacinto-Fluß bis zur Westbucht und ist die für europäische Begriffe angenehmste aller Provinzen. Sie besteht zum größten Teile aus herrlichen weiträumigen Savannen, die sich von der Flußniederung bis zu einer Kette sanfter Vorberge, dem sogenannten Encarnacion-Gebirge, hinaufswellen, auf dessen Höhe die kleine mauerumgürtete und von einem spanischen Konquistador gegründete Stadt Encinitas liegt. Von Encinitas aus nach Norden zieht sich ein schmaler gebirgiger Landstreifen hin, der mit einer Nase in den Ozean hinausstößt. Dieser Streifen ist die Provinz Matoche, und die Spitze der Landnase ist der nördlichste Punkt des Staates, Kap Caliente. Das Kupfer, das sich in den Bergen vorfindet, wird in Porto Matoche verhüttet und verschifft. Dieser Hafen liegt an der Westküste jener Landnase und am Ausgang der Westbucht, die zugleich die Westgrenze des Staates bildet. Die Bucht ist tief in das Land eingeschnitten und wegen ihrer zahlreichen kleinen vulkanischen Inseln von der Schiffahrt gefürchtet.

Zur Zeit unserer Erzählung und auch noch viele Jahre nachher galten nur sieben dieser zehn Provinzen für bewohnt. In die urwaldbedeckte Sierra kamen kaum weiße Männer. Die drei Waldprovinzen Gaspar, Melchior und Baltasar waren noch völlig unerforscht. Von November bis April machten die Regenzeiten den Urwald unerträglich, und von April bis November bedeutete das Urwaldfieber, gegen das die Eingeborenen sich schützten, indem sie in kupfernen Schalen Kopalharz verbrannten, für Mensch und Tier den sicheren Tod.

Sur Zeit der spanischen Eroberung war das Flachland von kleinen kriegerischen Karibenstämmen bewohnt, die in palisadenbewehrten Dörfern an den Küsten lebten. Unter diesen Eingeborenenstämmen waren die Araguayas in Meruel und die Pitubas in Pituba die immerhin noch bedeutendsten. Als die Spanier in das Land kamen, schloß der Konquistador Don Manuel mit den Pitubas einen Bündnisvertrag, auf Grund dessen er die Tochter des Häuptlings heiratete. Mit Hilfe seiner Verbündeten vernichtete er dann die Araguayas und trieb die Reste aller übrigen Stämme nach Süden in die Urwälder, wo einige wenige ihrer Nachkommen noch heute das schattenhafte Dasein der Waldindianer führen.

Nach der Eroberung wurden weite Strecken des Landes in Encinitas an Don Manuel übereignet. Andere Gebiete in San Jacinto kamen an einen kastilischen Adeligen, der sie dann an einen Zweig der Familie de Leyva weitergab.

Die Kolonie oder Provinz Santa Barbara wurde etwa drei Jahrhunderte lang wie alle anderen spanischen Besitzungen in der Neuen Welt verwaltet. Jesuitenmissionare bekehrten die Indianer. Die Besitzer der Haciendas importierten Neger. Im Laufe der drei Jahrhunderte wurden die nördlichen Provinzen von Pferde- und Viehzüchtern, Zuckerpflanzern, Rumfabriken und Kupferbergwerken dünn besiedelt und von einem Vizekönig, der in der Stadt Santa Barbara saß, regiert (wenn man überhaupt von einer Regierung sprechen kann).

Im Jahre 1817 befreiten sich die Bewohner, nach dem Vorgange anderer Kolonien, von der spanischen Herrschaft, riefen die Republik Santa Barbara aus und gaben ihr, zum Teil nach dem Vorbilde der Vereinigten

Staaten von Nordamerika, eine eigene Verfassung. Zur Zeit der Gründung der Republik hatte das Land etwa hunderttausend Einwohner, von denen kaum ein Drittel Weiße waren.

Bei der Befreiung der Stadt Santa Barbara von der spanischen Besatzung hatte sich ein ehemaliger englischer Marineleutnant namens William Higgs-Nixon besonders rühmlich hervorgetan. Das und die Tatsache, daß der Ein- und Ausfuhrhandel völlig in Händen englischer Kaufleute lag, war der Grund, weswegen in den Schulen Englisch unterrichtet wurde (und noch wird) und weswegen Engländer im ganzen Staate durchaus gern gesehen waren (und noch sind). Nach dem Unabhängigkeitskriege siedelte sich eine ganze Reihe englischer Einwanderer in der Nähe der Hauptstadt an. Die großen Kupferfunde der fünfziger und sechziger Jahre brachten weiteren englischen Zuzug, vor allem in Matoche. Nach dem Redencion-Kriege kamen dann wallisische Bergleute nach Meruel, und während der siebziger Jahre erfolgte ein neuer Nachschub englischer Einwanderer, die sich an der ganzen Nordküste entlang, in Pituba, als Zuckerpflanzer niederließen. Alle diese Männer, obwohl nur verhältnismäßig gering an Zahl, trugen dennoch entscheidend dazu bei, das Gesicht des Landes zu verändern, dessen Bevölkerungsziffer sich innerhalb von drei Generationen verzehnfachte.

Über diese entscheidenden Veränderungen im Gesicht des Landes aber wäre an dieser Stelle wenigstens das Folgende zu sagen:

Kurz nach Gründung der Republik bildeten sich die beiden politischen Parteien des Staates, die Feuda-

listen und die Modernisten. In Encinitas und im westlichen San Jacinto war der Wille der großen Grundherren noch durchaus Geseß. In der Stadt Santa Barbara, in Pituba und Meruel dagegen erhoben die jüngeren und aktiveren Schichten der Bevölkerung die Forderung nach Aufhebung der Grundherrschaft und nach weltlichem Schulunterricht. Da im besonderen der Kampf um die geistlichen Lehrer die Gemüter am meisten erhitzte, bekam die kirchliche Partei, die zugleich die Partei der Großgrundbesitzer war, den Spitznamen der „Chorhemden“ oder der „Weißen“, und da die „Roten“ eine Zeitlang ohne eigentlichen Führer waren, lag die Regierung der Republik vollkommen in den Händen dieser „Weißen“.

Wir haben bereits den Namen jenes Lopez Zubiaga genannt, der 1865 das Kohlengebiet von Redencion für Santa Barbara eroberte. Dieser Lopez, geboren im Jahre 1840, wurde der erste, politisch wirklich bedeutungsvolle Führer der „Roten“ oder der Fortschrittspartei. Zur Zeit des Redencion-Krieges war er ein großer, kräftiger, herrischer und hübscher junger Mann mit einem hochfahrenden Auftreten und einem verwegenen Mut. Er hatte blonde Haare und blaue Augen, was vielfach die Meinung aufkommen ließ, er sei gar nicht der Sohn des Großgrundbesitzers, sondern der Abkömmling eines Engländer's namens Corbet, Corphitt oder auch Cardiff, über den allerhand Gerüchte im Umlauf waren.

Nach der erfolgreichen Eroberung von Redencion wurde Lopez an Stelle des alten „weißen“ Generals Chavez zum Präsidenten der Republik gewählt. Als solcher vereinigte er die „Roten“ unter seiner Führung

und setzte mit ihnen die sogenannte liberale Reform durch. Meruel und Redencion wurden zu Bergwerks- und Fabrikenbezirken ausgebaut. Schule und Kirche wurden getrennt. Nach vier Jahren seiner Präsidentschaft aber kamen die „Weißen“ unter dem Hidalgo Miguel de Leyva erneut an das Ruder. De Leyva, aus San Jacinto gebürtig, war ein Mann von glühender Frömmigkeit, aber mehr kühn als klug, der die Fortschrittspartei fast bis zum Ausbruch eines Bürgerkrieges herausforderte. Bei der folgenden Wahl wurden daher die „Weißen“ aus der Regierung entfernt und die „Roten“ wieder eingesetzt, und zwar mit einem solchen Übergewicht an Stimmen, daß Lopez regieren konnte, wie er wollte. Nach der Wahl von 1878, die seinen Sieg nur wiederholte, erklärte sich daher Lopez selbst zum Diktator, „weil das Vaterland seiner bedürfe“.

Miguel de Leyva zog sich verärgert aus der Politik zurück. Den „Weißen“ blieben keine anderen Führer als der junge General Chavez, der aber schlapp, und Hermengildo Bazan, der nur ein Schönredner war.

Die Diktatur Lopez hob sich nach außen hin hervor durch den Aufschwung des Ausfuhrhandels in den östlichen Provinzen, durch das Anwachsen der Hauptstadt um das Dreifache und durch den Ausbau sämtlicher Hafenanlagen und Küstenbahnen. Wer allerdings nach 1884 genauer in die politischen Verhältnisse des Landes Einblick nahm, sah sehr bald, daß der wirkliche Diktator nicht mehr Lopez, sondern der alte Nordred Weycoff war, der Direktor der Vereinigten Zuckerkompanie und ein rücksichtsloser Geschäftsmann.

Um diese Zeit nämlich schlug die Seltsamkeit und Schroffheit, die von je in Lopez' Charakter vorhanden gewesen war, in offenbaren Wahnsinn um. Dieser Wahnsinn zeigte sich anfangs nur in der leidenschaftlichen Sucht zum Bau riesiger und kostspieliger öffentlicher Anlagen. Er baute die Kathedrale (ursprünglich ein Werk der kolonialen Renaissance) nach den Plänen des Tempels von Hloatl um. Er baute sich selbst einen Palast aus Glas, da er gehört oder mißverstanden hatte, daß auch die Königin von England in einem Glaspalast wohne. Dann baute er sich ein Sommerhaus mit einem silbernen Dach und einer elfenbeingetafelten und mit Gold ausgelegten Halle. Als „Roter“ gab er den Befehl, daß alles Brot, das in seinem Palast auf den Tisch kam, rot gefärbt würde. Er wurde zum ständigen Besucher der Schlachthäuser, um — wie er sagte — „die göttliche Farbe“ zu sehen. Er hatte zwei Günstlinge, Livio und Zarzas, zwei Negerdiener, Pluma Verde und Messer, und einen Sohn, den 1860 geborenen Don José, einen in der Seele nichtswürdigen Burschen von krankhafter Schönheit und Anführer einer Hofclique lasterhafter junger Leute. Gegen Ende des Jahres 1886 begann der Wahnsinn des Diktators neue Formen anzunehmen: Haß und Verdacht auf die „Weißen“, Furcht vor Attentaten und die Vorstellung, er selber sei Gott. Alle diese Einbildungen aber wurden von Mordred Weycoff nur noch genährt, der dabei aus jedem neuen Wahn neue Vorteile für sich oder seine Firma herauszuschlagen verstand.

Bei solchen Unternehmungen fand Mordred Weycoff bereitwilligste Unterstützung durch seinen siebenund-

zwanzigjährigen Neffen, Roger Weycock, der sich, nachdem er in der Diplomatenlaufbahn gescheitert war, seit 1883 in Santa Barbara ansässig gemacht hatte. Roger war ein schlanker umgänglicher Mann mit braunem Haar und blondem Schnurrbart, mit gefälligen Formen und einem undurchdringlichen Gesicht. Er war auch derjenige, der England über Santa Barbara unterrichtete. Durch seine geschickt geschriebenen wöchentlichen Berichte an die englische Presse stand die öffentliche Meinung Englands bis dahin durchaus auf Seiten Lopez'. Er wußte genau, daß Lopez wahnsinnig war, aber die „rote“ Partei schanzte seiner Firma Aufträge zu, und die „Weißen“ waren bei ihm völlig unten durch, seitdem der alte Miguel de Leyva ihn einmal in einem Vorzimmer hatte warten lassen und dann, ohne ihn zu beachten, an ihm vorbei und zum Essen gegangen war.

Miguel de Leyva war tot. Er hatte eine ganze Reihe von Kindern hinterlassen, darunter als jüngstes ein im Jahre 1868 geborenes Mädchen Carlotta. Sie schien bereits als Kind wie ein Wesen aus einer anderen Welt. Sie geht durch diese Erzählung (wie durch viele andere) als ein Wunder, das allein im Vorüberstreifen schon alle Dinge seltsam verwandelt. Sie besaß jenen zarten unennbaren unirdischen Zauber, dem weder Mann noch Weib noch Kind zu widerstehen vermochte. Die Indianer von San Jacinto fielen auf die Knie, wenn sie an ihnen vorüberging. Manch einer wußte zu erzählen, daß Tiere und Vögel sich zutraulich in ihre Nähe drängten. Zum mindesten aber war sie von ungewöhnlicher Schönheit und seltenem Liebreiz.

Miguel de Leyva hatte fernerhin eine Schwester Emilia, die mit einem Piranha verheiratet gewesen war und nun nach dem Tode ihres Mannes in der Stadt Santa Barbara und in einem für ihre Verhältnisse viel zu weitläufigen Hause wohnte. Sie hatte mit ihrem Manne zusammen des öfteren, entweder zum Vergnügen oder in Kupfergeschäften, Reisen nach England gemacht. Sie sprach ausgezeichnet Englisch. Sie brachte auch ihre Tochter Rosa, die gemeinsam mit ihrer Base Carlotta die Klosterschule besucht hatte, in einem englischen Haushalt unter. Wenige Monate vor Beginn unserer Erzählung war Rosa Piranha aus England nach Santa Barbara zurückgekehrt.

Rosa Piranha war zu dieser Zeit nicht ganz zwanzig und ein paar Monate älter als Carlotta. Sie war zierlich und zart, aber besaß einen fast männlichen Verstand, Mut und Entschlossenheit zu allem. Sie war sehr kurzichtig und trug stets, selbst im Hause, farbige Brillengläser. Dennoch war sie heiter und anziehend. Sie hatte auch während ihres englischen Aufenthaltes mehrere Heiratsanträge von Engländern erhalten, die sie aber ablehnte, da sie nicht in eine fremde Religion hineinheiraten wollte. Sie hatte braunes Haar, kein schwarzes wie die meisten ihrer Landsmänninnen, und vereinigte in sich jugenhafte Reife mit weiblicher Anmut.

Fast die gesamte Provinz Encinitas gehörte einem letzten Nachkommen des Konquistadors, dem Don Manuel de Encinitas, der mit seiner alten Mutter (die Königin-Witwe genannt) in seinem Stadtpalast oder auf seiner Hacienda lebte. Don Manuel war 1857

geboren. Er ist nachmals so oft geschildert worden, daß man von ihm nur zu sagen braucht: er war wirklich ein Edelmann, vornehm im Denken wie im Handeln. Zu der Zeit unserer Erzählung war er noch unverheiratet und nicht ganz dreißig. Als junger Mann und vor dem Tode seines Vaters hatte er seine Brausejahre zusammen mit anderen jungen Leuten in der Stadt verbracht. Er war mit Don José, dem Sohne des Diktators, befreundet gewesen. Er hatte sogar schwarze Magie getrieben. Alles das aber hörte auf, als 1879 sein Vater starb. Seitdem lebte er in Encarnacion und züchtete Pferde für seine Landsleute, die zu den besten Pferdekennern der Welt gehören. Die Gestalt, das Aussehen und die stolzen herrischen Augen hatte er von seiner Mutter, der Königin-Witwe, einer geborenen Peralta aus Matoche, geerbt.

Im Oktober 1886 begegnete Don Manuel zum ersten Male Carlotta de Leyva. Im gleichen Monat noch verlobten sich die beiden zur größten Freude der Königin-Witwe, deren sehnlichster Wunsch, eine Frau für ihren Sohn, damit in Erfüllung ging.

Am Neujahrstage 1887 beschloßen Carlotta und Don Manuel, daß ihre Hochzeit zu Ostern in der Kathedrale von Santa Barbara stattfinden sollte.

Am gleichen Neujahrstage gab der Diktator Don Lopez in seinem Palast an der Plaza Verde der Hauptstadt ein Frühstück, an dem die Prominenten des Landes, die „roten“ Minister, sein Sohn Don José, seine Günstlinge Don Livio und Don Zarzas, mehrere Kaufleute, englische Unternehmer und der Erzbischof von Santa Barbara teilnahmen. Bei diesem Essen beschuldigte

der Diktator offen und vor aller Ohren den Erzbischof, er mißbrauche die Macht der Kirche gegen die „rote“ Partei. „Wie der Allmächtige habe ich meine Augen überall“, sagte er. „Außerdem kann es nicht zwei höchste Gewalten nebeneinander geben, die eine hier und die andere im Himmel.“

Dem entgegnete der Erzbischof: „Es gibt nur eine höchste Macht. Das hat auch Luzifer erfahren müssen.“

Darauf erwiderte Don Lopez: „Aber ein Größerer als Luzifer regt seine Schwingen.“ Nachdem er das drohend hervorgestoßen hatte, erhob er sich von der Tafel, befahl dem Neger Pluma Verde, er solle den Wagen des Geistlichen vorfahren lassen, und lud die übrigen Gäste ein, ihm zu folgen und sich die Tänzerinnen anzusehen.

Roger Weycock, der an diesem Frühstück teilnahm, hat in seinem Buche „Der letzte Diktator“ einen Bericht darüber hinterlassen, in dem er sagt, er habe sofort das bestimmte Gefühl gehabt, daß innerhalb des Staates eine Explosion bevorstünde. Er schrieb auch noch am gleichen Tage an die englischen Zeitungen, daß Don Lopez von dem Plane einer „weißen“ Verschwörung gegen ihn Kenntniss bekommen habe. „Namen werden zwar nicht genannt, aber sämtliche großen weißen Familien, ebenso wie die Kirche sollen darin verwickelt sein. Möglicherweise wird sich Don Lopez gezwungen sehen, äußerste Maßnahmen zu ergreifen, um ein für allemal die Gewaltandrohungen der Weißen zu ersticken. Die Weißen haben es ihm niemals verzeihen und werden es ihm niemals verzeihen, was er für die liberale Reform und für den Neubau des Staates ge-

leistet hat. Die Kirche haßt ihn, weil er die Schulen verweltlicht hat. Die Großgrundbesitzer hassen ihn, weil er einen Mittelstand hat groß werden lassen, der sie im Senat kaltstellt und im Kongreß überstimmt. Deswegen braucht man zwar noch nicht zu befürchten, daß entweder die Kirche oder die Hidalgos so weit gehen werden, einen Neuchelmörder zu dingeu, aber beide Gruppen der Weißen haben in ihren Reihen zahllose hizköpfige, unwissende und leidenschaftliche Fanatiker, denen die Ermordung des Diktators geradezu eine gottwohlgefällige Tat wäre. Was Don Lopez offenbar erwartet, ist ein allgemeiner Aufstand der Weißen gegen seine Regierung etwa in der Zeit des Osterfestes. Aber zweifellos ist sich ein Herrscher wie Don Lopez bewußt, daß gewarnt gewappnet bedeutet, und wir brauchen deshalb nicht daran zu zweifeln, daß er die Lage völlig in der Hand behält.“

Noch ein zweiter Engländer sah Don Lopez an diesem Neujahrstage und schildert ihn folgendermaßen: „Ich beobachtete Don Lopez, während ich bei ihm war, sehr genau, denn ich hatte die seltsamsten Geschichten über seine Vausucht, über Zedernholz, Elfenbein, Silber und dergleichen gehört. Ich hatte sie für Gerüchte oder für Übertreibungen gehalten, aber jetzt bin ich fest von deren Wahrheit überzeugt. Er hat tatsächlich derartige Bauten errichtet oder zu errichten begonnen, aber nicht vollendet. Er vollendet nie. Er beginnt und beginnt dann etwas Neues und beginnt dann wiederum etwas noch Gewaltigeres. Die ganze Zeit über, die ich bei ihm war, spielten unsichtbare Musikanten auf irgendwelchen indianischen Instrumenten, anscheinend Saiten-

instrumenten und auf einer Art von Rasseln. Es wirkte anfangs verblüffend, dann verwirrend, dann erregend und aufpeitschend. Man erzählte mir, daß diese Musik ständig in seinem Palaste spiele. Er hörte sich das, was ich zu sagen hatte, aufmerksam an und erklärte, daß meine Wünsche erfüllt werden sollten. Dann aber sagte er zu meinem Erstaunen: ‚Man trachtet mir nach dem Leben. Einer von denen stand heute nachmittag hinter der Thür. Sehen Sie dort den Mann, dort an dem Gitter? Das ist auch ein Mörder, den die Weißen bestochen haben, um mich zu töten. Aber meine Sendung hier ist noch nicht beendet. Sie hat erst begonnen. Was tat Jupiter im Himmel? Er schmiedete Donnerkeile. Er zerschmetterte sie. Doch Jupiter war allsehend. Auch ich werde allsehend sein. Dieser Palast mag für Ihre Augen aus Stein erscheinen, aber er ist nicht Stein. Es sind lauter Augen. Die Stadt ist lauter Augen. Ich sehe durch sie in ihre Herzen, in ihre geheimsten Beratungen, hinter die Maske ihres Gottes. Nur noch eine kurze Weile und die Welt wird erkennen, daß auch ein Herrscher gottgleich sein kann, wie in Rom.‘ Mir wurde ein wenig unbehaglich bei seinen Worten und bei der sonderbar flatternden Art, mit der er sie aussprach. Ich hatte ihn einige Jahre zuvor gesehen und war damals von dem Bilde seiner, wenn auch hochfahrenden Herrennatur tief beeindruckt worden. Dieses Gehabe hatte er zwar noch an sich. Er wirkte herrisch und hochfahrend, und doch war jetzt etwas an ihm, das nicht mehr jenen starken Eindruck hinterließ. Sein Haar schien dünn und strohig, seine Haut dürr und seine Augen glanzlos und glänzend zugleich. Dazu schien sein Mund, der sonst

stets einen Ausdruck zwischen Hohn und Verachtung getragen hatte, jezt ständig auf einer Seite offenzustehen, so als wolle er die Zähne zeigen. Vielleicht war es eine Mißbildung, etwa ein Muskelzucken, das zur Gewohnheit geworden war, aber sie erweckte den Eindruck einer nervösen Erregtheit und Reizbarkeit, die schon nicht mehr menschlich, sondern, wie es mir vorkommen wollte, die eines reißenden Tigers war. Mir drängte sich dabei unwillkürlich die Erinnerung an eine der letzten Büsten Neros auf. Als er mich durch das Fenster auf das marmorne Becken hinausblicken sah, mit dem der Brunnen des Palastes eingefast war, fragte er mich plötzlich: ‚Was für eine Farbe hat das Wasser in dem Brunnen?‘ ‚Es sieht weißlich aus‘, antwortete ich. ‚So weit ist also meine Nachsicht mit den Weißen gegangen‘, sagte er, ‚aber sie mögen sich hüten, oder ich werde den Brunnen mit ihrem eigenen Blute füllen, und ihre Töchter sollen kommen und sollen es springen sehen. Wenn sie Gott allzu oft um Hilfe anflehen, wird Gott sich vor ihnen verhüllen. Wenn Sie einen Freund unter den Weißen haben, sagen Sie ihm das. Ich bin geduldig wie Gott. Aber sagen Sie ihnen das.‘ Während der ganzen Zeit, in der er so redete, standen zwei große Neger hinter seinem Thron und hielten jeder ein Schwert. Sie waren bis zu den Hüften nackt. Man konnte sie manchmal für Bronzestatuen halten. Das widerliche Geschöpf Don José, sein Sohn, stand an einem anderen Fenster und tötete Fliegen. Er war ein verweichlicht aussehender junger Bursche, krank, lasterhaft, mit einem Gesicht von ungewöhnlicher Schönheit, das aber weder Verstand noch Wille, sondern nichts als

Verdorbenheit ausdrückte. Als sein Vater schwieg, wandte er sich an mich. ‚Wir werden eine Bluttaufe abhalten‘, sagte er, ‚bei Flötenmusik‘. Danach wurde es für den Diktator Zeit zum Ausritt. Seine Indianer kamen mit dem Reitkostüm, einem goldenen Kopfschmuck und einem goldenen Kettenpanzer, über und über besetzt mit den scharlachroten Schopffedern des Dillvogels. ‚Sehen Sie‘, sagte er, ‚was man mich zu tragen zwingt? Ich, der ich Gott der Vater dieses Landes bin, muß einen goldenen Panzer tragen, um nicht ermordet zu werden. Aber man möge sich hüten!‘ Nachdem er angekleidet war, sah er, wie stets, über alle Vorstellung erhaben und prunkvoll aus. Ich begriff, warum seine Indianer ihn wie einen Gott verehrten. Sie hängten ihm ein scharlachrotes Serape über die Schultern und geleiteten ihn hinaus zu seinem Pferde. Es war ein weißer Hengst, den er, wie man ihm später nachsagte, mit Menschenfleisch gefüttert haben soll. Er und seine indianische Leibwache galoppierten davon. Aus Angst vor einem Attentat, die bei ihm schon zu einer Heimsuchung geworden war, ritten sie stets nur im Galopp. Ich muß gestehen, ich war froh, als er fort war. Einer seiner Neger, der mit dem Messer, meinte: ‚Er reiten weißes Pferd. Er den Weißen zeigen, wie er sie reiten. Er reiten mit Sporen. Verstehen Sie?‘

Bill Ridden, ein Engländer, der in unserer Erzählung nur eine vorübergehende Rolle spielt, hatte als junger Mann einige Jahre in Santa Barbara gelebt und hatte sich im Kupfergeschäft in Matoche ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben. Damals und später während der Kupferkrise hatte er sich eng mit den Piranhas befreundet. Er war ein Mann mit einem ausgeprägten Anhänglichkeitsgefühl. Er blieb auch noch lange, nachdem er nach England zurückgekehrt und dort festhaft geworden war, mit seinen Freunden in Santa Barbara in Verbindung. 1857 hatte er Sarah Ocle geheiratet, eine laute, lebhaft, frische Frau, oder wie er sich ausdrückte: „eine kräftige Stute“. Von ihr bekam er (ebenfalls nach seinen eigenen Worten) „ein paar hübsche Fohlen und einen verdammten Windhund, den ich am besten gleich hätte ersäufen sollen“. Dieser „Windhund“ war sein jüngster Sohn Highworth Foliat Ridden, 1869 geboren und zu Beginn unserer Erzählung nicht ganz achtzehn Jahre.

Im Hause Bill Riddens hatte Rosa Piranha ihr Jahr in England verbracht. Das Haus, in dem bereits Bills Vorfahren mütterlicherseits, die Foliats, gewohnt hatten, war ein kleiner roter Ziegelbau mit einem Pferdestall dahinter und den grünen Hügeln Südens ringsum. Hier züchtete Bill seine Rennpferde und ritt er hinter der Meute. Bill war ein ziemlich grober Patron, rauh und verlegend, halb Kneipwirt, halb Pferdehändler im Auftreten, aber seltsam umgängig mit Frauen und mit Pferden. Er liebte seine Tochter Bell und haßte seinen jüngsten Sohn. „Wenn er ein Rötter geworden wäre“, pflegte er zu sagen, „dann

hätte ich ihn mit der Nase unter Wasser stecken können. So aber bleibt mir; Gott sei's geklagt, nichts weiter übrig, als ihn hineinzuschmeißen und aufzupassen, ob er wenigstens so viel Murr im Leibe hat, daß er die Nase über Wasser behält."

Seine Frau, Sarah Ridden, liebte ihren Sohn, aber sie wollte ihn so haben, wie die anderen Jungen waren, und vor allem er sollte „nicht immer an Maschinen herumfummeln“. Außer ihm und der Tochter Bella, die ein Jahr älter als der Junge war, hatten sich die übrigen Kinder bereits von den Eltern gelöst und waren in die Welt hinausgegangen. Sarah Ridden fand, daß das Leben leichter sein würde, wenn auch der jüngste Junge erst aus dem Hause wäre und wenn er, wie sie sagte, „meinem Alten nicht mehr die Widerborsten hochtreibt“. Ruhiges Leben, die Frühjahrsrennen in Liverpool und Spargel: das waren für sie die erstrebenswerten Dinge dieser Welt. Dazu war sie eine ausgezeichnete Reiterin und verstand wirklich etwas von Pferden.

Bell Ridden, die Tochter, war ein hübsches, ein wenig scheues Mädchen und wurde von Vater und Mutter vergöttert. Sie half ihrem Vater im Rennstall und hatte eine glückliche Hand für Pferde. Die Stallburschen liebten sie, und sie wußte besser mit ihnen fertig zu werden als der Vater.

Die fünf übrigen Kinder lebten hier und da verstreut, Polly und Sally waren verheiratet, Harold in einem Linienregiment, Chilcote und Rowton waren in London und machten in Kupfer.

Der jüngste Sohn, Highworth Foliat Ridden, der Hai dieser Blätter, wußte noch nicht, was er werden

sollte. Er war mittelgroß, untersezt, hatte braunes Haar, ein offenes Gesicht, Sommerprossen und Falten neben den Augenwinkeln, weil er für gewöhnlich ohne Hut ging. Seine Augen waren graublau, die Brauen dunkler, als man es nach der Augenfarbe erwartet hätte. Er hatte eine kleine Stumpfnase, wohlgeformte und richtig sitzende Ohren. Sein Mund war breit, aber gefällig, schmallippig und fest. Er war wirklich ein hübscher Junge, der mit anderen Eltern oder mit sich allein sicher gut fertig geworden wäre. Als Lester von sieben kam er zu einer Zeit, da seine Eltern von Kindern eigentlich genug hatten und sich nur noch, wie sie erklärten, „zum guten Schluß ein kleines Stutfohlen“ wünschten. Als aber Hai sich als ein Hengstfohlen herausstellte, oder wie Bill sich ausdrückte: als „wieder so ein Bock“, da war er vom ersten Augenblick an für sie die Enttäuschung. Er ging auf die gleichen Schulen wie die anderen Riddens. Er saß seine Zeit ab, aber er lernte nichts. Er „fummelte dauernd an Maschinen herum“.

Während der Weihnachtsferien rief Bill ihn eines Tages in sein „Studierzimmer“, in dem er eigentlich nur seine beiden Jagdhörner, sechs Bilder von Fuchsjagden, sieben Fuchsmasken (eine davon, in einem strengen Winter geschossen, fast weiß), elf Geweihe auf einem Brett, drei kleine Ölbilder von Zuchtpferden, alle möglichen Sorten Tabak und zahlreiche Flaschen selbstgemachten Likörs aufbewahrte.

„Also, Sighworth“, begann er, „du bist jetzt in dem Alter, in dem du dich zu entscheiden hast, was du werden willst. Du hast eine erstklassige Schulbildung genossen. Das heißt, wenn du nichts gelernt hast, so ist das ganz

allein deine eigene Schuld. Bekostet hat sie genug. Nun, wie denkst du dir deine Zukunft? Was willst du werden?"

"Wie du weißt, wollte ich von Anfang an Ingenieur werden."

"Darüber haben wir beiden uns schon einmal unterhalten. Ich denke, du kennst meine Ansicht über diesen Punkt, und zwar endgültig. Aber das war schon genau die Antwort, die ich nach deinem letzten Zeugnis von dir erwarten mußte. Erst verträdelst du deine Zeit auf einer teuren Schule mit kindischen Spielereien und dann erklärst du mir, du willst Ingenieur werden. Für deine Mutter und für deine Schwester dürfte das allerdings ein sehr erfreulicher Anblick sein: du als Klempner mit einem Schraubenschlüssel bei der Reparatur eines Kanalrohres. Weiß Gott, Bengel, du hast einen ungemein ausgeprägten Sinn für Ehre und Ansehen, das muß man schon sagen."

Hai erwiderte, der Ingenieurberuf sei ein durchaus angesehenener und immer mehr gesuchter Beruf.

"Was weißt du denn davon, ob das ein angesehenener Beruf ist?"

"Weil er den Menschen zum Herren über die Kräfte der Natur macht."

"Deine Natur kann mir gestohlen bleiben. Die Natur, nach Schmieröl zu stinken, wenn man irgendwo zum Abendessen eingeladen ist. Du bist ein Ribben und ein Foliat, und ich werde es nicht zulassen, daß du diese ehrenwerten Namen mit Wagenschmiere verdreckst, bloß weil du irgendein umstürzlerisches Zeug zu lesen gekriegt hast, bloß weil du nicht so viel Verstand besitzt, solche Bücher in die nächste Ecke zu schmeißen, und bloß weil

du nicht so viel Grips im Schädel hast, den Quatsch zu kapieren. Es gibt schon noch das eine oder andere, was ein anständiger Mensch anfangen kann, ohne die Selbstachtung dabei zu verlieren und ohne auf eine Einladung zum Abendessen verzichten zu müssen. Aber mit einem Schraubenschlüssel herumlaufen: das gehört bestimmt nicht dazu.“

„Ich lege genau so wenig Wert darauf, mit einem Schraubenschlüssel herumzulaufen wie zu einem Abendessen eingeladen zu werden.“

„Worauf legst du denn überhaupt noch Wert?“

„Ich möchte Maschinenbau lernen, weil ich mich schon immer für Maschinen und für technische Dinge interessiert habe.“

„Heißt das vielleicht etwas anderes als mit einem Schraubenschlüssel herumlaufen? Und kannst du mir womöglich auch schon angeben, wie man Maschinenbau lernt?“

„Wenn es dir recht wäre, könnte ich zunächst in eine Maschinenfabrik gehen.“

„Deine Maschinenfabrik kann mir gestohlen bleiben.“

„Das sehe ich nicht ein. Dafür eigne ich mich nun einmal.“

„Aber ich sehe es ein, und ich will es nun einmal nicht haben.“

„Doch warum nicht? Ich würde dort arbeiten, und ich würde dir bestimmt keine Schande machen.“

„Deine Begriffe von Schande sind nicht die meinen. Deine Begriffe von Schande entspringen genau der Gefinnung, die unser Land und alles, was darin ist, zugrunde richten wird.“

„Ich verstehe nur nicht, wieso? Aber ich möchte mich nicht mit dir streiten. Für mich ist ganz allein entscheidend: die Wahl meines Lebensberufes.“

„Und für mich ist es genau so entscheidend, daß mein Sohn keine falsche Wahl trifft.“

„Ein Beruf, für den ein Mann sich nach eigenem Herzen entscheidet, kann niemals eine falsche Wahl sein.“

„Aber du bist eben kein Mann. Du bist ein verdammter Esel von Bengel. Und darum ist es meine Sache, für dich zu entscheiden. Ganz gleich, was du wirst, auf jeden Fall muß ich das Geld dazu hergeben. Ich nehme doch an, daß du wenigstens das nicht abstreiten wirst.“

„Ich habe mir bereits überlegt, ob du mir nicht das Geld von Tante Malloney, das ich bei Großjährigkeit ja sowieso bekomme, schon jetzt als Darlehen geben und mich für mich selbst bezahlen lassen könntest.“

„Was für dich selbst bezahlen?“

„Meinen Unterhalt und die Lehrgelder während der Ausbildungszeit. Würdest du mir das Geld dafür vorschießen?“

„Ich werde mich hüten. Ingenieure und solche Genossen sind in meinen Augen Verbrecher, mit denen ich nichts zu tun haben will. Sie besudeln Gottes Erde. Sie haben die Jagd zugrunde gerichtet. Sie werden genau so mit den Pferderennen aufräumen. Wenn du ein Bengel wärest, der auch nur ein bißchen Herz im Leibe hätte, anstatt eines Uhrwerks, dann wärest du meiner Ansicht nach heilfroh gewesen, daß du hier zu Hause hättest bleiben und im Stall hättest mithelfen

können. Die Pferdezuucht ist so ziemlich noch das einzige, was sich unser armes Land in diesen elenden Zeiten bewahrt hat. Gott sei Dank gibt es noch Pferde. Gott sei Dank brauchen wir noch keine Maschinenkutscher, die ein Zehntel der Arbeit für den doppelten Lohn leisten. Warum ziehst du dir nicht deine Jacke aus und kommst mit in den Stall? Das ist Arbeit, die gebraucht wird. Das ist angenehme Arbeit und die Arbeit eines Gentleman. Was will man mehr? Oder hast du dagegen auch schon wieder was einzuwenden?"

"Nein. Nur ich eigne mich eben nicht für Pferde. Außerdem hast du Bell für den Stall. Ich würde da nur im Wege sein."

"Du schämst dich also, mit deiner Schwester zusammen zu arbeiten?"

"Nein. Aber Bell würde mich nicht haben wollen, und du würdest dauernd an mir herumschimpfen."

"Verdammt noch mal, ihr Bengels macht einem ja auch nichts weiter als Scherereien, über die jeder Vater das Schimpfen kriegen kann. Ihr geht drei Jahre auf Vorschule, dann fünf Jahre auf die höhere Schule, dann verlangt ihr noch mal sieben Jahre unterhalten zu werden, solange ihr einen Beruf lernt, und wenn ihr den mit Ach und Krach gefressen habt, dann könnt ihr noch nicht einmal davon leben. Ich habe mich mit deiner Mutter ausgesprochen. Ich habe mit Rosa Piranha vor ihrer Abreise darüber gesprochen. Du wirst nicht wieder in die Schule gehen. Dazu bin ich seit deinem letzten Zeugnis fest entschlossen. Du wirst eine Woche oder zwei zu Hause bleiben, wirst dein Zeug in Ordnung

bringen lassen und dann das tun, was ich auch getan habe. Du wirst nach Santa Barbara gehen und versuchen, dich auf eigene Füße zu stellen. Du bekommst Empfehlungsbriefe von mir mit an Bekannte, und zwar an einflussreichere Bekannte als ich sie je gehabt habe. Ich werde dir eine Anlaufzeit lassen, in der du dich zunächst einmal umsehen kannst. Dir soll wenigstens die Möglichkeit geboten werden, etwas hinter dich zu bringen. Ich sage nicht gerade in Kupfer. Das ist heute vorbei. Aber in einem neuen Lande gibt es immer neue Dinge und neue Möglichkeiten. Zucker, Tabak und Viehzucht gehen immer. Holz, Kakao, Piassava und ein Haufen anderer Sachen sind auch nicht schlecht. Wie gesagt, es sollte dir möglich sein, etwas hinter dich zu bringen. Wenn nicht, dann hast du es dir selbst zuzuschreiben. Wie jeder andere jüngste Sohn mußt du dich jetzt selbst durchbeißen. Ich habe es satt, mich mit dir über die höheren Schönheiten von Zahnrädern herumzustreiten. Ich habe bereits an Bekannte geschrieben und habe dir auch deine Schiffskarte bestellt. Da du nicht bei uns im Stall arbeiten willst und da du zu keinem anderen eigenen Entschlusse kommen kannst außer zu dieser verdammten dreckigen Firlefanzerei, die ich nicht haben will, so wirst du nach Santa Barbara gehen. Du kannst dabei mehr als von Glück sagen, daß dir diese Chance geboten wird. Nur sehr wenige jüngste Söhne kommen überhaupt mal nach draußen. Alle anderen bleiben in einer stinkigen Stadt hocken, wo selbst die Pferde schon das Roßen kriegen, wenn sie bloß die Luft einatmen. Du ziehst die Nase kraus, wie? Ich wollte, ich könnte selber noch einmal nach Santa Barbara

fahren und noch einmal die gleiche Zeit durchmachen. Im übrigen kannst du die Nase rümpfen, so viel du willst, aber die Sache ist ein für allemal erledigt. Also richte dich danach. Wenn du das Land erst einmal gesehen hast, bist du mir dankbar, daß ich dich rausgeschickt habe. Und wenn du erst einmal ein paar Tage drüben gewesen bist, dankst du deinem Schöpfer für dein Glück.“

Hai gab seinem Vater keine Antwort mehr. Er wußte, der Stab war gebrochen. Sein Herz stand still bei dem Gedanken an das fremde Land. Sein Herz schlug dennoch wieder höher bei dem Gedanken an die Erlösung von der Schule und an das beginnende Leben. Er sah zwar noch einen Hoffnungsstrahl, aber den löschte ihm die Mutter.

„Dein Vater hat nun einmal seinen Dickkopf aufgesetzt,“ sagte sie. „Zwischen dir, Hai, und mir hat er ein schlechtes Jahr hinter sich. Also mache gute Miene zum bösen Spiel und fahre. Drüben hast du viel mehr Aussichten als hier. Darum sei artig. Außerdem ist Tante Malloneys Geld festgelegt. Ich glaube nicht, daß du es überhaupt frei kriegtest, selbst wenn dein Vater seine Zustimmung gäbe.“

Trotz Bill Riddens drängender Eile gab es aber zunächst noch eine Verzögerung. Rosa Piranha schrieb gleich in ihrem ersten Briefe, die politischen Verhältnisse in Santa Barbara seien zur Zeit etwas ungeklärt. Bill mußte notgedrungen eine Atempause einlegen, während der er durch seine Söhne bei Kupferkaufleuten und durch seine Freunde bei der Vereinigten Zuckerkompanie Erkundigungen einziehen ließ. „Wahrscheinlich hat das

im Grunde mal wieder nichts auf sich“, sagte er, als er die Berichte bekam. „Die ‚Roten‘ und die ‚Weißen‘ liegen sich ja dauernd in den Haaren. Das kennt man bei diesen Ausländern nun mal nicht anders. Das braucht für den Bengel gar nichts auszumachen, wenn er nur so viel Verstand hat, sich da herauszuhalten. Also laß ihn fahren und laß ihn zusehen, wo er den Verstand herkriegt.“ Es gab noch eine weitere kleine Verzögerung durch die Abschiedsbesuche bei den Verwandten. Als aber Hai davon zurückkam, standen seine ameisensicheren Blechtöffer fertig gepackt, und gegen Ende Februar fuhr er schließlich mit der „Recalde“ ab nach Santa Barbara.

In der gleichen Woche, in der Hai die Heimat verließ, ließ Don José, der Sohn des Diktators, in der Elfenbeinhalle seinem Günstling Lucas Zanja die Kehle durchschneiden, um, wie er sagte, „den Unblick von Blut auf Elfenbein zu genießen“. Die Berichte in den Zeitungen waren überschrieben:

FEIGES ATTENTAT
AUF DEN SOHN
DES PRÄSIDENTEN

Und fügten in kleineren Lettern hinzu:

MÖRDER BEI DEM
VERSUCH GETÖTET

Die „Weißen“ unternahmen nichts. Zanja war selbst für einen „Roten“ der Hofclique allzu berüchtigt.

II.

Hai hatte sich vorgenommen gehabt, während der Ausreise auf der „Recalde“ wenigstens so viel Spanisch zu lernen, daß er sich drüben „einigermaßen damit durchschlagen“ könnte. Doch das Schicksal wollte es anders. Bis hinter Lissabon lag er seekrank in seiner Koje. Dann fingen sie an, Deckspiele zu treiben. Dann geriet er durch Zufall an den Dritten Ingenieur, der auf technische Dinge genau so verfaßten war wie er selbst, und seitdem verbrachte er die meiste Zeit in der Kabine des Dritten Ingenieurs oder unten im Maschinenraum. Mit dem Spanischlernen wurde es schon gar nichts. „Aber wozu brauchen Sie das auch?“ sagte der Dritte Ingenieur. „Die Leute drüben sind intelligent genug. Die merken schon, was Sie wollen.“

Zehn Morgende später wurde Hai von seinem Rabinensteward mitten aus dem Schlaf geweckt.

„Es wird hell, Mr. Ribben. Wir laufen gerade in den Außenhafen ein.“

Hai ging im Pyjama an Deck. Er sah vor sich das verheißene Land Santa Barbara, mit dem er sich in seinen Gedanken nun schon so oft beschäftigt hatte. Über der Küste lag es noch dunkel und dicht. Ganz nahe zu seiner Rechten schien ein großes Leuchtfeuer. Weit hinten links bligte ein kleines Blinkfeuer auf. Dazwischen, rings um die weite Bucht, glänzten die Lichter der Stadt und der ankernden Schiffe. Die Stadt selbst war wenig mehr als ein trüber Dunstfleck in dem Dunkel, das über dem Ufer lag. Weit jenseits der Stadt aber

standen, aufgereiht wie Krieger in einer Schlacht, die Felszacken der Sierra der Heiligen Drei Könige. Ihre Häupter hoben sich aus den Wolken empor gleich Bergspitzen einer anderen Welt. Nun das Morgenlicht über sie hinglitt, schienen sie wie leuchtendes Geschmeide. Der Monte Gaspar glühte wie Gold, der Monte Baltasar wie eine purpurne Blutblase und der Monte Melchior blau wie ein entzündeter Finger. Während Sai noch versunken die Schönheit dieses Bildes im Auge hielt, begann auch die Bucht Farbe zu bekommen. Er sah weithin zu seiner Linken große Lagunen sich hinziehen, auf die jetzt seltsame, unbekannte, aus ihrer Nachtruhe an Land aufgeschreckte Vögel hinausflogen.

„So hätte ich es mir niemals vorgestellt“, dachte er bei sich. „Es ist wie ein Paradies auf Erden. Hier kann man nicht anders als glücklich sein.“

Als die „Recalde“ auf langsame Fahrt ging, sah Sai, wie zu beiden Seiten eine Reihe von Leichtern auf sie zukamen, die von Männern gerudert wurden, wie sie Sai sich nicht einmal zu erträumen gewagt hätte. Es waren mächtige, wild und verwegen aussehende Gestalten, alle fast nackt, alle glänzend, als ob das Leben selbst von ihnen ausstrahlte, und alle von einer satten rotgoldenen Hautfarbe, gleich neuen Kupfermünzen. Noch der schwächteste unter ihnen sah aus, als ob er es mit zwei Europäern zugleich aufnehmen könne, und noch der gutmütigste unter ihnen sah aus, als sei er ein leibhaftiger Teufel oder als könne er sich jeden Augenblick in einen wirklichen Menschenfresser verwandeln. Alle trugen sie goldene oder beinerne oder kupferne Plättchen, die ihnen wie Briefkastendeckel von der Nase über den Mund herabhingen.

„Sehen Sie die Burschen da, Mr. Ridden?“ fragte der Kapitän von der Brücke. „Das sind Pitubas aus dem Innern des Landes und alles noch Menschenfresser. Ziehen Sie sich lieber einen Mantel über das Pyjama. Vielleicht ist Ihr Anblick mehr, als die da abkönnen. Menschenfleisch, weiß und jung, ist eine Delikatesse für die.“

Einige der Leichter schoren längsseit und machten fest. An allen drei Luken begannen die Winschen zu rasseln. Gepäck und Post wurde von Bord gegeben, noch bevor die „Recalde“ ihren Liegeplatz erreicht hatte. Beim Frühstück standen Blumen und Früchte auf den Tischen, von denen Hai auch nicht eine kannte. An den Blumen hingen Insekten in Farben gleich Edelsteinen und in Formen gleich Zweigen, Blättern und Grashalmen.

„Nun, Mr. Ridden“, meinte der Kapitän, „was sagen Sie zu Ihrem ersten Eindruck von der neuen Welt?“

„Wunderbar, Herr Kapitän“, antwortete Hai.

„Na, auch das“, gab der Kapitän zurück, „aber seien Sie erst einmal ein paar Jahre hier, dann verfluchen Sie diesen ewig blauen Himmel und dann würden Sie ein ganzes Jahresgehalt dafür hingeben, wenn Sie nur einmal wieder Ihren eigenen Atem sehen könnten.“

„Ich glaube nicht, daß ich je dessen überdrüssig werden könnte“, sagte Hai. „Dies ist das Land, wie ich es mir mein ganzes Leben hindurch erträumt habe.“

„Ganz hübsch, ja“, entgegnete der Kapitän, „aber London ist mir lieber.“

Nach dem Frühstück ließ Hai sich von der „Recalde“ an Land und zu seinem neuen Leben hinübrudern. Er sah das Schiff, das ihn noch mit der Heimat verband (seine Mutter hatte dort auf Deck gestanden und hatte sich dort

über die Reling gelehnt), zurücksinken in das Vergangene. Vor ihm aber lag die neue Welt, zu der er im Augenblick drei Schlüssel besaß: die Bekanntschaft mit den Piranhas, den Empfehlungsbrief an Mr. Roger Weycock von der Zucker-Kompanie und den Empfehlungsbrief an Mr. Allan Winter, einen Zuckerpflanze in der Nähe der Stadt, den der Vater irgendwo einmal kennengelernt hatte. Das waren die Schlüssel. Doch der Vater hatte ihm angeraten, sich nicht allzu sehr darauf zu verlassen. „Das, worauf du dich verlassen kannst, und das, worauf du dich ganz allein und wirklich verlassen kannst, bist du dir selbst. Das ist der einzige Schlüssel, der einem Manne alle die Tore öffnet, die zu öffnen es sich lohnt.“

Allerdings ohne rechtes Zutrauen gerade zu diesem Schlüssel und mit ein wenig Zagen, was er wohl seinem Fährmann zu bezahlen hätte, sah er sich der Landtreppe nähern, von wo Hafenumweller in fünf Hautfarben, Uferpiraten mit Turbanen und Halstüchern in sämtlichen Farben ihm grinsend die Zähne zeigten und ihm dabei über das Wasser hinweg alles mögliche, vom Bordell bis zur Kathedrale, offerierten. Als aber das Boot an der Treppe anlegte, hörte Sai plötzlich seinen Namen rufen: „Mr. Highworth! Mr. Highworth! Mr. Ridden! Mr. Highworth!“, er sah einen kleinen Mann die Stufen herunterstürzen und dabei brüllen: „Verdammt! Verdammt! Heute abend faufe ich mir einen an! Mr. Highworth! Mr. Highworth! Mr. Ridden! Ja, kennense mich denn nich? Ich Ihnen sofort auf den ersten Blick!“ Dann drehte sich der Mann zu den anderen Piraten um, die sich über Sais Gepäck hermachen wollten. „Saut ab da!“ schrie er sie in jenem

Safenkauderwelsch an, das sich aus den Schimpfworten aller zivilisierten Länder zusammensetzt. „Haut ab da, ihr hichos de puta! Dieser Senor ist meiner! Ja, kennense mich denn nich, Mr. Highworth? Ich Ihnen sofort auf den ersten Blick.“ Dabei weinte er wie ein Kind und verzog sein Gesicht, um die rollenden Tränen mit den Lippen aufzufangen. Er hatte bereits Hais ganzes Gepäck an sich genommen. „Sie müssen noch den Fährmann bezahlen“, sagte er. „Eins von den großen und eins von den kleinen Dingern. Der Bursche da ist einer von den Wilden. Sie hätten sich 'n konzessioniertes Boot nehmen sollen. Hätte Sie bloß eine Pesete gekostet.“ Dann stieg er die Treppe hinauf und drängte sich voran durch die Menge auf der Mole. „Dammi! Dammi!“ knurrte er immer von neuem, „und wenn ich mein letztes Hemd verschauern soll, heute abend saufe ich mir einen an.“ Er hatte ein Paar alte englische Reithosen an, eine schwarze Samtjacke, die ihm an den Schultern und an den Ellbogen viel zu eng war, einen breiten schwarzen Sombrero auf und ein Stück von einem gelben Serape über den Schultern. Hais mißtraute diesem Aussehen und der solchermaßen zur Schau gestellten Rührung des Mannes.

„Nu sehnsse mich doch mal an, Master Highworth“, sagte der Mann. „Kennense mich denn nu?“

„Nein,“ antwortete Hais. „Ich kenne Sie wirklich nicht. Wer sind Sie?“

„Sie kennen Hefekiel Rust nich?“ staunte der Mann. „Ich habe immer für Ihren Vater gedroschen, solange bis ich austrücken mußte. Ich habe Sie gekannt und habe Ihren Vater gekannt und Mr. Rowton und Miß Mary.

Aber das ist richtig, Sie waren ja noch klein, Mr. Highworth. Vielleicht haben Sie gar nicht mal was davon gehört. Vielleicht haben sie Ihnen nichts davon erzählen wollen. Von der grausigen Geschichte, die wo ich gemacht habe. Ich bin nämlich keiner wie alle, müssen Sie wissen. Ich habe nämlich ausrücken müssen. Ich bin Ruff. Der Mörder Ruff. Ich habe den alten Jagdhüter Jackson umgebracht. Das war ich. Wenn sie mich erwischt hätten, dann hätten sie mich aufgehängt. Erinnern Sie sich nu? Erinnern Sie sich nu, wie ich den alten Jagdhüter Jackson umgebracht habe?"

"Mein Gott, ja," sagte Hai. "Jetzt erinnere ich mich. Und hier haben Sie seitdem gesteckt?"

"Dammi! Dammi! und Gott sei Dank, daß Sie sich noch daran erinnern! Ich will nur sagen, ich bilde mir wirklich nichts darauf ein, Master Highworth, aber ich bin jetzt die ganzen sieben Jahre, sieben lange Jahre, in dieser unchristlichen Gegend und habe nie wieder was, von keinem Menschen habe ich auch nur die Bohne aus unserem alten Nest zu hören gekriegt. Aber ganz egal, ich Sorge für Euer Gepäck, Master Ribben. Ihr braucht jetzt ein anständiges Hotel. Da kommt bloß das 'Santiago' für Euch in Frage. Ich bringe Euch hin, Master Highworth, ich kümmere mich um Euch, ich Sorge für Euch, aber gehen Sie nich von mir weg, Master Highworth. Den Jagdhüter Jackson den hätte jeder andere auch umgebracht, so wie der geredet hat. Wir hatten nämlich Vollmond, und ich war so ganz zufällig unterwegs. Ja, ich will Euch mal genau sagen, wo ich war. Ich war da in dem kleinen Tal, wo das Wasser aus dem Berg kommt. Es war überhaupt gar kein

richtiger Mord. Ich war zufällig mit meinem alten Schießeißen unterwegs. Es war eine hübsche Mondnacht, und ich schnappte einen Hasen. Aber nu sagen Sie mal selbst: 'n Hase ist doch 'n schädliches Tier und ist doch kein Wild? Ich kriegte also meinen Hasen und steckte ihn in die Tasche und gehe so da längs. Da sehe ich mit 'n mal noch 'n Hasen, gerade an der Böschung neben der Straße. ‚Oha, Bürschchen‘, sage ich, ‚dich kriege ich auch noch‘, und ich hinter ihm her und geb ihm 'ne Ladung, und er springt auf die Böschung, und ich springe auf die Böschung, und da war das gar kein Hase, da war das in Wirklichkeit ein Fuchs. Ich seh ihn noch genau, wie ich oben auf der Böschung stehe. Aber da steht auch der Jagdhüter Jackson und sagt: ‚Nu habe ich dich, alter Freund‘, sagt er, und nu komm mal ganz friedlich mit.‘ Und ich sage: ‚Das war ja gar kein Hase‘, sage ich noch, ‚das war ein Fuchs, und ein Fuchs ist ein schädliches Tier und kein Wild.‘ Und er sagt: ‚Komm mal ganz friedlich mit. Dich habe ich schon lange auf dem Rieker‘, sagt er und knallt auf mich los, und eine von den Schrotkugeln, die ging mir durch die Gamasche, und da gab ich ihm auch Zunder, und wie ich richtig hinsehe, da ist er schon tot. Da ging ich über den Berg und sah einen Mann, der trieb eine Schafherde. Da legte ich mein Schießeißen in einen Graben, deckte was drüber und ging mit dem Mann hinter den Schafen her bis nach Salisbury. Aber das erzähl ich Euch noch alles. Wir gehen jetzt erst mal ins ‚Santiago‘.“

Hai erinnerte sich des Mannes nun wieder deutlich als eines Wilddiebes, der gelegentlich für den Vater Hunde oder Frettchen abrichtete. Er hatte in der Tat

den Jagdhüter Jackson erschossen, war als Mörder steckbrieflich verfolgt worden, dann aber entwischt. Hai war damals erst zehn gewesen, doch der Vorfall hatte in dem friedlichen Dorfe ungeheures Aufsehen erregt.

Hesekiel hatte inzwischen durch Zeichen und durch Laute, die wiederum die Zeichen erklärten, einen Wagen herbeigerufen. Für einen Augenblick machte er Anstalten, als wolle er bis zum Hotel zu Fuß hinter dem Wagen herlaufen, aber Hai gab es nicht zu. Er ließ ihn sich mit hereinsetzen.

„Sie sind der erste, Mr. Highworth, den ich aus unserem alten Nest wieder zu sehen kriege,“ fuhr Hesekiel fort. „Aber Sie müssen sich das mal ausdenken: wie ich nach Salisbury komme, da steht das doch schon in der Zeitung, daß sie die Leiche gefunden haben und daß ich das gewesen bin. Da sagte ich zu mir: es ist besser, du bleibst hier nicht allzulange, und bin raus aus der Kneipe. Aber gerade wie ich aus der Kneipe raustrete, kommen doch dreizehn Polizisten daher und suchen nach mir und gehen so ganz dicht an mir vorbei und nehmen mich nicht mit. Da sagte ich zu mir: wenn sie dich schon mal nicht mitgenommen haben, dann ist es das Beste, du gehst einfach hinter ihnen her, und ich gehe ein Stück hinter ihnen her, bis sie auseinandergehen. Da sagte ich zu mir: nun hat es ja doch keinen Zweck mehr, und gehe die Straße geradeaus weiter, und da treibt ein Mann Rüge vor sich her, und so sage ich zu dem: ‚Ich gehe doch diesen Weg längs, da kann ich dir ja auch helfen, die Rüge zu treiben.‘ Und so trieb ich denn ein Stück mit ihm längs, bis er mich auf einmal fragte: ‚Wo willst du denn hin?‘ Aber da sagte ich zu mir:

ich werde mich hüten und jemand verraten, wo ich hinwill, und sagte zu ihm: ‚Ich wollte gerade wieder umkehren und wollte in die Stadt zurück.‘ Und so drehte ich mich um, weil ich mir sagte: der wird ein Auge auf dich haben. Und er muß auch was gewittert haben, denn sonst hätte er mich doch nicht gefragt, wo ich hinwollte. Aber ich sagte zu mir: jetzt führe ich ihn an der Nase herum, wie ich die Polizisten an der Nase herumgeführt habe, jetzt gehe ich gerade durch die Stadt durch und auf der anderen Seite wieder heraus, denn da sucht mich doch keiner. Na schön, ich gehe also durch die Stadt, und wie ich so durch die Stadt gehe, komme ich in den Hof von einer Wirtschaft, und neben der Tür von der Wirtschaft, das war schon mehr so eine Art Torweg, da steht doch da George Rylands, der Kutscher von Mr. Hanshaw, und wenn ich noch einen einzigen Schritt weitergemacht hätte, dann hätte ich ihn schlankweg umgerannt. Aber da sagte ich zu mir: Hesekiel Rust, sagte ich zu mir, jetzt bist du verrast, jetzt haben sie es rausgekriegt, daß du hier bist, jetzt sind sie dir auf der Spur. Ich weiß nicht, was ich machen soll, aber da sehe ich mit einem Male, wie George sich rumdreht und in die Kneipe hineingeht, und ich hastenich was kannstenich los. So kam ich denn aus Salisbury wieder raus und kam in eine Gegend, da waren so allerhand Zigeuner. Ich kannte ein paar davon, weil sie bei uns mit Körben kamen, aber sie kannten mich nicht. Die fragte ich denn, wie man wohl am besten aus England herauskäme, und die sagten zu mir, sie würden mich schon ein Stück längs bringen. Am anderen Tage zogen wir los und kamen in eine Stadt. Ich hatte gedacht, bei den Zigeunern

Könnte mir nichts mehr passieren, aber wie wir durch die Stadt kommen, da wird mir denn doch mit einem Male heiß und kalt.“

„Wieso?“ fragte Sai. „Waren da vielleicht wieder Polizisten?“

„Wo denken Sie hin: Polizisten?! Soldaten! Hunderte von Soldaten! Die ganze Stadt wimmelte von Soldaten, und alle suchten sie nach mir. Aber ich schlängelte mich dann doch zwischen ihnen durch und kam wieder in eine Stadt, und da war nun ein Mann, der suchte einen anderen Mann, der wo ihm bei einem Bullen mithelfen sollte. Der Bulle, der sollte nämlich hier heraus nach Santa Barbara, und der Mann hatte auch schon jemand, der den Bullen mit rüberbringen wollte, aber wie es nun losgehen sollte, da kriegte der andere die Nase voll und haute einfach in 'n Sack, wenn Sie den Ausdruck verstehen, Mr. Ridden. Aber ich konnte denen doch nicht so geradezu auf die Nase backen, daß ich nichts anderes im Kopf hatte, als raus und über die Grenze. Dann hätten sie doch was gemerkt. Dann hätten sie doch sofort gewußt, daß ich der Mörder war. Dann hätten sie sich das doch sofort denken können. Darum tat ich erst mal so, als ob ich Angst vor dem Bullen hätte, und dann sagte ich, ich wollte meine alte Mutter nicht allein lassen, und dann sagte ich, ins Ausland zu gehen, das paßte mir schon gar nicht nach alledem, was man so über das Ausland zu hören kriegte. Sehen Sie, Mr. Ridden, und so führte ich sie erst mal aufs Glatteis. Und dann, ganz am Ende, da rückte ich damit raus, ich könnte ja mal bei dem Bullen mit anfassen helfen. Aber da sagten sie: nee, sie wollten nicht wieder

so reinfallen wie das erstemal, und ich sollte gleich mit auf das Schiff kommen. Da nahmen sie mich mit, und da gingen wir durch ein großes Tor, und da war da eine ganze Wand voll Plakate und Bekanntmachungen, und da las ich — also mir lief es immer nur heiß und kalt den Buckel runter. Ich bin schon immer gegen das Photographieren gewesen. Die Leute sind oft bei mir angekommen: ‚Ach, stellen Sie sich doch eben mal da hin, ich möchte nur rasch ein Bild von Ihnen abnehmen.‘ Ich habe jedesmal nein gesagt. Aber das kann ich Euch sagen, Mr. Highworth, da stand ich doch mit Namen genannt und von oben bis unten genau beschrieben. ‚Mörder gesucht. Kennzeichen: linker Daumen gequetscht.‘ Das muß ihnen Mrs. Thompson verraten haben. Aber, Mr. Ridden, Sie können sagen, was Sie wollen, und daß es keinen Gott im Himmel gibt. Ich sage Ihnen: es gibt einen Gott im Himmel. Und woher ich das wissen will, daß es einen Gott im Himmel gibt? Weil genau in dem gleichen Augenblick, wo ich das da las, ein Polizist neben mir stand, und weil ich da gerade in demselben Augenblick meinen linken Daumen in der Tasche stecken hatte. Der Puz hätte das sonst bestimmt auf der Stelle gesehen. Also?! Gibt es einen Gott im Himmel oder nicht? Nun wollten aber die anderen, für die ich den Bullen übernehmen sollte, die wollten, ich sollte da nicht so herumstehen und lesen, ich sollte mitkommen. Aber das wäre doch wieder mal aufgefallen, wenn ich so einfach an dem Polizisten vorbeigegangen wäre. Der hätte sich doch sofort gesagt: ‚Da stimmt was nicht.‘ Außerdem waren da fünfzig Pfund Belohnung auf mich ausgesetzt. Der

Polizist fragte auch schon einen von denen, die bei mir waren: ‚Sabt ihr was von dem Burschen da gesehen?‘ fragte er. ‚Nein‘, sagten sie, ‚leider nicht, die fünfzig Pfund könnten wir gerade gebrauchen.‘ ‚Na‘, sagte er, ‚der kommt hier bestimmt vorbei. Aber wen habt ihr denn da bei euch?‘ ‚Wieso‘, sagten sie, ‚das ist der Vieh-treiber, der gehört zu dem großen Bullen hier an Bord.‘ ‚Oha‘, sagte da der Polizist, ‚dann viel Vergnügen bei dem Geschäft, ein seekranker Bulle ist ein böser Brocken.‘ Und so gingen wir an Bord von dem Dampfer. Und so können Sie sehen, ob es einen Gott im Himmel gibt oder nicht.“

„Nun, hoffentlich hatte damit alle Not ein Ende“, meinte Hai.

„Das glauben Sie. Aber wir kamen in den ausländischen Hafen, wo der Bulle von Bord sollte. Es war nicht hier. Es war die Küste ein Stück weiter runter. Da hörte ich, wie einer von den Leuten sagte: ‚Das Polizeiboot kommt längsseit.‘ Und wieder lief es mir heiß und kalt über den Buckel. Ich dachte: ‚Die wissen jetzt, daß du an Bord bist. Die haben die Beschreibung und das rübergeschickt gekriegt. Die Post ist schneller gegangen als wir.‘ Darum blieb ich unter Deck bei meinem Bullen. Aber als wir den Bullen an Land hatten, stand da wieder ein Schußmann, wenn er auch nicht gerade so aussah, wie wir uns einen Schußmann vorstellen, und hielt mich an. Zum Glück war der Kapitän dabei und der kannte mich und sagte: ‚Der gehört zu dem Bullen.‘ Und so fuhr ich denn mit dem Bullen noch ein Stück fünfshundert Meilen weiter. Ich hatte keine Ahnung, wo wir hinkamen. Aber nach-

her war es doch eine ganz hübsche Gegend. Ich habe in meinem Leben nicht wieder so viele Karnickel gesehen wie da, wenn sie auch genau genommen gar nicht aus- sahen wie richtige Karnickel, aber ich dachte doch so bei mir: ‚Wenn ich jetzt mein Schießisen und meine beiden Frettchen dabei hätte, dann würde ich schon ein paar von euch Brüdern beim Krips kriegen.‘ Na, das war damals, vor sieben Jahren. Seitdem ist es bergauf und bergab mit mir gegangen. Ich bin sogar mit einer Hiesigen verheiratet. Isabella heißt sie. Ich verstehe bloß die Hälfte von dem, was sie sagt, weil sie nicht mal eine richtige christliche Sprache sprechen kann. Wir wohnen Cercado Medinas. Cercado: so sagt man hier für Hof. Nummer 41. Drei Treppen hoch. Da haben wir ein Zimmer, und wenn Sie mal was von mir wollen, Mr. Highworth, die mittlere Thür von den dreien, das ist unsere. Ich nehme alles, was kommt, oder wenn Sie einen echten englischen Kammerdiener brauchen, das macht gar nichts, daß ich verheiratet bin, denn ich habe Ihren Vater gekannt, Mr. Highworth, und wenn Sie mal was wissen wollen über Land und Leute, ich weiß alles. Hier ist nämlich schwer was in der Mühle. Nur was ich immer sage: ein Weißer ist ein Weißer. Da geht gar kein Weg beihin. Denn warum schuf ihn der Herr zu einem Weißen? Was meinen Sie? Damit er kein Schwarzer sein sollte. Das meine ich. Aber schön, mit den Schwarzen läßt sich wenigstens auskommen. Ich will kein Sterbenswort gegen die Schwarzen gesagt haben. Das gibt hier ganz ordentliche Burschen, vergnügte Burschen unter den Schwarzen. Bloß ihre Füße — sie haben keine Füße so wie wir. Das Bein

figt bei ihnen mitten im Stiefel und nicht an dem einen Ende wie bei uns. Aber wenn man sich mal daran gewöhnt hat, dann sind es ganz fidele Kerle, die Ihnen kein bißchen was zuleide tun. Nein, aber diese gelben Salunken, das sind die welchen, und mit denen da ist irgendwas in der Mühle. Sehen Sie selbst, Mr. Highworth Foliat Ridden, sehen Sie die gelben Salunken da ankommen. Das ist so gerade das Richtige, was ich auf den Tod nicht ausstehen kann.“

In diesem Augenblick mußte der Wagen an den Saumstein heranzufahren. Eine barbarische Musik von Rasseln, Trommeln und Gongs zog heran. Eine Abteilung Verrittener in Zweierkolonne drängte sich an dem Wagen vorüber. Sie wurde angeführt von einem fast nackten gelbhäutigen Eingeborenen, der einen Kopfschmuck aus scharlachroten Federn trug. Ihm folgte die Musik und danach eine Abteilung von etwa fünfzig, mit rotbewimpelten Lanzen bewaffneten Wilden. Sie hatten nichts an, was man als Uniform hätte bezeichnen können, ausgenommen vielleicht die mondformigen Metallplättchen, die ihnen über den Mund herabhingen. Einige trugen leinene Röcke oder Hosen, andere Ponchos oder Serapes. Sie rauchten, sangen und riefen den Vorübergehenden zu.

„Das sind sie“, sagte Hesekeel, „die gelben Salunken. Die Regierung hat sie zu Soldaten gemacht. Zu hundert kommen sie herein in die Stadt. Aber sehen die vielleicht wie Christenmenschen aus? Es sind auch keine Christenmenschen. Und warum sind es keine Christenmenschen? Weil es Menschenfresser sind. Bei uns in Cercado Medinas sind welche davon einquartiert. Aber

was glauben Sie, was die sagen, warum sie hier hergekommen sind? Sie wollen gebratene Christenmenschen zu fressen haben, sagen sie, gebratene Christenmenschen!“

Er erzählte das alles in der breiten Sprache des englischen Bauern, untermischt mit spanischen Brocken und unterstrichen durch Handbewegungen, die ohne Frage auch seine Isabella verstand. Hai sagte bei sich selbst: dieser Mann gehört im Grunde nicht nur ins Gefängnis, sondern zum mindesten ebenso in ein Irrenhaus, und es war ihm höchst unbehaglich zumute, so neben einem verrückten Mörder zu sitzen. Dennoch hatte der arme alte Bursche bei seinem Anblick Tränen vergossen und hatte immer wieder geschworen, heute abend würde er sich einen ansaufen und wenn er deswegen sein letztes Hemd verschauern solle. Das war es, was Hai irgendwie im Innersten getroffen und was ihm, trotz allem, das Herz gerührt hatte.

Sie fuhren über einen Platz, auf dem eine neu eingetroffene Schwadron indianischer Lanzenreiter ihr Bivak aufschlug. Die Leute sahen aus, als ob sie von einem Raubzug kämen. Einige hatten frisch geschlachtete Hammel vor sich auf dem Pferde hängen. Andere hatten große runde Kommissbrote oder zum Teil auch Hühner auf ihre Lanzen gespießt. Sie ritten schlecht gepflegte, hagere, kleine Gäule von einem hellen Fuchsrot. Sie führten Lederriemen statt der Zügel, und die meisten von ihnen hatten am Sattel statt der Steigbügel verknotete Lederriemen hängen, die sie sich zwischen die Beine klemmten.

„Doch, Master Highworth“, fuhr Hesekiel fort, „ich erwarte nichts von Ihnen, jetzt nicht und überhaupt

nicht. Ihr seid ein großer Herr und habt es nicht nötig, mit einem Mörder zu reden. Wenn er auch gar nicht mal ein Mörder ist. Denn warum war es kein Mord? Weil der alte Jackson so ein Querkopf war, und weil er auf mich geschossen hat, und weil er ein besseres Gewehr hatte als ich, und weil er mir in die Samaschen gepfeffert hat, und weil es außerdem gar kein Hase war, hinter dem ich her war, sondern ein Fuchs, und weil er das genau so gut wußte wie ich, und weil ich in Wirklichkeit nie wußte, wann mein altes Schießeißen losging und wann nicht. Aber Cercado Medinas Nummer 41, drei Treppen hoch. Don Crust nennen sie mich da und meine Frau Senora Crust. Jedereiner kennt mich. Und ich könnte Ihnen Sachen erzählen, böse Dinger, die Sie sich eigentlich mal anhören sollten, damit Sie überhaupt wissen, was hier los ist. Nur das eine ist ja wohl dabei, Master Highworth: Sie werden nicht nach Cercado Medinas kommen wollen, vor allem nicht, wenn es dunkel ist, und erst recht nicht in Ihrem guten Zeug. Es ist sowieso immer sicherer, man trägt einen Poncho. Und warum? Weil Sie dann immer was haben, was Sie davorhalten können, wenn Ihnen einer zu Leibe will. Das ist eben ganz anders als bei unserem engen Zeug. Hinter so einer Decke weiß man nie genau, wo der Mann steckt.“

„Wie haben Sie mich eigentlich erkannt?“ fragte Sai. „Als Sie mich zuletzt sahen, war ich doch erst zehn oder elf.“

„Ich habe Ihre ganze Familie gekannt, Master Highworth, seit — ich weiß gar nicht mal, seit wann? Ich kannte Ihren seligen Urgroßvater noch, als er seinen

Zopf trug. Dann kannte ich Mr. William und den jungen Master Rowton, nicht Ihren Bruder Master Rowton, sondern den älteren Bruder von Ihrem Vater. Ach Gott, war das ein hübscher Mensch, der Master Rowton. ‚Ein Pferd nimmt jedes Hindernis‘, pflegte er immer zu sagen, ‚wenn der Reiter nur will.‘ Aber er wollte sich ja nicht warnen lassen, nicht beim ersten Male und nicht beim zweiten Male, und beim dritten Male brachten sie ihn auf einer ausgehängten Tür nach Hause. Darum sagte ich mir gleich, als ich euch sah: ‚Das ist ein Rid den‘, sagte ich, ‚da kann mir einer sonst was erzählen, das kann kein anderer sein als ein Rid den, und es ist nicht Mr. Chilcote Rid den, denn Mr. Chilcote zieht die Lippe so in die Höhe und außerdem ist er zu jung für Mr. Chilcote, und Mr. Rowton Rid den hat einen dicken Mund genau so wie sein Vater, als wenn er mal einen draufgekriegt hätte, der ist es also auch nicht. Es ist daher niemand anders als der junge Mr. Highworth.‘“

Sai versprach, er würde ihn in einigen Tagen einmal auffuchen. Er mochte dem alten Mann kein Geld anbieten. Er fand dafür den Ausweg, daß er ihm ein Geschenk überreichte, teils als nachträgliches Hochzeitsgeschenk, teils zur Feier der Wiederbegegnung mit einem alten Bekannten aus der Heimat. Er selbst fand sich dann in einem Hotelzimmer wieder mit dem Ausblick auf ein Gewirr kahler Giebelwände, an denen frischgewaschene Wäschestücke zum Trocknen aufgehängt waren. Doch irgendwie ergab selbst diese Wäsche hier in dem hellen Sonnenlicht ein weit romantisches Bild, als sie es je in England getan hätte. Sai fühlte sich

glücklich, endlich frei zu sein und auf eigenen Füßen zu stehen. Er hatte eine herrliche Überreise gehabt und war am Ende von einem Bekannten seiner Familie und seiner Heimat bewillkommnet worden.

Das Zimmer hatte einen roten Teppich und einen Schaukelstuhl aus rotem Plüsch, der in der Hitze dieses Himmelsstriches so gänzlich fehl am Platze schien. Die Wände waren einmal weiß gewesen. Irgend jemand mußte bereits am Morgen in dem Zimmer Zigarren geraucht haben. Abgekauter Zigarrenstummel lagen auf einem Blumentopf neben dem Fenster. Der Raum war muffig, unsauber und billig. An dem Moskitonez über seinem Bett saßen noch Blutflecke, wo offenbar ein früherer Gast einmal einige seiner Plagegeister totgequetscht hatte. Überall da, wo der Teppich den Fußboden nicht ganz bedeckte, krummelte und wimmelte es von kleinen hellgelben Ameisen. Sai setzte sich auf das Bett und fühlte sich plötzlich krank vor Heimweh. Dann, als er drei elektrische Luftfächer in dem Zimmer bemerkte, setzte er sie alle drei in Gang, ließ sich auf die Knie nieder und begann, seine Sachen auszupacken.

Nachdem Sai sich einigermaßen eingerichtet hatte, machte er einen Spaziergang durch die Stadt, um sich zum ersten Male in dieser sonnenhellen neuen Welt umzusehen. Am Hafenufer beluden Neger und Kariben einen Leichter mit Büscheln, wie es aussah, rostiger Drähte. Sie waren fast nackt. Sie strahlten und sangen. Uralte Negerweiber mit roten Turbanen schlugen dazu auf leeren Flaschen klirrend den Takt. Am Südenende der Hafenstraße befand sich das Tor zu dem Park des

einstigen spanischen Vizekönigs. Es stand halb offen und zeigte noch immer das alte Wappen mit Pferd und Weltkugel. Im Park gab es Blumen, Schmetterlinge gleich fliegenden Blumen, Vögel gleich Edelsteinen und schwirrenden Blüten. Hinter den Blumenbeeten erhob sich die weiße Mauer der alten spanischen Festung, von der eine neue Landesfahne herabwehte, blutrot und mit je einem goldenen Stern für jede Provinz.

„Ich bin doch froh, daß ich hier bin“, dachte Hai. „Wenn ich jetzt nur noch etwas zu tun finden könnte, wäre ich restlos glücklich.“

Bei dem Herumschlendern auf der Hafensstraße blieb er vor dem Schaufenster einer Kunsthandlung stehen, in dem drei Ölstudien nach Stierkampffzenen ausgestellt waren. Der Kunsthändler, ein Mann mit einem auffallend breiten Gesicht, stand in der Tür und rauchte eine Zigarette. Hai erkundigte sich bei ihm, ob diese Studien hier in Santa Barbara gemacht wären. Der Mann erwiderte nur: „Das können Sie ja selber sehen.“ Die überraschende Grobheit dieser Antwort ließ Hai einen Augenblick daran zweifeln, ob es bei dem Manne wohl so ganz richtig bestellt sei. Er merkte sich den Namen über der Ladentür und ging, ein wenig in seinem Glücksgefühl herabgestimmt, weiter.

Doch trotz der Unfreundlichkeit dieses einen Menschen erwies sich der Morgen als ein schier endloses Abenteuer des Entzückens.

Die engen geschäftigen menschenwimmelnden Straßen, so voller Leben, Licht, Farbe, Fremdartigkeit und Schönheit, begeisterten ihn. Dort gab es Früchte und

Blumen, Kleider und Trachten gleich Früchten und Blumen, Eingeborene aus dem Westen des Landes, Indianer von der Küste und aus den Wäldern, Neger, Kariben, Frauen in Mantillas, Frauen mit Rosen im Haar, Männer in Serapes, Männer gleich Heiligenbildern über und über mit Silber behängt, Peone in Schwarz und Silber, die Ochsenherden vor sich hertrieben, Prozessionen, die lateinische Gesänge sangen. Alles das war für ihn wie ein Wunder. Dennoch wurde Hai den Eindruck nicht los, daß eben doch nicht alles so zum Besten stand. Die indianischen Lanzenreiter und Fußsoldaten, die aussahen, als ob sie sich in Ziegelftaub umhergewälzt hätten, schienen eben doch nicht nur so von ungefähr da zu sein.

Vor der Kathedrale waren Arbeiter dabei, rote Flaggenmasten zu errichten. In der Kathedrale wurden rings um den Hochaltar rote Draperien angebracht. Hai nahm an, es seien bereits die Vorbereitungen für das Osterfest. „Aber sie fangen früh damit an“, dachte er.

In der Nähe der Kathedrale lag inmitten einer Grünanlage auch der Palast. „Palacio,“ erklärte ihm ein Fremdenführer. „Dies ist der Palast des Präsidenten Lopez.“ Hai hatte nie zuvor einen Palast gesehen. Er blieb stehen und sah ihn sich etwas genauer an. Die Wachposten vor dem Tor trugen scharlachrote Serapes und saßen auf weißen Pferden, die so schwer mit silbernem Zaumzeug behangen waren, daß es Hai fast wehtat. Der Palast war ein niedriger gelber Bau, an dessen einen Flügel sich, noch vom Gerüst umgeben, ein glitzernder Turm erhob. „Davon habe ich gehört“,

dachte Hai, „das ist der Silberturm. Man möchte darauf wetten, daß er nicht aus Silber, sondern aus Quecksilber ist. Es scheint übrigens, daß der Präsident sich im Palast befindet. Die Flagge ist aufgezo- gen.“

Es ging jetzt auf Mittag. Männer in schwarzen Anzügen und mit scharlachroten Rosetten oder Schärpen fuhren am Tor vor, entstiegen den Wagen und betraten den Palast, wohl zu einer Kabinettsitzung oder zu einem Bankett. Einige von ihnen wurden bei den Zuschauern mit Hochrufen begrüßt, vor allem ein Mann, der wie ein weggelaufener Priester aussah.

Um zwölf Uhr feuerten rot uniformierte Kanoniere vor dem Palast ein Geschütz ab. Im gleichen Augenblick wandelte sich der Lärm des Tages, so als ob alle Welt mit einem Schlage zu arbeiten aufgehört hätte und nun schwazend zum Essen ginge. Hai kehrte in sein Hotel zurück. Er bekam zu Mittag Dinge, die er nicht einmal dem Namen nach kannte: Okra, Manati, Wassermelonen und einen gesüßten und gewürzten Zitronenwein.

Nach dem Essen schrieb er an seine Mutter und an Senora Piranha und kündigte ihnen seine Ankunft an. Nachdem er die Briefe zur Post getragen hatte, ging er in das Büro der Zuckerkompanie, um sein Empfehlungsschreiben abzugeben. Mr. Roger Weycock empfing ihn sehr freundlich und lud ihn zum Abendessen in den Klub ein.

„Haben Sie sonst noch englische Bekannte hier?“ fragte er.

„Ich habe noch einen Brief für Mr. Allan Winter.“

„Das trifft sich gut. Er befindet sich in der Stadt. Er war noch vor wenigen Minuten bei mir. Er wird heute abend mit uns zusammen essen. Alle Engländer hier gehören zum Klub. Wir müssen auch Sie gleich als Gastmitglied aufnehmen lassen. Aber darüber sprechen wir heute abend noch Näheres.“

Während des Essens im Klub machte Mr. Weycock Sai mit Mr. Allan Winter bekannt, der eine grauhaarige grobe und gerade Seele von Mensch und ein alter gewiegter Zuckerplanzer war.

„Morgen früh um acht werde ich Sie abholen“, sagte er, „und Sie mit zu meinem Laden hinausfahren, damit Sie mal sehen, wie so etwas überhaupt aussieht.“ Doch als er merkte, daß Sai etwas verlegen wurde, fügte er hinzu: „Aber vielleicht haben Sie für morgen schon etwas anderes vor?“

„Nein, vielen Dank“, antwortete Sai, „aber ich habe einer Bekannten geschrieben und habe sie wissen lassen, ich würde morgen den ganzen Tag für sie zu erreichen sein.“

„Ach, Sie haben Bekannte in Santa Barbara?“ fragte Mr. Weycock.

„Ich kenne ein junges Mädchen“, erwiderte Sai, „Miß Rosa Piranha. Aber vielleicht kennen Sie sie auch und können mir sagen, ob sie in der Stadt ist?“

„So, Sie kennen Miß Piranha?!“ meinte Mr. Weycock. „Ich nehme an, Sie haben sie in England kennengelernt.“

„Allerdings.“

Über Mr. Weycocks Gesicht ging ein Schatten, so als ob die Person oder das Gesprächsthema ihm nicht

gerade angenehm wäre. „Ich bin ihr einmal vorgestellt worden, ja“, sagte er, „aber ich weiß nicht, ob sie in der Stadt ist oder nicht. Sehen Sie, Rid den, mein Geschäft führt mich vor allem mit den Kreisen der herrschenden Partei zusammen, mit den ‚Roten‘, die zur Zeit hier am Ruder sind. Daher stehe ich mich mit Leuten wie den Piranhas nicht gerade gut. Aber bei den Piranhas können Sie ja noch immer Besuch machen. Ich an Ihrer Stelle würde morgen mit Mr. Winter fahren.“

„Das täte ich sogar liebend gerne“, entgegnete Sai, „aber ich fühle mich nun einmal irgendwie verpflichtet.“

„Ich verstehe Ihren Standpunkt“, warf Winter ein. „Sie sind halb und halb gebunden. Deswegen brauchen Sie sich ja auch jetzt noch nicht zu entscheiden. Ich werde morgen früh um acht bei Ihnen vorfahren, und wenn Sie können, kommen Sie mit. Bis dahin haben Sie sicher Antwort. Also lassen wir es dabei.“

Sai erkundigte sich, warum eigentlich so viel Militär in der Stadt sei.

„Vorsichtsmaßnahme“, sagte Mr. Weycock. „Die ‚Roten‘, das heißt: die gegenwärtige Regierung, fühlen sich von den ‚Weißen‘ bedroht. Die Lage hat sich außerordentlich zugespitzt.“

„Meiner Ansicht nach muß sich die Lage ja auch erst recht zuspitzen“, erwiderte Mr. Winter, „wenn man diese Menschenfresser hereinholt, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. In meinem ganzen Leben habe ich noch keine solche Mörderbande zu sehen gekriegt.“

„Sie sind zum mindesten ebenso zivilisiert“, entgegnete Mr. Weycock, „wie gewisse ‚Weiße‘, die, wenn es nach ihnen ginge, gleich morgen wieder anfangen

würden, Kezer zu verbrennen. Außerdem sollten Sie wissen, Winter, daß die Pitubas hier stets als Verbündete angesehen wurden. Sie haben den Spaniern schon damals bei der Eroberung geholfen.“

„Ich habe ja auch gar nichts dagegen“, sagte Winter, „und ganz abgesehen von meiner politischen Einstellung, aber wenn ich hier ein ‚weißer‘ Bürger wäre und mit ansehen müßte, wie diese gelben Menschenfresser hergeholt werden, um mich bei Ruhe und Ordnung zu halten, dann würde auch ich bestimmt das Bedürfnis haben, den nächsten besten über den Haufen zu schießen. Aber ich mische mich hier nicht in Politik und möchte nur hoffen, daß ich es niemals nötig haben werde.“

„Ich mische mich ebenfalls nicht in die Politik“, sagte Mr. Weycock, „aber ich bin meiner Firma gegenüber verpflichtet, die Vorgänge sehr genau im Auge zu behalten. Ich hoffe daher nur, daß die getroffenen Vorsichtsmaßnahmen genügen werden. Für die Republik wäre es einfach eine Katastrophe, wenn Don Lopez einem Attentat zum Opfer fallen sollte.“

„Attentat!“ meinte Mr. Winter. „Attentat! Katastrophe! Schwindel!“

„Nun, ich freue mich, daß Sie die Sache für so harmlos ansehen.“

Dann aber schoben sie jeden Gedanken an „Rot“ oder „Weiß“ beiseite, aßen und waren fröhlich. Sai lernte eine Reihe ganz ordentlicher Leute kennen. Er wurde zur Aufnahme in den Klub vorgeschlagen und vorbehaltlich des Abstimmungsergebnisses in die Rechte eines vorläufigen Mitgliedes eingesetzt. Er verbrachte einen heiteren Abend, und als er nach Hause ging, war

er überzeugt, noch nie einen so wundervollen Tag verlebt zu haben.

„Ich könnte schon mein ganzes Leben hier zubringen“, dachte er bei sich. „Wenn ich auch nicht Ingenieur bin, wie es mich immer gelockt hat, so müßte es dennoch wundervoll sein, seine Jahre in einem so herrlichen Lande zu verbringen.“

Doch unterwegs sah er auf der Hafenstraße, wie drei indianische Lanzenreiter einen Weißen in das Polizeigefängnis schleppten. Der Anblick empörte ihn maßlos, und wieder hatte er das Gefühl, daß doch etwas faul in diesem Staate sei. „Da ist irgend etwas in der Mühle“, hatte der alte Ruß gesagt, „und sie wollen gebratene Christenmenschen zu fressen haben.“ Sai beobachtete die Blicke der Umstehenden, die dem Gefangenen-transport zusahen, und beobachtete die Blicke anderer, die wiederum nur auf einen Blick der Mißbilligung warteten. „Ich werde Rosa nach alledem fragen“, dachte Sai. „Morgen früh muß ja ein Brief von ihr da sein.“

Aber auch am anderen Morgen war kein Brief von ihr eingetroffen. Dafür kam Mr. Winter vorgefahren und nahm Sai mit hinaus auf seine Pflanzung bei Quezon.

III.

Während der Fahrt erkundigte sich Sai, ob Winter irgendwelche politischen Unruhen befürchte.

„Ja und nein“, antwortete der. „So um Ostern herum zanken sich die ‚Roten‘ und die ‚Weißen‘ jedes Jahr ein bißchen. Das gehört nun mal dazu. Sie

werden es auch in diesem Jahre nicht anders halten, aber es wird wieder mal nichts dabei herauspringen. Ich gebe Ihnen nur den einen guten Rat: kümmern Sie sich hier ja nicht um Politik, vorausgesetzt, daß Sie sich nicht naturalisieren lassen. Ich bin kein Staatsangehöriger und habe auch nicht die Absicht einer zu werden. Daher halte ich mich aus beiden Parteien heraus. Wovon Sie sich aber in diesem Lande am meisten hüten müssen, das sind diejenigen Ausländer, die bestimmte Privatinteressen verfolgen, wie etwa Weycocks alter Onkel. Ich sage nichts gegen den jungen Weycock. Der ist stets freundlich und zuvorkommend, wie es sich gehört. Nur wenn ich ihn die ‚Roten‘ in Schutz nehmen höre, dann frage ich mich immer, inwieweit etwa sein Onkel dahinterstecken könnte.“

„Aber er sagte doch, Lopez habe Angst vor einem Attentat der ‚Weißen‘ auf ihn.“

„Unsinn. Die ‚Weißen‘ werden Lopez schon nicht umbringen. Sie haben niemanden, den sie an seine Stelle setzen können, und das wissen sie. Außerdem wissen sie, daß es nicht Lopez ist, der in diesem Lande das Sagen hat, sondern die ausländischen Firmen, die Geld hineingesteckt haben und es auch mal wiedersehen möchten. Und was das angeht, daß Lopez Angst vor einem Attentat haben soll, so ist auch das wieder Schwindel. Der hat keine Angst, der hat nicht mal Angst vor der Hölle, hat er nie gehabt.“

Sai verbrachte einen glücklich heiteren Tag in Quezon, schließ die Nacht dort und wurde am folgenden Morgen in sein Hotel zurückgefahren. „Gehen Sie in die Stadt und besuchen Sie Ihre Bekannten“, hatte Mr. Winter

ge sagt, „und dann kommen Sie wieder heraus und bleiben ein oder zwei Wochen hier bei mir. In diesem Lande wird genau so hart gearbeitet wie überall anderswo auch. Eine ganze Menge von jungen Leuten, die herüberkommen, meinen zwar, das Leben bestünde hier aus nichts anderem als aus Tanzvergnügen und Cocktailgesellschaften. Aber Sie sind zu vernünftig, um solchen Unsinn mitzumachen. Sie sind ernster veranlagt. Und darum lassen Sie mich Ihnen eines sagen. Ich stehe hier an Ihres Vaters Stelle. Nehmen Sie keinen Posten bei den Vereinigten Zuckerleuten an, ehe Sie nicht mit mir darüber gesprochen haben. Es kann natürlich ebensogut möglich sein, daß die nichts für Sie zu tun haben. Jedenfalls aber stecken die mit einer höchst fragwürdigen Gesellschaft unter einer Decke, die für jede andere Süßigkeit des Lebens Interesse hat, nur nicht für Zucker, vor allem jedoch für einen gehörigen Griff in die Ladentasse. Ich weiß ganz genau, was da gespielt wird. Die Sache mit Lopez ist nicht die, daß er Angst hat, sondern ganz einfach die, daß er zu faul ist, jenen Herrschaften einmal ein bißchen dichter auf die Finger zu sehen.“

Auch als Hai in das Hotel zurückgekehrt war, fand er noch immer keinen Brief der Piranhas vor. „Keine Antwort?“ wunderte er sich. „Dabei hätte sie mir inzwischen ein Duzend Briefe schreiben können. Demnach ist sie nicht in der Stadt. Aber Rosa sagte doch in ihrem letzten Briefe noch, sie würde um diese Zeit bestimmt in der Stadt sein.“

Hai wanderte durch die Straßen, in denen die Schönheit und Geschäftigkeit eines Seehafens jeden kleinsten

Fleck mit Wunderdingen erfüllte. Er hatte das Gefühl, daß er eines so wechselvollen, farbenreichen, sonnenhellen Lebens niemals überdrüssig werden könne. Dennoch machten die Menschen auf ihn wiederum den Eindruck, als ob doch nicht alles so zum Besten stünde. Er war Neuling. Er sah das Treiben von außen und mit ungetrübten Augen an. Er hatte das deutliche Gefühl, daß sich die „Weißen“ und die „Roten“ im geheimen zu einer Auseinandersetzung am kommenden OSTERFEST vorbereiteten. Auf seinem Rückwege in das Hotel sah er, wie einige „rote“ Beamte das Geschäftslokal einer kleinen Zeitung ausräumten. Ein junger Amerikaner, der sich als Unbeteiligter darüber amüsierte, erzählte, daß die Schußleute die ganze Bude zerschlagen und den Redakteur verprügelt hätten.

„Warum denn?“

„Keine Ahnung. Er ist ein Strohmann der ‚Weißen‘. Ich nehme an, er hat was geschrieben, wofür einer von den Großköpfen nachher nicht geradegestanden ist.“

Sai beobachtete den Vorgang bis zum Ende. Er vermochte an dem Ausdruck auf den Gesichtern der Zuschauer zu sagen, welcher politischen Richtung der einzelne angehörte, aber sein Mitgefühl galt den Geächteten, den „Weißen“, die in der Minderzahl nicht zu zeigen wagten, wie ihnen wirklich zumute war. „Rosa ist eine ‚Weiße‘“, dachte er bei sich. „Sie muß mir erklären, was hier vor sich geht.“

Sai war kurz vor dem Mittagessen wieder in seinem Hotel, als ein schwarzer Kellner, von irgend etwas sichtbar beeindruckt, zu ihm kam und ihm, zumeist durch

Zeichen, aufgeregt klarmachte, daß er in der Halle gewünscht würde. Sai überlegte sich bereits, was er wohl versehen haben oder was sonst der Grund für das seltsame Benehmen des Negers gewesen sein könnte, als in der Halle ein grün und weiß livrierter Lakai auf ihn zutrat und ihm sehr höflich auf Spanisch und mittels Gebärden auseinandersetzte, daß dort, offenbar draußen vor der Tür, etwas für ihn sehr Bedeutsames vorhanden sei. Als er den Zeichen des Lakaien mit den Blicken folgte, sah er eine altmodische Karosse, in der unter grünen Sonnenschirmen zwei Damen saßen. „Rosa“, fiel ihm ein, „Rosa und ihre Mutter.“

Eine der Damen war alt und weißhaarig. Sie saß steif aufrecht und mit einem versunkenen Blick da, so als ob sie betete. Die andere war Rosa, aber eine gänzlich andere Rosa als die er in England gekannt hatte. Dieses Geschöpf hatte sich eine fleischfarbene Maske gemalt mit weißen Puderlichtern auf der Nase und falschen mit dem Stift nachgezogenen Brauenbögen über den Augen. Große goldene Ringe mit grünen Steinen hingen an ihren Ohren. Ihr Mund leuchtete blutrot. Sai hatte noch nie ein solchermaßen geschminktes Mädchen gesehen. Dennoch war es dieselbe Rosa, die noch vor vier Monaten morgens vor dem Frühstück ohne Hut und im Herrensitze mit ihm um die Wette geritten war. Beide Damen wandten sich zugleich und in einer Haltung nach ihm herum, daß er sich grenzenlos verlegen fühlte, weil er keinen Hut aufhatte, den er jetzt vor ihnen hätte ziehen können. Die alte Dame war zwar geschickter zurechtgemacht als ihre Tochter, aber auch sie schien eine Maske oder eine Glasur aus

Emaillé zu tragen. „Vielleicht ist das so Mode hier“, dachte Hai.

Aber glasiert oder nicht, sie waren offenbar große Damen, die dem Hotel eine unvorstellbare Ehre antaten. Das halbe Personal stand dabei, um diese Wonne zu genießen. Die Senora reichte Hai die Hand zum Kuß (ein guter Engel bewahrte ihn davor, sie zu schütteln) und bot ihm den Willkommensgruß auf Englisch. Er hatte sie seit seiner frühen Kindheit nicht wiedergesehen, aber er erinnerte sich jetzt deutlich an sie als an Donna Emilia, eine Dame, die sich stets sehr steif hielt und die beständig betete. „Sie hätte es gar nicht nötig, sich so aufzumachen“, dachte Hai. „Sie hat in ihrem Gesicht etwas sehr Schönes.“

„Willkommen“, sagte sie. „Dein Vater war uns ein guter Freund. Du und die Deinen haben sich Rosa als gute Freunde erwiesen. Ich hoffe, daß deine Familie sich bei deiner Abreise aus England wohl befand. Besuche mich, Highworth. Du bist deiner Mutter ähnlicher als deinem Vater. Aber meine Augen werden schlecht. Ich kann mich täuschen. Komm jetzt für einige Stunden mit zu uns. Willst du?“

„Liebend gerne“, antwortete Hai.

„Dann gehe hin, hole deinen Hut und setze ihn auf“, sagte Rosa. „Komm niemals wieder ohne Hut auf die Straße. Setz ihn sofort auf. Sonst zieht dir die Sonne die Haut vom Gesicht. Sie scheint hier nicht erst durch einen Wasservorhang wie bei euch in England. Aber ihr möchtet gerne braun werden. Das ist eure Eitelkeit. Hier würdest du nicht braun werden, sondern plazen, und dein armes bißchen Gehirn würde dir austrocknen.“

Sie fuhren die Uferstraße hinunter, am vizeköniglichen Palaſt entlang in Richtung auf das Stadttor. Mehrere Häuser an der Hafenpromenade zeigten die blutrote Fahne mit den goldenen Sternen, die Lopez zur Nationalflagge erklärt hatte.

„Wird hier eigentlich irgendeine Feier vorbereitet?“ fragte Hai.

„So viel ich weiß: eher eine Schauſtellung“, ſagte Donna Emilia.

„Wie wundervoll das Bild der Bucht mit den Schiffen“, warf Roſa raſch dazwiſchen. „Siehſt du dort drüben die Lagunen, Hai? Der ganze ſüdliche Teil der Bucht iſt nur etwa anderthalb Meter tief.“

„Sicher ein ausgezeichneteſer Badeplaß“, meinte Hai. „Kann man dort baden?“

„Es kann ſein, daß die Indianer manchmal dort baden“, ſagte Roſa, „aber es wimmelt von Haiſiſchen.“

Sie fuhren durch das Stadttor hinaus. Zu ihrer Rechten lag ein Park mit Palmen, Blumen und weißen Statuen. Zu ihrer Linken, hinter der Feſtung, befand ſich die Zufahrt zur Marktbrücke, an der in jeder Morgenfrühe die Boote mit Fiſchen, Früchten und anderen Landeserzeugniſſen anlegten. Von dort kamen jezt Männer und Frauen mit Eſelkarren, die hoch mit Früchten, Eiern und Gemüſen beladen waren. „Das ſind die Zwiſchenhändler“, ſagte Roſa. „Sie kaufen alles das auf, was die Boote nicht haben abſetzen können, und verhöckern es dann in den Gaſſen weiter.“

Als die Gemüſehändler die Livree der Piranhaſ erkannten, hielten ſie die Karren an, blieben ſtehen, zogen

die Hüte und riefen: „Es leben die ‚Weißen‘! Nieder mit den ‚Roten‘!“ Zu Hais Erstaunen kümmerte sich keine der beiden Frauen auch nur im geringsten um diese Kundgebungen. Sie blickten starr geradeaus, als hätten sie weder etwas gesehen noch gehört. Hai erschien es befremdlich, daß sie nicht einmal durch ein Kopfnicken dankten. Rosa wandte sich zu ihm her.

„Siehst du die Boote dort, Hai? Das sind einige von den Küstenbooten, die das Gemüse und die Früchte bringen. Rings um die weite flache Bucht, vor allem aber drüben in La Boca, etwa zehn Meilen weiter südwärts, liegen große Gärtnereien, die ihre Erzeugnisse mit diesen Booten herüberschicken. Es sind sehr schnelle Fahrzeuge. Manchmal veranstalten sie hin und zurück richtige Wettrennen. Wir können sie von unserem Hause aus beobachten.“

Etwa eine halbe Meile außerhalb der Stadt bogen sie nach links in das Tor zu der Besitzung der Piranhas ein, die sich zwischen der Straße und dem Meere hinzog. An jedem der beiden Torpfeiler stand in einer Nische eine bemalte Terrakotta-Figur, von denen die eine die Freundschaft und die andere die Liebe darstellen sollte. Ursprünglich hatten sie einmal Unterschriften getragen, aber die Zeit hatte den Stuck mit der darauf gemalten Schrift zerstört. „Nun wissen wir daher nicht mehr, wer die eine und wer die andere ist“, sagte Rosa. „Die Leute halten beide für Mutter-Gottes-Bilder und legen, wenn sie zur Arbeit gehen, kleine Blumensträuße vor sie nieder.“ Die Torgitter selbst waren Meisterwerke der Schmiedekunst, allerdings jetzt altersschwach und vom Rost zerfressen.

Auch innerhalb des Tores trug alles die gleichen Anzeichen des Zerfalls. Der Garten war einmal im italienischen Stile angelegt gewesen, aber die Zeit, der Vermögensverfall und die Seewinde hatten einander bei der Zerstörung geholfen. Marmorne Bildwerke von Dichtern und Nymphen lagen umgestürzt oder waren grün überrannt. Große rote Ton- oder Terrakottavasen waren von dem Wurzelwerk der Ziersträucher gesprengt. Sie sahen, von Kolibris glitzernd umschwirrt, wie blühende Fontänen aus. Der Ries der Auffahrt war, obwohl von Rädern und Pferdehufen aufgewühlt, fast ganz von einem dichten grünen Pflanzenpolster überwuchert und von kleinen blauen Blüten übersät. Das Haus war ein breiter langgestreckter gelber Bau, dessen Mauernischen einmal scharlachrote Stuckfüllungen getragen hatten. Die Scharlachfarbe war zu einem bleichen Rot abgeblaßt, abgeblättert und stockfleckig geworden. Über der Tür hatte sich zwischen zwei Schildhaltern ein Wappen befunden. Von den Schildträgern waren nur noch die Beine zu sehen, ein Paar behaarte mit Klauen und ein Paar menschliche mit Füßen. Das Wappen selbst war völlig verschwunden.

Als der Wagen vor der Freitreppe anhielt, kam zum Empfang ein alter Neger mit gepudertem Haar und in der Uniform der Piranhas, weiß mit grünen Achselstücken, die Stufen herunter. Er trug einen langen Ebenholzstab mit einem goldenen Tannenzapfen als Knauf. Hai geleitete Donna Emilia die Stufen hinan.

Hatte außerhalb des Hauses alles von dem Verfall einer einst mächtigen Familie gesprochen, so war inner-

halb des Hauses noch alles, wenn auch etwas verblaßt, wie zur Zeit ihres höchsten Glanzes.

„Komm mit in mein Zimmer, Highworth“, sagte Donna Emilia.

Sie führte ihn in ein helles Zimmer, dessen Wände mit den Bildern ihrer und von ihres Mannes Familie dicht behängt waren. Sie setzte sich in einen schweren Brotatfessel wie auf einen Thron. Sai war noch sehr jung, aber ihre Art sich zu geben beeindruckte ihn tief. Sie erschien ihm wie ein künstliches Gebilde, das durch nichts als durch die Kraft des Willens und durch ein Gefühl für Stil zusammengehalten wurde.

Auf ihre Bitte hin schloß Sai die Thür. Rosa war gegangen.

„Es sind jetzt dreißig Jahre her, Highworth“, sagte sie, „als während der Tage der Kupferkrise dein Vater in diesem Zimmer meinem Manne und mir die Nachricht überbrachte, daß unsere Vermögen gerettet seien. Damals versprach mein Mann, daß dieses Haus jederzeit und für jeden Angehörigen eurer Familie eine Heimstatt sein solle. Dort, rechts von dir, siehst du noch eine Zeichnung, wie dein Vater damals aussah. Es ist mir eine große Freude, dich an der gleichen Stelle zu sehen, auf der dein Vater gestanden hat.“

Sie läutete eine kleine Glocke, die neben ihr auf einem Tische stand. Der Neger mit dem Ebenholzstab erschien. „Das ist mein alter getreuer Pablo“, sagte Donna Emilia, „treu wie nur einer aus der guten alten Zeit. Pablo“, wandte sie sich dann an den Neger, „dies ist Mr. Highworth, an dessen Vater du dich er-

innerst. In jeder Beziehung und in jedem Augenblick hast du ihn als ein Mitglied unseres Hauses anzusehen.“

Nachdem Pablo gegangen, wandte sie sich wieder an Sai.

„Und nun erzähle. Wie sind deine Pläne? Wovon willst du in diesem Lande leben? Dein Vater schreibt, daß du Empfehlungsbriefe mit hast und daß wir dir nicht eher helfen sollen, als bis wir sehen, daß du dir selbst geholfen hast.“

„Ich bin eben erst angekommen“, antwortete Sai. „Ich habe Empfehlungsbriefe an Mr. Weycock und an Mr. Winter.“

„An Mr. Nordred Weycock?“ fragte sie.

„Nein, an dessen Neffen.“

„Saben entweder Mr. Winter oder Mr. Weycock dir etwas davon gesagt, daß in diesem Lande Unruhen bevorstehen?“

„Sie waren anscheinend der Ansicht, daß die Verhältnisse nicht völlig klar seien.“

„Und was meinst du selbst dazu, nun du sie mit eigenen Augen gesehen hast?“

„Sie scheinen mir irgendwie nicht sehr glücklich zu liegen“, sagte Sai.

„Wie können sie denn auch glücklich sein“, entgegnete sie, „wenn der Antichrist selbst auf dem Throne sitzt? Ich bin eine Frau und besaße mich nur wenig mit Politik, aber sehr viel mit Religion, die eine Macht darstellt, deren Vorhandensein dein Mr. Weycock allerdings bestreitet. Er und seine Freunde, Highworth, sind dabei, in diesem Lande etwas wach zu rufen, was sie selbst niemals begreifen werden. Sie bringen die

tiefften Tiefen der Seele dieses Volkes zum Aufruhr. Aber komm, Highborth. Nimm diese Blumen. Gib mir deinen Arm. Öffne die Thür dort. Dies ist die Kapelle der Piranhas. In diesem Grabe dort liegt mein Mann. Er liebte deinen Vater, der sich in einer Zeit der Not für uns mehr als ein Freund erwiesen hat. Es wird ihn erfreuen, wenn er erfährt, daß wieder in einer Zeit der Not deines Vaters Sohn in diesem Hause weilt.“

„Ich glaube bestimmt, Senora, daß Sie die Not größer sehen, als sie ist.“

Sie blickte ihn an, aber sie vermochte nichts zu erwidern.

„Lasse mich hier ein wenig allein, Highborth“, sagte sie. „Dort über dem Altar hängt ein Greco. Doch du dürftest dich für solche Dinge kaum interessiren. Rosa wird im Gartenzimmer sein.“

Die Kapelle lag im Halbdunkel. Sie war ganz aus weißem Marmor, ein Sonnengewölbe, das nur durch die Altarnische durchbrochen wurde. Dorthin legte Sai seine Blumen. Er sah nichts als Dunkel und ein bronzenes Glimmen. Er glaubte zu fühlen, daß Donna Emilia weinte. „O, Senora“, erschrak er. Aber er sagte sich, daß er nicht bleiben dürfte. Er ging rasch zurück in das Licht.

Pablo führte ihn in ein sonnendurchflutetes Zimmer, das hinaus auf den Garten ging und das fast mehr noch mit Blüten angefüllt schien als der Garten selbst. Vor den Fenstertüren breitete sich eine Terrasse mit weißen Cuencas. Das Licht strömte darüber hin, so daß jede einzelne weiße Trompetenblüte der Cuencas von Leben zu erschauern schien. Kleine gelbe Schmetterlinge

schaukelten über den Blüten. Ein Haubenkolibri schwirrte mit erschrecktem Zirpen in dem Sonnenlicht vor der Thür.

„Nun, Hai“, sagte Rosa, „wie gefällt dir Santa Barbara?“

„Herrlich.“

„Du bist natürlich mit der ‚Recalde‘ gekommen. Wann hast du an Mutter geschrieben? Weißt du das noch?“

„Ja, vor genau zwei Tagen, wenige Stunden nach meiner Ankunft.“

„Das habe ich mir gedacht“, sagte sie. „Du wirst dich wohl gewundert haben, warum wir nicht antworteten.“

„Ich nahm an, ihr wäret nicht in der Stadt.“

„Wir haben deinen Brief erst heute morgen bekommen“, sagte sie. „Die Zensur ist wieder mal am Werke.“

„Was für eine Zensur?“

„Von seiten der Regierung. Du mußt wissen, wir sind eine ‚weiße‘ Familie. Unsere sämtlichen Verwandten sind ‚Weiße‘. Die ‚Roten‘ haben seit einiger Zeit irgend etwas vor. Sie reden von einer Verschwörung gegen das Leben des Don Lopez und von den Vorzeichen eines ‚weißen‘ Aufstandes. So reden sie immer, wenn sie selbst eine neue Teufelei vorhaben. Dann erklären sie, man habe sie zu Sicherheitsmaßnahmen herausgefordert. Bis vor kurzem gab es noch keine Briefzensur. Aber ich hatte schon solch eine Ahnung, daß sie vor zwei oder drei Tagen wieder eingerichtet worden sei. Jetzt weiß ich es.“

„Aber wie geht das vor sich?“

„Sämtliche Briefe, die an namhafte ‚Weiße‘ adressiert sind, werden zunächst irgendeinem ‚roten‘ Offizier in der Festung vorgelegt. Der öffnet sie, wahrscheinlich über Dampf, liest sie, photographiert sie oder läßt sie abschreiben, bevor sie ausgetragen werden.“

„Dann wundert mich nur, daß sie sich solche Umstände machen“, meinte Hai. „Wenn sie sich schon kein Gewissen daraus machen, anderer Leute Briefe zu lesen, dann brauchten sie sich doch auch kein Gewissen daraus zu machen, einfach Briefe zu fälschen.“

„Das tun sie auch nicht. Doch sie möchten ebenso wissen, was wirklich vor sich geht und nicht nur das, was sie sich einbilden. Aber, Hai, bitte, sprich nicht mit Mutter, oder wenn Mutter dabei ist, über diese Dinge. Ich glaube, ich bin dir vorhin, als du dich nach den Feierlichkeiten erkundigtest, ein wenig über den Mund gefahren. Aber Mutter geht es seit einiger Zeit nicht gut. Sie glaubt, daß irgend etwas Furchtbares geschieht oder bald geschehen wird. Im Augenblick ist es so, daß jede Erwähnung der ‚Roten‘ sie maßlos aufregt.“

„Du hast recht“, sagte Hai. „Ich werde nicht davon sprechen. Aber eines mußt du mir erklären: warum habt ihr euch nicht bedankt, genickt oder gelächelt oder irgend etwas, als die Marktleute euch zuriefen?“

„Es sah wohl sehr ungezogen aus?“

„Es kam mir zum mindesten seltsam vor.“

„Wir sind ‚Weiße‘“, wiederholte Rosa. „Wir werden genau beobachtet. Was aber kann die ‚Roten‘ daran hindern, Leute zu beauftragen, die in unserem Beisein Hochrufe auf die ‚Weißen‘ ausbringen und gleichzeitig dabei aufpassen, ob wir unseren Beifall

äußern? Was könnte sie daran hindern, uns zu verhaften wegen ‚Aufreizung zum Klassenhaß‘ oder wegen ‚Erregung weißer Ausschreitungen‘, wie sie das nennen würden?“

„Das können sie unmöglich.“

„Warum nicht? Wer will sie daran hindern?“

„Nur weil ihr lächelt oder nickt, wenn die Leute euch zurufen?“

„Sowohl, Sai, und sogar dafür, daß es nur so aussieht, als ob man lächeln oder nicken wollte. ‚Provokatorisches Verhalten‘ oder ‚Versuch zur Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Ordnung‘: so nennt man dergleichen.“

„Und daraufhin würde man dich oder deine Mutter verhaften?“

„Allerdings und mit Wonne.“

„Mein Gott, und das lassen sich die ‚Weißen‘ so ohne weiteres gefallen? Sie wären ja Narren.“

„Hier im Osten von Santa Barbara gibt es nicht viele ‚Weiße‘. Die meisten sitzen im Westen des Landes.“

„Gut, aber die müssen das doch auch wissen.“

„Es ist alles nicht so einfach, wie es scheint. Die ‚Weißen‘ haben, als sie an der Macht waren, einen Haufen Dummheiten begangen. Sie haben versucht, die Schulgesetze und andere Gesetzesanträge, die von den ‚Roten‘ gerade eingebracht waren, zu unterbinden, und daraufhin wurden die ‚Roten‘ natürlich wild.“

„Ja, aber, zum Donnerwetter, einen Gesetzesentwurf abzulehnen geschieht doch öffentlich, gesetzmäßig, durch das Parlament. Die ‚Roten‘ jedoch haben diese gelben Teufel hereingeholt und bewaffnet. Ich begreife nicht, warum die ‚Weißen‘ so etwas zulassen.“

„Die Pitubas? Das sind wir gewohnt. Die sind nicht so schlimm, wie sie aussehen. Sie fressen schon lange nicht alle die kleinen Kinder, die man ihnen andichtet. Sie mögen wohl hin und wieder mal einen Finger anknabbern. Aber was mir unheimlich ist, das ist die Zensur, das Spitzelwesen und das Bewußtsein, daß diese ‚roten‘ Offiziere dauernd und gegen jeden, von dem sie glauben, daß sie es mal gebrauchen können, Material sammeln und Akten anlegen, gefälschte Akten mit erfundenen Beweisstücken.“

„Und wozu sollten sie die gebrauchen?“

„Du kennst die Bande nicht, die uns regiert. Sie steckt mit einer Sippschaft von Leuten unter einer Decke, die unser Land, wie sie das nennen, ‚erschließen‘ möchten und die für diese Berechtigung auch zu zahlen bereit sind. Aber natürlich wollen sie dann ihr Geld möglichst verhundertfacht zurückhaben. Die ‚Roten‘ dagegen möchten die ‚Weißen‘, die ihnen bei diesem Geschäft entgegenstehen, auf jede Weise loswerden. Dabei ist der krumme Weg der Weg, den die ‚Roten‘ von Natur einschlagen, eben weil sie das sind, was sie sind: Menschen ohne Ehre und ohne Glauben.“

„Ich habe natürlich keinen näheren Einblick in alle diese Dinge“, erwiderte Sai, „aber ich möchte meinen, daß die Erschließung eines Landes durch den Ausbau der Eisenbahnen oder durch Erweiterung der Bodenkultivierung nicht so ohne weiteres abzulehnen wäre.“

„Wenn eine Bande von Verbrechern über England herfiel und wollte England ‚erschließen‘, würde dir das recht sein, Sai?“

„Mein Vater ist der Ansicht, daß dergleichen zur Zeit in England an der Tagesordnung ist. Also sind wir offenbar schon daran gewöhnt.“

„Schön, aber wir nicht. Doch genug. Ich muß noch einen ganzen Haufen tun. Ich muß dieses ganze Leinen hier noch zuschneiden. Unsere Kinder brauchen zu Ostern neue Kittel. Und wenn du es auch wohl ein wenig für unter deiner Manneswürde ansiehst, bitte sei so lieb und hilf mir dabei. Wir werden dieses Leinen ‚erschließen‘ und kleine Hosens für unsere Bambini daraus machen.“

Hai war stets und zu jeder Schandtats bereit. Also machten sie sich an die Arbeit.

„Übrigens, Hai“, sagte Rosa, „meine Rufine Carlotta de Leyva wird zum Mittagessen hier sein. Du brauchst aber keinen Schreck zu kriegen. Sie kann Englisch.“

„Ich werde bestimmt keinen Schreck kriegen, wenn sie so ist wie du“, sagte er.

„Du hast Pech. Sie ist es nicht“, gab Rosa zurück. „Aber ich hielt es für besser, dich vorher zu warnen. Carlotta ist ein sehr besonderer Mensch. Sie ist ganz anders als alle anderen Menschen. Es wäre gut, wenn du dich nicht in sie verlieben würdest.“

„Schön“, sagte er, „ich werde mich nicht in sie verlieben.“

„Es wäre auch nicht gut für dich“, sagte sie, „denn Carlotta wird im nächsten Monat bereits heiraten. Nebenbei: du mußt mit zur Hochzeit kommen.“

„Und wer ist der Mann?“ fragte er, nur um etwas zu fragen.

„Don Manuel.“

„Offenbar eine lokale Berühmtheit?“

„So könnte man sagen.“

„Hat er vielleicht auch einen Nachnamen?“

„Ja. Encinitas.“

„Ich denke, das ist eine Provinz.“

„Ist es auch. Der größte Teil davon gehört ihm.“

„Und ihr gehört der größte Teil der Nachbarprovinz?“

„Ihrem Bruder.“

„Wenn also die beiden heiraten, dann haben sie halb Santa Barbara in ihrer Hand?“

„Warum nicht? Wenn sie klug und gut sind?“

„Es scheint mir reichlich viel Land für zwei Menschen. Was ist Don Manuel für ein Mann? Ein guter Schlag?“

Rosa zog ein Gesicht. „Bisher hat er noch nicht viel Gutes vollbracht. Aber selbst, wenn er es hätte, wäre er immer noch nicht gut genug für sie.“

„Das sagen Frauen vor jeder Heirat: natürlich ist sie viel zu gut für ihn.“

„Jeder Mann wird vor seiner Heirat das gleiche bestätigen.“

„Verliebte Männer sagen zu allem ja. Aber hör mal, Rosa, muß ich beim Essen irgend etwas tun oder nicht tun?“

„Du meinst: nach landesüblicher Sitte? Ja, wir essen zwar nicht mit dem Messer, aber wir stoßen auf und schlürfen, um zu zeigen, wie gut es uns schmeckt.“

„Mußt du mich eigentlich immer wieder aufziehen, Rosa? Sag mir lieber, was man hier nicht tun darf.“

„Ich habe dich ja bereits gewarnt, Hai: dich nicht in meine Kusine verlieben.“

„Verlieben? Schwindel.“

„Das ist die richtige Einstellung: Schwindel.“

Draußen in der Halle ging jemand hin und her und stellte Blumen in die Schalen auf den Tischen. Anfangs glaubte Hai, es sei Donna Emilia. Dann aber begann die Unsichtbare mit leiser Stimme zu singen, so als sei sie mit ihren Gedanken irgendwo fern. Hai vermochte die Worte nicht zu verstehen, aber die Stimme und die Weise bewegten ihn.

„Was ist das für ein Lied, Rosa?“ fragte er.

„Das? Ein altes Wiegenlied. Irgend etwas von Rosen, die schlafen gehen, weil es schon spät ist.“

„Es ist hübsch.“

„Lieber Junge, du schneidest da drauf los, daß der Kittel weder Schnitt noch Sitz kriegt.“

„Verflirt! Aber so bin ich.“

„Daß auf deine Arbeit und kümmerst dich nicht um Wiegenlieder.“

Kurz nachdem der Gesang verstummt war, stieß etwas gegen die Tür. Die Stimme der Sängerin rief auf Englisch: „Macht bitte die Tür auf.“ Hai öffnete. Auf der Schwelle stand eine Frau, die einen Krug mit Zweigen der weißen Stella vor sich hielt.

„Dies habe ich dir mitgebracht, Rosa“, sagte sie.

„Das ist süß von dir“, sagte Rosa. „Aber ihr beiden kennt euch noch nicht. Carlotta, dies ist Mr. Highworth Ridder, eine alte Flamme von mir. Er hilft mir Hosen zuschneiden. Das ist in England Männerarbeit. Hai, dies ist meine Kusine Senorita de Leyva.“

„Wie geht es, Mr. Ribben?“ sagte Carlotta. „Ach, würden Sie mir die Blumen abnehmen?“

Hai antwortete etwas in gebrochenem Spanisch, nahm den Krug und stellte ihn auf den Tisch. Die Stellas waren die schönsten Blumen, die er je gesehen. Ihm schoß für einen Augenblick das Bild einer heimatlichen Geißblatthecke durch den Sinn. Am Tisch wandte er sich um und blickte auf Carlotta. Er glaubte noch nie ein solches Frauenwesen erblickt zu haben. „Sie ist ein Engel des Paradieses“, dachte er.

Er hatte nie an Frauen gedacht. Bis zu diesem Augenblick hatte er sich noch nie den Kopf über Frauen zerbrochen. Er hatte sie als eine eigene Art von Mensch mit eigenen Wegen und Wesen hingenommen, die ihm aber in ihrer Gesamtheit fremd blieb. Von Zeit zu Zeit war er einem Mädchen begegnet, das sich als guter Kamerad erwies. Rosa war ein solcher guter Kamerad. Doch das waren nur Ausnahmen gewesen. Alle übrigen lebten für ihn in einer eigenen Welt mit eigenen Ansichten und eigenen Gesetzen, die ihm nicht lagen, aber die er immerhin achtete. Jetzt plötzlich stand vor ihm eine Frau, die alles das war, was er in seinen Träumen von einer Frau erwartet hatte. Dennoch war sie so ganz anders als irgendeine andere Frau. Sie glich so wenig einer Frau, wie ein Kolibri einem Vogel gleicht. Sie war von einer kleinen, aber vollendeten, fast ätherischen Gestalt, schimmernd wie ein Kolibri. Er hatte einmal sagen hören, daß „alle Vollkommenheit nur in kleinen Dingen erreichbar“ sei. Er hatte damals den Mann für einen Dummkopf gehalten. Jetzt fiel es ihm wieder ein. Diese Frau war vollkommen. Ihr Haar war von einem

sehr tiefen dunklen Braun, von verschwenderischer Fülle, aber mit einem goldenen Stirnband dicht an den Kopf gelegt. Das gab ihr ein wenig das Aussehen eines Jungen, vielleicht gerade eben genug, um das Wohlgefallen eines Jungen wie Hai zu erwecken. Ihre Augen waren dunkler als das Haar. Sie leuchteten, als ob hinter ihnen ein Licht schien. Es waren nicht nur gütige und gute, sondern auch sehr fröhliche Augen. Sie hatte auffallende Augenbrauen. Wie in den meisten schönen Gesichtern war die Nasenwurzel an der Stirn breit und der Abstand der Augen nicht klein. Die ungewöhnliche Schönheit der Augenbrauen lag in ihrer Länge. Sie führten die Rante der Stirn nach links und rechts fort. Sie bildeten über den Augen eine gerade Linie und bogen sich an den Seiten links und rechts ein wenig und in einer Art empor, die unbeschreibbar ist und die doch dem Gesicht einen bewegten und einmaligen Ausdruck verlieh. Die Nase war gerade. Die Ohren, die selbst bei schönen Menschen selten schön sind, waren bei ihr vollkommen. Durch ihre Backen schien das lebendige Leben. Der Mund war von fehlerloser Schönheit. Alle Heiterkeit, alle Versonnenheit, alle Güte sprachen aus seinen sanften gefühlvollen stolzen Bögen. Sie trug ein weißes Kleid und eine grüne Jacke. Ihre Stimme schien für Hai die Stimme zu sein, der zu lauschen er sich von je gesehnt hatte. Sie sprach ein fehlerloses Englisch.

„Also hat Rosa Sie angestellt, Osterkleider zuzuschneiden?“ fragte sie.

„Frauen machen Männer stets zu Sklaven“, antwortete er.

„Nun, nach dem Mittagessen sollen Sie freigelassen werden. Manuel kommt zu Mittag, Rosa, so können wir nachher, wenn es abgekühlt ist, Tennis spielen. Würden Sie mitspielen, Mr. Ridden?“

„Ich würde gerne Tennis spielen.“

Sie nahm einen Zuschneidebogen, legte ihn zusammen, faltete ihn, schnitt ihn mit der Schere ein, faltete ihn noch einmal, schnitt ihn wieder ein, schüttelte ihn dann aus und hielt eine Art von Krage oder Schultertuch aus lauter Spitzen in den Händen.

„So etwas tragen die Negerinnen in San Jacinto“, sagte sie. „Sie schneiden es aus Leinen aus und tragen es auf Scharlach. Schon auf kurze Entfernung sieht es genau wie Spitze aus.“

„Sie sind geschickt“, sagte Hai, „das alles so zart auszuschnneiden. Würden Sie mir nicht einmal zeigen, wie Sie es gemacht haben?“

„Sehen Sie so“, sagte sie und nahm ein neues Stück Papier.

„Die Engländer müssen immer etwas zu tun haben“, meinte Rosa. „Sie sagen nie: heute ist ein schöner Tag, laßt uns über die Schönheit nachsinnen. Sie sagen stets: da, es hat aufgehört zu regnen, laßt uns irgend etwas anfangen.“

„Du brauchst gar nicht zu spotten“, sagte Hai. „Als du in England warst, hast du es genau so gemacht.“

„Aber Rosa ist wohl schon den ganzen Morgen beschäftigt gewesen“, sagte Carlotta, „also laßt uns über die Schönheit sprechen.“

„Ich will gar nicht sprechen, ich will zuhören“, sagte Rosa. „Nicht wahr, du singst uns etwas vor?“

Carlotta ging an das Klavier und sang zwei spanische Lieder. Das eine klang fremdartig, das andere häßlich, beide peinigend. Für Sai aber waren es die schönsten Lieder und gesungen von der wundervollsten Stimme, die er je gehört. Er konnte seine Augen nicht von ihrem Gesicht und von ihrem Halse abwenden. Sie war das Köstlichste, das er je gesehen. Er fühlte sich selbst unbeholfen und dumm und unwürdig, den gleichen Planeten mit ihr zu betreten. Er überlegte, ob er vielleicht die Schnittmuster, die sie ausgeschnitten, oder die Schere, die sie benutzt hatte, mitnehmen könne. Er starrte sie immer nur an. Er sagte sich, es sei unhöflich, aber er konnte nicht anders. „Mein Gott, ist sie schön“, dachte er. „Sie ist wundervoll. Ich wollte, ich könnte für sie kämpfen oder irgend etwas für sie tun.“

Ihm fielen ihre Hände auf. Sie trug einen Ring. „Das ist es“, dachte er, „sie ist verlobt, sie muß diesen Teufel von Manuel heiraten, der nicht gut genug ist für sie. Dieser Teufel Manuel darf sie küssen. Ich möchte ihn fordern.“ Aber als er seinen Blick ein einziges Mal und nur kurz von jenem schönen Antlitz fortwandte, sah er, wie Rosa ihn eifersüchtig, ja fast feindlich beobachtete. Noch niemals hatte ein Mann sie so angesehen. Sie lächelte bitter.

Ein Gong rief zum Essen.

„Manuel kommt spät“, sagte Carlotta.

Sai haßte diesen Manuel, weil er zu spät kam, weil er Manuel genannt wurde und überhaupt weil er vorhanden war. Er wollte sich vor Carlotta auszeichnen, aber er wußte nichts zu sagen. Außerdem schämte er

sich, daß drei Frauen mit Rücksicht auf ihn ein so ausgezeichnetes Englisch sprachen, während er selbst kaum „Danke schön“ auf Spanisch sagen konnte.

IV.

„Rosa“, sagte Donna Emilia, „Senora Artigas hat herübergeschickt. Ihr Sohn Estifanio ist verschwunden. Ist das nicht seltsam?“

„Gestern abend um sechs oder halb sieben, nach dem Gottesdienst, sind wir doch noch in der Kathedrale an ihm vorübergegangen, Mutter.“

„Danach ist er auch wieder zu Hause gewesen. Erst gegen Mitternacht sind dann zwei junge Leute in Abendanzügen zu ihm gekommen und haben gesagt, daß sein bester Freund Porfirio Diaz in einem Duell verwundet worden, wahrscheinlich am Sterben sei und nun nach ihm verlange. Estifanio kannte die beiden jungen Leute zwar nicht, aber er ist selbstverständlich mit ihnen gegangen und ist bis jetzt noch nicht wieder zurückgekehrt.“

„Wenn der Freund stirbt, Mutter, wird er bei ihm bleiben wollen.“

„Aber die Geschichte war gelogen, Kind. Porfirio Diaz ist heute morgen dagewesen und wollte Estifanio abholen. Er hat weder ein Duell gehabt, noch fehlt ihm irgend etwas, noch hat er jemanden geschickt. Estifanio ist verschwunden. Stelle dir die Angst der Mutter vor.“

Hai sah, wie Rosa und Carlotta einander einen raschen Blick zuwarfen, den er sich nicht zu deuten wußte.

Er hatte nur das Gefühl, daß eine Spannung in der Luft lag und daß er am besten irgend etwas redete.

„Ich hatte mal einen Mitschüler“, sagte er, „der verschwand während der Sommerferien. Er war mit einem Kameraden zusammen rudern gegangen. Das Boot war umgekippt, aber die beiden von einem Dampfer aufgefischt worden. Der Dampfer war unglücklicherweise ein Postdampfer und durfte sich deshalb nicht noch mehr aufhalten. So mußten die beiden Jungen die ganze Reise nach Newyork mitmachen, ehe sie Nachricht nach Hause geben konnten. Sie waren inzwischen beide schon für tot erklärt, das heißt: es war schon für ihre Seelen gebetet worden.“

„Auf die Art wird auch Estifanio wieder auftauchen, Mutter“, beruhigte Rosa.

„Ich hoffe es“, sagte die alte Dame. „Ich bete stets zu Gott, er möge die Familien meiner Freunde vor einem unerwarteten Todesfall bewahren.“

„Estifanio ist ein großer Jäger“, sagte Carlotta. „Er reitet sogar auf Schleppjagd, oder wie nennt man das, was die Engländer hier eingeführt haben? Sind Sie auch Jagdreiter, Mr. Ridden?“

Sai erklärte sie im stillen für einen Engel an Zartgefühl, daß sie so dem Gespräch eine rasche Wendung gegeben hatte.

„Ich reite sehr gerne“, antwortete er, „aber mein Vater läßt mich natürlich nur die alten Kracken reiten. Allerdings manchmal, wenn ich als zweiter Pferdeburche mit durfte, haben wir herrliche Ritte gemacht.“

„Rosa sagt, Sie interessieren sich für Maschinen?“

„Ja, sehr.“

„Ich auch. Mein Bruder läßt einen neuen Bewässerungskanal bauen, und dabei helfe ich ein wenig

an den Maschinen. Was für Maschinen interessieren Sie denn im besonderen, Mr. Ridden?"

"Ach, sage ruhig Sai zu ihm, Carlotta", warf Rosa ein. "Er ist hier zu Hause. Sage Sai zu ihm."

"Ich weiß nicht, ob es ihm recht ist", meinte Carlotta.

"Sie würden mich schrecklich stolz machen, wenn Sie es täten", sagte Sai und wurde rot und wußte zugleich, daß Rosa nur auf dieses Notwerden gewartet hatte.

"Also was für Maschinen . . . Sai?" fragte Carlotta.

"Vielen Dank", stotterte er und war in seinen Gedanken schon dabei, wie und wo sich ihm je einmal die Möglichkeit bieten würde, ihr das Leben zu retten und zum Dank dafür sie Carlotta nennen zu dürfen.

"Wo bleibt nur Manuel?" fragte Donna Emilia. "Wir sind gleich mit dem Essen fertig. Meinst du, daß er noch kommt, Lotta?"

"Ich glaube, ich höre ihn gerade."

Ein Pferd kam in kurzem Galopp die Anfahrt herauf. Carlotta wandte sich an Sai.

"Wenn ich erst verheiratet bin", sagte sie, "müssen Sie zu uns herauskommen und, wenn Sie Lust haben, eine Zeitlang bei uns bleiben. Es gibt dort Flüsse und grüne Grasshügel genau so, wie ich es mir in Ihrer Heimat vorstelle."

"Das würde ich gerne tun", sagte er, sah sie an und fühlte es wie einen schmerzhaften Stich durch die Brust, daß sie einen Mann heiraten sollte, der ihrer nicht wert war. "Er hat sie eingeschüchtert", dachte er, "oder auf irgendeine andere Weise in seine Gewalt gebracht, wie das solche brutalen Menschen ja für gewöhnlich tun."

Möglich merkte er, daß Don Manuel bereits neben ihnen stand und Donna Emilia die Hand küßte. Er mußte wie ein Panther hereingekommen sein.

„Himmel“, dachte Hai, „welch ein Mann!“

Alle männliche Kraft, Schönheit und Haltung schienen in ihm verkörpert. Sein Gesicht war das Außerordentliche schlechthin. Hai war auf den ersten Blick für ihn gewonnen, sowohl durch die unmittelbare Wirkung, die von ihm ausging, wie durch seine Ähnlichkeit mit dem jungen Napoleon. Der Mann wandte sich an Hai. Seine Augen waren seltsam streng, bezwingend, unwiderstehlich und strahlend. „Ein ungewöhnlicher Mann“, dachte Hai, „entweder sehr eigenwüchsig oder sehr eigenwillig, vielleicht beides.“ Der ungewöhnliche Mann begrüßte ihn auf Englisch, lebhaft und wortreich.

„Ah, ich freue mich, Sie kennenzulernen, Mr. Ridden. Ihr Vater hat mir vor sechzehn Jahren einmal zwei englische Jagdsättel geschenkt, weil ich seinen Zuchthengst zugeritten habe. Wie geht es Ihrem Vater? Wie finden Sie Santa Barbara? Ah, ja, Ihr Vater! Ich war ganz stolz auf die Sättel. Noch kein Geschenk hat mir je solche Freude gemacht. Sie müssen zu mir nach Encinitas kommen und reiten, reiten. Das ist Leben, was?“

In seiner impulsiven Art ergriff er Hais Hände und blickte ihm fest in die Augen. Hai fühlte sich zugleich verwirrt und bezwungen. Er war mit Haut und Haar für ihn gewonnen.

„Sie haben nicht die geringste Ähnlichkeit mit Ihrem Vater“, fuhr Don Manuel fort, „nicht die leiseste. Ihr Vater ist gerne und überall Hahn im Korbe, halb

Eisenfresser, halb Weilchenfresser. Sie nicht. Sie packen die Dinge an. Ich kenne Ihre Art. Übrigens: wo wohnen Sie? Im ‚Santiago‘? Ein elendes Loch, das ‚Santiago‘. Alle unsere ausländischen Gäste machen dort ihre ersten Erfahrungen. Wo hat man Sie untergebracht?“

„Im dritten Stock. Zimmer 67.“

„Mit dem Blick nach hinten heraus? Nun, die Aussicht vorne wäre erfreulicher gewesen. Der Präsidentenpalast, das ‚Santiago‘ und die Kathedrale: ich möchte sie am liebsten alle drei wegreißen und von neuem aufbauen lassen. Nebenbei noch ein Wort zu Ihrem ‚Santiago‘. Ich bin ein Nachtschwärmer. Morgens so gegen zwei komme ich gelegentlich in das ‚Santiago‘. Man wird da durch das Kellergitter hereingelassen. Die schwarzen Kellner unterhalten dort unten eine Spielhölle und machen so ihre Privatgeschäfte mit den Hotelgetränken. Aber jetzt bitte ich allerseits um Verzeihung, daß ich mich so verspätet habe.“

„Du hast dich geradezu schmähsch verspätet“, sagte Rosa. „Du hättest verdient, daß du nichts mehr zu essen bekommst.“

„Ich möchte auch nichts mehr essen“, entgegnete er, „nur etwas Kaffee und Brot. Ich bin deswegen so spät, weil ich einem Verbrechen auf die Spur gekommen bin. Estifanio Artigas ist während der letzten Nacht in der Stadt ermordet worden.“

„Dann war es also Mord?“

„Wir haben gerade vorhin von ihm gesprochen.“

„Das bringt der armen Mutter den Tod. Ihr einziges Kind!“

„Es steckt mehr dahinter“, sagte Carlotta. „Der Mord wurde nach einem vorbedachten Plane ausgeführt. Wer war es?“

„Die Mörderbande aus dem Palast. Das ist ein Klub von jungen Verbrechern, Mr. Ridden, an dessen Spitze Don José, der Sohn unseres Diktators, steht. Sie haben ihn in dem Tunnel oder Durchgang ermordet, wo früher die Windmühlen standen. Ich bin bei dem Mörder gewesen. Hier ist die Abschrift seines Geständnisses, das er vor dem Notar Chacon abgelegt hat. Ich habe Abschriften davon an Chavez, an Hermengildo Bazan und an deinen Bruder, Carlotta, geschickt. Ich kann jetzt nichts mehr essen. Endlich kommen die ‚Weißen‘ wieder in Bewegung. Wir haben einen Anlaß und ein Ziel. Dieser Mörderklub wurde Ende vorigen Jahres von Don José als neueste seiner Sensationen gegründet. Er und acht junge Leute waren die einzigen und ausschließlichen Mitglieder. Sie haben bis jetzt fünf Morde begangen. Einer in jedem Monat ist Sitzung und jeder auf eine andere Weise. Pablo Sinestrofa wurde dazu bestimmt, Estifanio zu ermorden. Zwei der anderen sollten ihm dabei helfen. Vier mußten während der Untat Wache stehen, und die beiden übrigen Estifanio an den Tatort locken. Ich habe das alles heute morgen und von Pablo selbst erfahren.“

„Pablo Sinestrofa war immer haltlos wie Wasser“, sagte Rosa, „und herzlos dabei. Ich erinnere mich, daß er schon als kleines Kind Würmer unter sein Schaukelpferd zu legen pflegte.“

„Als ich heute morgen vom Reiten zurückkam“, fuhr Don Manuel fort, „begegnete mir Pablo auf der

Straße. Er weinte und flog am ganzen Leibe. Ich brachte ihn in meine Wohnung, und dort habe ich Stück für Stück die Geschichte aus ihm herausgefragt."

"Einen Augenblick, Manuel", warf Carlotta ein. "Vielleicht hat dieser Hinestrofa, der offenbar nicht ganz bei Sinnen ist, das alles nur phantasiert?"

"O, nein", erwiderte Don Manuel, "leider nicht. Ich habe es nachgeprüft. Es ist die Wahrheit. Einer lockte das Opfer in den Wagen. Ein Zweiter fuhr den Wagen bis zu jenem Tunnel. Dann führte der Erste wiederum das Opfer in den dunklen Gang, und Pablo beging den Mord. Don José selbst half ihm dabei. Dort waren noch die Spuren zu sehen und lag auch noch die Leiche. Alles stimmte genau. Das Entsetzlichste aber ist das Folgende: Don José ist ebenso abgefeimt, wie er bössartig ist. Er und Spallo brachten nach dem Morde Pablo nach Hause. Als sie merkten, wie es ihn gepackt hatte, bekamen sie es mit der Angst, er könne sie verraten. Diese ihre Furcht aber fürchtete wiederum Pablo. Als er einmal ins Nebenzimmer ging, hörte er, wie Don José sagte: 'Ich wußte, daß er sentimental werden würde. Er wird die ganze Geschichte dem ersten besten Priester, den er auftreiben kann, beichten. Sollen wir ihn nicht auch erledigen? Das wäre doch ein hübscher Abschluß für diese Nacht.' Es muß für Pablo ein entsetzlicher Augenblick gewesen sein, bis die Antwort kam. Aber Spallo sagte: 'Lieber nicht . . . Wenn er ausgeschlafen hat, ist er wieder in Ordnung.' Danach gingen Spallo und Don José. Aber etwas anderes Seltsames geschah. Als sie fort waren, so erzählt Pablo, kam der Geist von Estifanios Vater und setzte

sich zu ihm. Er sprach kein Wort, aber jedesmal, wenn Pablo aus dem Zimmer zu laufen versuchte, glitt der Geist vor ihm her.“

„Und dann?“

„Pablo sagt, er habe den Geist mit Streichhölzern und herausgerissenen Blättern aus der Bibel ‚weggebrannt‘. Dann erst, als der Geist nicht wiederkam, lief Pablo hinaus auf die Straße. Doch hier war es, wie er sagte, nur noch schlimmer, denn überall hinter den Fensterscheiben hervor starrte ihn Estifanio an. Ich ließ einen Arzt holen und ihm ein Schlafmittel geben. Jetzt schläft er bei Chacon im Hause.“

„Helfe uns Gott in seiner Gnade“, sagte Donna Emilia.
„Gibt es denn kein Maß für die Verruchtheit dieser Zeit?“

„Wann wird General Chavez davon erfahren?“ fragte Carlotta.

„Jetzt. Er wird um sechs in der Stadt sein. Die Kongresssitzung beginnt um acht. Wir werden öffentlich gegen den Palast Anklage erheben.“

„Möge Gott unserem unglücklichen Lande beistehen“, sagte Donna Emilia.

„Gott steht uns bei“, erwiderte Don Manuel.
„Er gibt uns diese Waffe gegen die Lopez-Bande in die Hand. Jetzt werden wir mit ihr Schluß machen.“

„Ich bin dessen gar nicht so sicher, Manuel“, sagte Carlotta. „Die Männer um Lopez sind gerissen genug. Sie würden mehr als froh sein, wenn sie Don José loswerden könnten. Dieser Fall kann das Land zwar von Don José befreien, aber ich glaube nicht, daß auch Lopez dahinein verwickelt wird. Es kann sogar sein, daß er selbst stärker daraus hervorgeht.“

Manuel hatte sie aufmerksam angehört.

„Aber nicht stärker als wir“, entgegnete er. „Chavez und Bagan müssen sich jetzt erheben. Ich habe das Geständnis und alle Beweismittel. Die ‚Roten‘ ahnen nichts. In längstens fünf Stunden machen wir den Handstreich. Das Pulverfaß soll unter ihren eigenen Füßen in die Luft gehen.“

„Ich bin nur gespannt“, meinte Carlotta, „ob General Chavez den Augenblick nicht wieder mal für ungeeignet hält.“

„Ungeeignet?! Wenn schon die ‚Roten‘ selbst von einer ‚weißen‘ Verschwörung reden?!“

„Und wenn nicht ungeeignet, so findet er womöglich wieder eine andere Entschuldigung dafür, daß er nicht zu handeln braucht.“

„Hiernach muß er handeln.“

„Er ist ein sehr bequemer Mann.“

„Wenn er nicht handelt, dann werden sich andere finden, die für ihn handeln. Hier allein sehe ich schon drei, nein vier, denn ich bin überzeugt, auch Mr. Ribden macht mit.“

„Wenn Sie mich haben wollen, sofort“, sagte Hai.

„Sie können Ihr Leben hier bei uns nicht besser beginnen, als daß Sie mithelfen, den Diktator zu stürzen.“

„Manuel“, sagte Rosa, „du darfst Hai nicht in unsere politischen Kämpfe hineinziehen.“

„Manuel“, sagte Carlotta, „ich glaube, du schießt weit über das gegenwärtige Ziel hinaus, und das ist: öffentliche Anklage gegen den Mörderklub. Lopez ist geistesgegenwärtig und auch überlegen genug, selbst seinen Sohn zu verbannen oder ihn sogar vor ein Gericht zu

stellen und dann euch in einer weit mehr als je gefestigten Stellung entgegenzutreten.“

„Ich glaube, daß Lopez wahnsinnig ist“, sagte Manuel. „Heute abend werde ich ihm als erstes in das Gesicht hinein erklären, daß er unfähig ist, noch weiter zu regieren.“

Während dieser Worte war der Majordomo in das Zimmer getreten und brachte auf einem Tablett ein Telegramm.

„Für Don Manuel.“

Als Don Manuel das Telegramm gelesen hatte, sank er sichtbar in sich zusammen, als habe er einen schweren Schlag verseht bekommen.

„Schlimme Nachricht aus Encarnacion?“ fragte Donna Emilia.

„Geht es deiner Mutter schlechter, Manuel?“ fragte Carlotta.

„Ja. Meiner Mutter droht das Schlimmste. Ihre Krankheit . . . Ich muß sofort fahren.“

„Aber der Zug nach San Jacinto geht nicht vor morgen mittag.“

„Nein“, erwiderte er, „doch ich kann den Sierra-Zug um vier nehmen und dann von Melchior aus die siebenundachtzig Meilen hinüberreiten. Wenn ich mir telegraphisch die Pferde bestelle, kann ich morgen abend spät zu Hause sein. Dadurch gewinne ich fünf Stunden.“

„Wenn du den Vier-Uhr-Zug noch haben willst, mußt du sofort gehen“, sagte Carlotta. „Ich fahre dich zum Bahnhof.“

„Gut, gehen wir“, sagte Manuel. „Während der Wagen angespannt wird, schreibe ich die Telegramme

und bestelle die Pferde. Sowie ich abgefahren bin, gibst du sie auf."

Beim Abschied ergriff Don Manuel mit beiden Händen Hais Rechte. „Grüßen Sie Ihren Vater. Sagen Sie ihm, daß ich die Sättel in hohen Ehren halte, Ich hoffe, daß ich Sie bald in meinem Hause wiedersehe.“

„Sie werden bei uns wohnen, nicht wahr?“ fragte Carlotta.

„Gerne“, antwortete Hai, „mehr als gerne.“

Zur Abfahrt begleiteten sie Don Manuel bis vor die Haustür. Carlotta hatte zwei prächtige feurige kleine Pferde am Zügel. Hai sah sie, wie sie auf dem Wagen saß und nur Augen für ihre Pferde hatte. Es gab kein größeres Glück auf Erden, als für sie zu leben oder zu sterben. Alles um sie herum wurde Schönheit und nicht mehr wie von dieser Welt. Hai spürte, wie sie alle, die bei ihm standen, genau so von ihr dachten und genau so für sie fühlten wie er. „Du schönste, du bezauberndste, du herrlichste Frau“, dachte er, „ich wollte, ich könnte für dich sterben.“

Die Peone gaben die Köpfe der Pferde frei. Das Tor wurde geöffnet. Die Pferde zogen an, und das Wunder von einem Mädchen war davon.

„Ich vertraue auf Gott, daß er seine Mutter noch lebend antrifft“, sagte Donna Emilia.

„Nun muß ich ebenfalls gehen“, meinte Hai.

„Gehen? Unsinn“, sagte Rosa. „Du wolltest den ganzen Tag bei uns bleiben. Wir haben weder Tennis gespielt noch gebadet. Komm herein.“

Drinne im Gartenzimmer blickte Rosa ihn spöttisch spitz von der Seite an.

„Ist er nicht hübsch?“ fragte sie.

„Hübsch? Das sollte man immerhin meinen“, antwortete Sai. „Er ist alles und er hat alles.“

„Nein“, entgegnete Rosa, „er hat nicht alles. Ich weiß von verschiedenen Dingen, die er nicht hat. Aber selbst wenn er alles besäße, hätte er sie immer noch nicht verdient.“

Sai schwieg. Der Gedanke, daß Manuel die schöne Carlotta besaß, durchfuhr ihn wie ein Stich.

„Er hätte sie nicht verdient. Oder hat er es?“ wiederholte Rosa.

„Ich hoffe es.“

„Nein. Du hoffst es nicht. Du weißt, daß er sie nicht verdient. Sag mir jetzt, Sai: verdient er sie?“

Sai warf ihr nur einen gequälten Blick zu.

„Ist sie nicht wundervoll?“ beharrte Rosa.

„Ich verstehe, daß du sie gern hast“, wich er aus.

„Gern haben?! Man hat sie nicht gern. Man betet sie an und würde für sie sterben. Du nicht auch?“

„Ja“, sagte er nach einer Pause. „Du weißt, daß ich es tun würde. Aber auch du würdest es tun.“

„Ich habe dich vorher gewarnt“, sagte Rosa. „Schlage sie dir lieber aus dem Kopf. Und außerdem“, fügte sie mit einem boshaften Lächeln hinzu, „ist er schrecklich eifersüchtig.“

„Das heißt, er wird einigen Grund dazu haben.“

„Ach, komm mit in den Garten. Ich will mit dir Tennis spielen.“

„Nein, Rosa, sei ehrlich. Du willst mich in Wirklichkeit gar nicht mehr hier behalten. Ich muß fort.“

„Ich werde dir schon sagen, wenn du fort mußt“, erwiderte sie. „Aber bleibe noch die kurze Zeit. Carlotta wird in einer halben Stunde zurück sein. Bleib solange. Du siehst sie das letzte Mal vor ihrer Heirat.“

„Ich denke, du hättest gesagt, sie würde erst zu Ostern heiraten?“

„Setz nicht mehr. Du sollst sehen: sie fährt morgen mit dem Mittagzug ihm nach. Ich werde mitfahren müssen. Morgen nacht werden sie dann von dem Bischof getraut werden, damit die Mutter ihren Sohn noch verheiratet sieht. Dann wird sie ihr ganzes Leben an diesem Manne hängen.“

„Sie hat gerade ihn als den einzigen unter allen Männern der Welt gewählt“, sagte Sai, „und ich wundere mich nicht. Er ist sicher ein guter Kamerad.“

„Ein guter Kamerad? Vor ein paar Jahren noch war er der Kamerad dieses Don José aus der Mörderbande.“

„Davon weiß ich nichts“, erwiderte Sai. „Jetzt ist er sicher ein guter Kamerad, und davon ist auch sie überzeugt.“

„Davon ist sie heute noch überzeugt, aber in einer Woche, in einem Monat . . . die ganze Zeit immer mit diesem Manne zusammen zu sein?“

„Da kommt Pablo. Er hat etwas für dich,“ unterbrach Sai.

„Senorita“, sagte Pablo, „ein Herr möchte Sie sprechen. Der Notar Tomas Chacon aus Santa Barbara.“

„Merkwürdig“, wandte sich Rosa an Sai, „das ist der Notar, bei dem Manuel den Mörder gelassen hat.“

Warte hier einen Augenblick bei dem Rosenbeet. Sieh dir die Kolibris an. Ich will ihn sprechen.“

Während Rosa etwa zehn Minuten mit dem Besucher sprach, sah Hai den Kolibris zu. Doch er dachte dabei mit keinem Gedanken an die Kolibris. Die Liebe zu Carlotta verzehrte ihn mit ihrem süßen Schmerz. „Morgen um Mitternacht wird sie getraut“, dachte er, „und er wird sie bis zu ihrem Ende besitzen. Wenn sie doch nur mit Ketten an einen Felsen geschmiedet wäre und von einem Drachen bewacht würde, dann könnten wir wenigstens die Probe machen, wer sie am meisten liebt.“

Als der Besucher fort war, kam Rosa zu Hai zurück. „Ich wußte gleich, daß etwas schief gegangen ist. Chacon hat den Mörder entwischen lassen. Die ‚Roten‘ sind gewarnt, und Manuels ganzer Plan ist hinfällig. Er wird wütend sein.“

„Aber wie konnte er ihn entwischen lassen?“

„Irgend jemand hat es verraten, und die ‚Roten‘ haben ihn befreit. Ich habe Chacon zu General Chavez geschickt. Aber nun Manuel fort ist, geschieht gar nichts. Chavez ist ein Zauderer. Natürlich kann es andererseits sein, daß er jetzt gerade los schlägt, eben weil Manuel fort ist. Diese Soldaten und Politiker sind ja eifersüchtig aufeinander wie Primadonnen.“

„Aber dies ist weniger Sache der Politik als der Polizei. Die Polizei wird den Mörder verhaften.“

„Die Polizei? Ach, Hai, das sind verheiratete Leute. Die meisten haben Familie. Glaubst du, daß die ihre Pensionen auf das Spiel setzen und einen ‚Roten‘ auf Verlangen eines ‚Weißen‘ verhaften? Sie sind doch keine Philanthropen.“

„Was sind sie dann?“

„Bezahlte Spießgesellen.“

„Weiß Gott!“

„Du kannst wohl ‚Weiß Gott‘ sagen. Doch das alles bedeutet noch nichts im Vergleich zu dieser Heirat. An die Polizei habe ich mich mittlerweile gewöhnt. Aber ich habe mich noch nicht an den Gedanken gewöhnt, daß dieser Mann mit . . .“

Sie war neben einem kleinen Brunnen stehengeblieben und starrte hinunter in das Becken. Sie tauchte die eine Hand in das Wasser und ließ sie sich öffnen und schließen.

„Ich bin gemein. Ich rede häßlich . . .“ sagte sie.
„Vergiß, was ich gesagt habe.“

Hai senkte schweigend den Kopf.

„Selbstverständlich, Hai, kommst du jederzeit, wenn du Lust hast, zu uns. Ich soll dir im Auftrage von Mutter sagen, daß an jedem Dienstag, Donnerstag und Sonntag zu Mittag ein Bedeck für dich aufgelegt ist. Wenn du kommen kannst, werden wir uns freuen, wenn nicht, brauchst du nicht erst zu schreiben oder zu schicken. Du darfst auch nicht glauben, daß es nur aus Höflichkeit geschieht. Wir freuen uns ehrlich. Du bist in deiner Heimat ganz reizend zu mir gewesen, und dein Vater hat uns ganz einfach vor dem Bettelstab bewahrt. Außerdem wird dein Besuch uns beiden einsamen Frauen jedesmal wie ein Trostgeschenk sein.“

„Ich danke dir“, sagte Hai. „Auf gute Freundschaft.“

„Meine Hand darauf“, antwortete sie. „Und wenn du hier erst einmal irgendwo festen Fuß gefaßt hast, dann können wir dir jederzeit weiterhelfen. Aber jetzt: hast

du Lust zu schwimmen? Wir haben ein Schwimmbad. Es stammt noch aus den Tagen unseres Glanzes."

Sie führte ihn durch die Lücke in einer Rosenhecke auf eine weiße Marmorterrasse, in deren Mitte ein Schwimmbecken mit herrlich klarem Wasser eingelassen war.

"Hier kannst du jederzeit schwimmen, wenn es dir Spaß macht", sagte sie. "Ein Bad täte uns beiden auch jetzt gut. Doch vorher wollen wir nur noch einmal in das Haus zurück und fragen, ob Carlotta schon wieder da ist."

"Einverstanden", sagte Sai. "Ich habe die Pferde allerdings noch nicht wieder gehört."

"Ich auch nicht", sagte sie. "Aber Carlotta muß mitmachen. Sie ist unsere Meisterschwimmerin. Sie kann alles, doch sie kann schwimmen wie ein Tauchvogel."

Im Hause sagte man ihnen, daß Carlotta noch nicht zurück sei.

"Der Zeit nach müßte sie es eigentlich", meinte Rosa, "aber hierzulande fahren die Züge keineswegs immer auf die Minute. Das wirst du auch noch merken. Laß uns bis an das Tor gehen. Vielleicht sehen wir sie die Straße heraufkommen."

Die Straße war leer. Nur drei Männer kamen mit einem Handkarren langsam von der Stadt her, hielten von Zeit zu Zeit an und klebten irgendwelche Zettel auf Mauern und Säune. Sie blieben auch gegenüber dem Tor der Piranhas stehen und klebten einen Anschlag gegen eine haufällige Mauer. Rosa und Sai sahen ihnen dabei zu.

"Plakatankleber", meinte Sai. "Ich wußte nicht, daß es auch etwas hier gibt."

„O, ja“, erwiderte Rosa. „Wir sind zivilisiert: Plakate, Kanalisation und Einehe, genau wie in Europa. Nur wir sparen sie uns für wirklich große Ereignisse, als da sind Stierkämpfe, auf, die Plakate meine ich.“

„Stierkämpfe?“ fragte Hai. „Habt ihr hier noch Stierkämpfe?“

„Wir sind sogar mitten in der Saison. Vielleicht ist das da gerade eine Ankündigung dafür.“

„Ich möchte zu gerne einmal einen Stierkampf sehen. Es muß schrecklich aufregend sein. Warte, wir wollen doch mal sehen, was es gibt.“

Der Plakatkleber hatte mit ein paar raschen Strichen seiner Bürste das Papier befestigt. Es war ein gelbes Plakat mit einer abgequetschten Schrift schwarz bedruckt und mit einer großen roten Schlagzeile darüber: „PROKLAMATION DER REGIERUNG.“

„Es ist bloß ein pronunciamiento“, sagte Rosa, „nichts vom Stierkampf. Kannst du es von hier aus lesen? Ohne meine Gläser kann ich nichts sehen.“

„So weit ich erkennen kann, hat es irgend etwas mit Religion zu tun“, meinte Hai. „Dios heißt doch Gott, nicht wahr?“

„Ja.“

„Dann ist es so etwas. Und sogar ziemlich viele Diose“, sagte Hai nach einer Pause, „aber ich glaube, wir sind jetzt in der Fastenzeit.“

„Ja“, sagte Rosa ein wenig spitz, „meine Kirche hat jetzt Saison für Diose.“

Auf dem Rückwege zum Schwimmbad trafen sie Donna Emilia. „Carlotta noch nicht wieder da?“ fragte sie. „Dann ist sie wohl noch einkaufen gefahren.“

Kommt herein und trinkt Maté. Der Tee ist hier nicht gut, Highworth, wir trinken daher ein bitteres Getränk, Maté amargo. Es soll so ähnlich wie euer Kamillentee schmecken. Wir halten es für sehr erfrischend."

Hai fand es alles andere als erfrischend. Er trank der Wissenschaft halber eine kleine silberne Schale und aus Höflichkeit sogar noch eine zweite.

V.

"Kommt heute nachmittag noch Besuch?" fragte Rosa.

"Soweit ich weiß, nicht", antwortete ihre Mutter.

"Ich werde auch niemanden einladen, denn ich möchte, daß du, solange es noch möglich ist, mit Carlotta zusammenbleibst. Außerdem ist Fastenzeit und das verpflichtet zu Fastenruhe."

"Auf der Straße werden Plakate angeklebt", sagte Rosa. "Wir konnten sie nicht lesen, aber es scheint so, als ob sie zum Osterfrieden aufforderten."

"Das freut mich, sagte Donna Emilia. "Die letzte Schaustellung von Unordnung war auch eine Schande für unser Land."

Der alte Haushofmeister trat in das Zimmer. "Senora", meldete er, "Don Inocencio bittet Sie sprechen zu dürfen."

"Lassen Sie ihn eintreten", antwortete sie. "Don Inocencio, Highworth, ist einer der Senatoren der 'weißen' Partei, der wir angehören. Er war ein alter Freund meines Mannes."

"Soll ich nicht lieber gehen?" fragte Hai.

„Nein, bleib, es kann dir nicht schaden“, sagte Rosa.

Don Inocencio war ein kleiner blasser Mann, der die Angewohnheit hatte, die Backen aufzublasen, was ihm jedesmal ein bedeutenderes Aussehen gab. Er hielt eine Papierrolle in der Hand. Er hatte sehr liebenswürdige Umgangsformen und sprach auch sofort Englisch, als Sai ihm vorgestellt war. Er befand sich im Zustand einiger Erregung.

„Meine liebe gnädige Frau“, sagte er, „ich bin in äußerster Eile zu Ihnen herausgekommen. Der Anlaß ist zu wichtig. Man hat dem Manne Zugeständnisse und Zugeständnisse gemacht. Er hat sich angemacht und angemacht. Aber jetzt hat er alle Grenzen überschritten. Jetzt ist er, wenn ich so sagen darf, geschmacklos geworden und ganz einfach geplatzt wie der Frosch in der Fabel.“

„Wer ist so geschmacklos geplatzt?“ fragte Rosa. „Erzählen Sie. Könnte er das nicht noch einmal öffentlich wiederholen?“

„Er hat es bereits vor aller Öffentlichkeit getan“, sagte Don Inocencio. „In einem zivilisierten Lande kann dergleichen unmöglich zweimal stattfinden.“

„Wer ist es denn?“ fragte Donna Emilia. „Ich verstehe nicht ganz. Ist etwas passiert?“

„Das habe ich zunächst auch geglaubt“, antwortete Don Inocencio. „Ich habe geglaubt, das könne doch nicht wahr sein, das sei eine Finte oder ein Schwindel, der von einem seiner Feinde ausgeheckt ist. Es wäre eine sehr geschickte, wenn auch teuflische List gewesen, das Volk glauben zu machen, die ganze Geschichte käme von unserem Gegner. Dann aber sagte ich mir: nein, das alles ist so wahnwitzig, das kann nichts anderes als die

Wahrheit sein. Ein Fälscher würde niemals auf einen so verrückten Gedanken verfallen.“

„Aber was ist es denn, Don Inocencio?“

„Haben Sie denn nicht die Proklamation gelesen?“

„Die Proklamation? Was für eine Proklamation?“

„Im Augenblick gibt es nur die eine, und die wird historisch werden. Hier diese Rolle, das ist sie. Während der Siesta hat man damit begonnen, sie anzukleben. Jetzt hängt sie bereits überall. Ist es denn überhaupt möglich, daß Sie sie noch nicht zu Gesicht bekommen haben?“

„Nein. Bestimmt nicht.“

„Dann bringe ich ja wirklich eine Neuigkeit. So wie ich es las, sagte ich mir: wenn das wahr ist, dann bedeutet es einen Markstein in der Geschichte unseres Landes. Ich muß einen Abdruck davon haben und ebenso Donna Emilia. Also besorgte ich mir einige von den Plakattlebern. Sie wissen, daß ich für meinen Neffen derartige Urkunden sammle. Alle Dinge und vor allem Dokumente, wenn sie nur alt genug sind, haben etwas Romantisches an sich. Dies aber wird mehr sein als Romantik. Dies wird, wenn ich nicht sehr irre, in naher Zukunft schon der Grund zu großen Ereignissen werden. Wir leben in bewegten Zeiten, Miß Rosa. Sie, Mr. Ridden, werden große Geschenisse, wahrhaft große Geschenisse, miterleben, wenn die ‚Weißen‘ sich wieder auf ihre alten Ideale besinnen. Aber warten Sie. Das wichtige Dokument. Lassen Sie mich meine Waren auf diesem Stuhle ausbreiten.“

Er zog sich einen Stuhl heran und ließ das Papier über die Lehne herabhängen. Es war das gelbe Plakat

mit der abgequetschten Schrift schwarz bedruckt und mit einer großen roten Schlagzeile:

PROKLAMATION DER REGIERUNG.

Don Inocencio suchte auf den Gesichtern seiner Zuschauer nach irgendeinem Zeichen des Abscheus, aber fand keines.

„Wie?“ wunderte er sich. „Kein Wort der Entgegnung?“

„Nein“, sagte Rosa, „denn Mutter und ich können ohne unsere Gläser nichts erkennen.“

„Und ich“, fügte Sai hinzu, „kann erst sehr wenig Spanisch lesen. Hier komme ich nur bis ‚Regierung‘.“

„Vielleicht, Inocencio“, sagte Donna Emilia, „sind Sie so gut und lesen es uns vor.“

„Gewiß“, erwiderte er. „Ich werde es Ihnen vorlesen. Nur muß ich Sie von vornherein warnen: es ist vom ersten bis zum letzten Buchstaben die nicht mehr zu übersteigernde Gotteslästerung eines Wahnsinnigen.“

Die Zuhörer schwiegen, blickten vor sich nieder und hatten irgendein unbehagliches Gefühl.

„Wollen Sie nicht lesen?“ fragte Donna Emilia schließlich. Don Inocencio begann vorzulesen. Er beugte sich dabei über das Papier, um besser zu sehen, und schlug mit der linken Hand den Takt zu seinen Worten. Er begann: „Das erste ist nur das Vorspiel oder die Einleitung.“

PROKLAMATION DER REGIERUNG.

Sintemalen Ich, Don Lopez de Meruel, König, Kaiser und Diktator von Santa Barbara, überzeugt bin von meiner Gottnatur und Einheit mit Gott, tue

ich hiermit kund und zu wissen, daß ich hinfüro und für alle Teile dieses meines Himmels Santa Barbara den Rang und den Namen Gott annehme mit den Titeln des Dreifach Heiligen, Dreifach Gefegneten, Dreifach Erhabenen.

Nun, was sagen Sie zu diesem Anfang?"

„Der Mann ist verrückt“, sagte Rosa.

„Das ist unaussprechliche Gotteslästerung“, sagte Donna Emilia. „Ich zittere vor Furcht, es könne Feuer auf uns herabregnen.“

„Das ist aber noch nichts gegen das Folgende“, sagte Don Inocencio. „Ich lese weiter. Was jetzt kommt, ist noch unglaublicher, noch weit schlimmer. Aber ich für meine Person, ich freue mich geradezu darüber. Es geht weiter:

Daher verfüge Ich, dein Gott, daß hinfüro Meine Sterblichen in allen Kirchen und Kapellen und sonstigen Opferplätzen Mich anbeten und Mir Opfer darbringen. Daß alle Gebete, Lobpreisungen, Anbetungen, heiligen Darbringungen zusamt aller Hymnen, Psalmen und geistlichen Anrufungen, welcher Art auch immer, ob im Öffentlichen oder Geheimen, hinfüro nur an Mich gerichtet werden sollen, verfüge Ich, dein Gott Lopez.

Gleicherweise verfügt dein Gott (und wenn ich dieses lese, Donna Emilia, bitte ich meinen Schöpfer um Vergebung), daß alle anderen Götter, Heiligen oder dergleichen, die bisher in diesem meinem Himmel verehrt wurden, als da sind (hier steht etwas, das sich nicht wiederholen läßt), sollen gestürzt, ihre

Bilder vernichtet, ihre Altäre gesäubert und ihre Gottesdienste bei Todesstrafe unterlassen werden.

Fernerhin verfügt dein Gott, daß Mein Bild in allen Kirchen und in allen Kapellen, wo auch immer sich ein Altar befindet, soll aufgestellt werden, und daß an Stelle der an solchen Orten bisher geübten Gebräuche ganz allein Mir eine gottesdienstliche Handlung dargebracht werden soll, die da heißen wird: die Rote Messe für Gott Lopez, den Dreifach Heiligen.

Weiterhin verfügt dein Gott, daß bei der Nennung deines Gottes, vor Seinem Angesicht, an Seinen Festtagen sowie bei dem Anblick Seiner Priester und vor Seinen Gesetzesverkündigungen Mein ganzes Volk ohne Ausnahme rufen soll: Gesegnet sei Gott Lopez!, und das Zeichen deines Gottes, einen Kreis und einen Punkt, über Brust und Kopf schlagen soll.

Lopez, Dreifach Erhaben, Dreifach Gesegnet, Dreifach Heilig.

Alle die diesen Meinen Erlaß in Gedanken, Worten oder Taten verletzen, sollen den Tod erleiden.

Gegeben in Meinem Himmel an der Plaza Verde.

○ LOPEZ GODD LOPEZ ○

Das ist die Proklamation unseres Herren in diesem Jahre der Gnade. Was sagen Sie dazu?"

Rosa trat nahe an das Papier, um etwas, das ganz unten darauf stand, zu lesen.

„Es ist echt“, sagte sie. „Es ist in der Palastdruckerei gedruckt.“

„Ich bin überzeugt, daß es echt ist“, sagte Don Inocencio.

Donna Emilia bekreuzigte sich zum dritten Male. Dann fragte sie mit einigem Zögern:

„Sagten Sie nicht, Inocencio, Sie freuten sich über diese Proklamation?“

„Sawohl“, antwortete er, „ganz offen gesagt, Emilia: ich freue mich. Wir haben viel zu lange die Hände in den Schoß gelegt. Diese Schande da wird uns aus unserem Schlaf herausreißen. Vielleicht bringt sie die Rettung der Nation. Wir selbst haben zu unserem Teile Schuld an seinem Wahnsinn. Wir haben viel zu viel Nachsicht gehabt mit dem Wahnsinnigen dort im Palast. Er zieht jetzt die Folgerung aus unserer Untätigkeit. Er packt uns bei der Kehle. Aber jetzt kann es nur noch eine Antwort geben.“

„Sawohl“, sagte Donna Emilia, „die Rache des Himmels wird auf diesen Menschen herabfallen.“

„Unser Caligula wird seine Verfügung nicht lange überleben“, sagte Don Inocencio. „Die alten ‚weißen‘ Zeiten werden wieder heraufsteigen.“

„Was wird das Volk tun?“ fragte Sai.

„Es wird sehr viel tun“, antwortete Don Inocencio. „Als erstes werden die Priester die jungen Leute aufbringen und die Plakate herunterreißen lassen. Auf meinem Wege hierher sah ich bereits einen mir bekannten Priester in der Neustadt die Bruderschaft seiner Pfarre um sich sammeln. In dieser Woche noch wird Lopez aus seinem Palaste vertrieben werden.“

„Ich bin nur gespannt“, sagte Rosa.

„Worauf?“ fragte Donna Emilia.

„Ob dies nun die Folge dessen ist, was Chacon mir vor einer halben Stunde erzählt hat. Dieser Hinestrofa

ist erwischt. Die ‚Roten‘ müssen jetzt wissen, daß die ‚Weißen‘ irgend etwas vorhaben. Dies ist ihr Gegenschlag.“

„Wir wollen nur dankbar sein, daß General Chavez in diesem Augenblick bereits in der Stadt ist“, sagte Don Snocencio.

„Ja, danken wir Gott“, sagte Donna Emilia. „Wir wissen zwar, daß Luis Chavez ein Zauderer ist, aber wir wissen auch, daß er groß genug sein wird, seine Zaghaftigkeit zu überwinden, wenn das Vaterland ruft.“

„Daran glaube ich nicht, Mutter“, entgegnete Rosa. „Ich glaube nicht, daß er der Mann ist. Seit der letzten Wahl hat das Vaterland immer wieder gerufen. Was hat er getan? Er hat zu Hause gegessen, hat seinen Wein gekeltert und hat versucht, Sekttrauben zu züchten.“

„Ich kenne Luis Chavez seit vielen Jahren, Rosa“, sagte ihre Mutter. „Du bist ungerecht gegen ihn. Er ist ein guter Mann. Wenn er nicht rasch ist, so deswegen, weil er besonnen ist. Er wägt die Dinge ab, bevor er sich entscheidet. Er bittet Gott um seinen Auftrag, bevor er handelt. Ich glaube, wir sollten jetzt alle darum beten, daß Gott ihn leitet und daß er danach weise handelt.“

„Allerdings, bevor wir das tun, Mutter“, meinte Rosa, „sollten wir lieber jemanden in die Stadt schicken, um Carlotta zu suchen. Sie ist noch nicht wieder da. Aus der Stadt tönt Lärm und Geschrei herüber. Hörst du?! Vielleicht sind dort schon Unruhen oder Schießereien im Gange.“

„Laß mich gehen“, sagte Sai.

„Ich dachte, ich hätte den Wagen gehört“, meinte Donna Emilia.

„Es fahren überhaupt keine Wagen mehr.“

„Ich höre doch Geschrei“, sagte Sai. „Da wird doch gerufen. Irgend jemand kommt rufend die Straße herauf.“

Rosa saß neben Sai. Sie umklammerte seinen Arm, als wollte sie ihn zerpressen. Er fühlte, wie sie zitterte.

„Sai“, flüsterte sie, „wenn das da draußen schon der Pöbel ist, der sich zusammengerottet hat und jetzt hinter Carlotta herhöhnt?“

„Nein, nein“, sagte Sai, „es klingt, als ob ein einzelner Mann etwas ausruft.“

„Hören Sie“, sagte Don Inocencio.

„Es ist nur eine Stimme“, sagte Sai.

„Ja, nur eine Stimme.“

„Gibt es hier öffentliche Ausrufer?“ fragte Sai.

„Es ist ein Zeitungsverkäufer, der irgendein Extrablatt ausruft“, sagte Don Inocencio. Pablo, der Mayordomo, erschien mit Maté für Don Inocencio.

„Pablo“, fragte Donna Emilia, „der Mann, der dort auf der Straße ruft, ist das ein Zeitungsverkäufer?“

„Sawohl, Senora. Er ruft etwas von einem Mord.“

„Wollen Sie so gut sein, Pablo, und mir durch Felipe eine Zeitung besorgen lassen?“ bat Don Inocencio.

„Sawohl, Senor.“

Als Pablo gegangen war, erhob sich Don Inocencio, blickte sich bedeutsam um und sagte:

„Jetzt wird es mir völlig klar. Den Gotteslästerer hat bereits die Strafe des Himmels getroffen. Ein Befreier hat Lopez im Augenblick seiner Gotteslästerung gezüchtigt. Ich wußte es, unsere Nation hat nur geschlafen.“

„Ich vertraue auf Gott, daß nichts dergleichen geschehen ist“, sagte Donna Emilia. „Von allen schrecklichen Dingen ist ein plötzlicher Tod das schrecklichste, und mit einer Gotteslästerung auf den Lippen zu sterben, das ist etwas, das man nicht einmal seinem ärgsten Feinde wünschen sollte.“

„Carlotta ist noch immer nicht wieder da, Mutter“, warf Rosa ein. „Ich bin dafür, daß wir Felipe fort-schicken und ihn sich erkundigen lassen, was geschehen ist.“

„Darf ich nicht gehen?“ fragte Sai.

„Manuel ist bei ihr“, sagte Donna Emilia. „Es kann sehr gut möglich sein, daß man die Züge angehalten hat. In solchen Zeiten wird oft Verkehrsperre angeordnet. Manuel wird sie zu ihrem Bruder nach Medinas gebracht haben.“

„Aber soll ich nicht doch lieber gehen und das fest-zustellen versuchen?“ fragte Sai.

Pablo trat herein und übergab die Zeitung an Don Inocencio. Sai sah, daß Pablo im Innersten erschüttert war und daß er sehr leise etwas flüsterte, als er die Zeitung überreichte. Offenbar war etwas Entsetzliches geschehen. Don Inocencio zitterten die Hände, als er das Blatt aufschlug. Er sah plötzlich wie eingefallen aus. Pablo ging hinaus und schloß vorsichtig hinter sich die Tür. Don Inocencio wurde sehr blaß, setzte sich rasch und ließ die Zeitung fallen.

„Was ist, Inocencio?“ fragte Donna Emilia.

„Doch nicht Carlotta?“

„Nein, nein, nein“, sagte Don Inocencio. „Chavez. General Chavez ist ermordet worden.“

„Mein Gott! Luis?! Aber wie?“

„Die Zeitung sagt nur wenig. Wir erfüllen die schmerzliche Berichterstattungspflicht und teilen mit, daß General Luis Chavez heute nachmittag um halb drei Uhr auf dem Bahnhof von Aguas Dulces einer feigen Mordtat zum Opfer fiel. Der General wartete auf den Zug nach Santa Barbara, wo er heute abend im Kongreß sprechen sollte. Der Mörder wurde festgenommen.“

„Mein Gott!“

„Und wo ist Carlotta?“ rief Rosa. „Sie ist bereits die ganze Zeit in der Stadt. Ist auch sie schon in den Händen der ‚roten‘ Mörder?“

„Gott im Himmel möge solches verhüten, Kind!“

„Da kommt ihr Wagen“, sagte Sai. „So klirrt das silberne Zaumzeug. Sie sind schon fast vor der Haustür.“

„Dann kommt mit herunter. Empfangen wir sie.“

Vor dem Eingang stand der Wagen und standen die Pferde. Aber Carlotta war nicht dabei.

„Haben Sie den Zug nach Meruel noch erreicht?“ fragte Donna Emilia den Kutscher.

„Sawohl, Senora“, antwortete der Mann. „Wir hatten noch Zeit genug. Dann, als der Zug abgefahren war und als Gerüchte laut wurden, fuhr die Senorita nach Medinas und schickt Ihnen diesen Brief.“

„Ich danke“, sagte Donna Emilia. „Bringen Sie die Pferde in den Stall.“ Erst als der Mann fortgefahren war, öffnete Donna Emilia den Brief. Sie ließ in der Eile den Umschlag fallen. Sai hob ihn auf (und behielt ihn). „Sie ist zu Miguel gegangen“, sagte Donna Emilia. „Miguel ist ihr Bruder, Highworth. Miguel hält es für besser, daß sie zunächst bei ihm bleibt.“

„Sehr richtig“, stimmte Don Inocencio zu. „Aber darf ich mich jetzt verabschieden. Ich möchte zum parlamentarischen Klub, um noch vor der Sitzung heute abend mit Hermengildo zu sprechen. Ich komme an Ihrem Hotel vorbei, Mr. Ridden. Wollen Sie mitfahren?“

Während sie vor dem Hause auf die Kalesche warteten, kam eine Abteilung Pitubas unter der Führung eines Negers, der eine grüne Feder an seinem Hute trug, die Einfahrt heraufgeritten. Der Neger grüßte Rosa und zeigte einen Befehl vor. Rosa las ihn, rief Pablo und gab ihm einige Anweisungen. Pablo führte die Soldaten zu den Ställen. Dort holten sie sämtliche Pferde heraus, auch Carlottas Gespann. Nur das Pferd des Senators ließen sie als zu alt zurück. Nachdem sie die Pferde zusammengekoppelt hatten, ritten sie zu dem nächsten „weißen“ Hause ein Stück an der Bucht entlang weiter.

„Sie beschlagnahmen die Pferde“, erklärte Rosa. „Damit beginnt es stets. Das ist immer das erste Zeichen einer drohenden Gefahr.“

„Aber, beim Himmel, warum nur?!“ fragte Sai.

„Aus ‚militärischen Gründen‘ steht in dem Befehl. Aber in Wirklichkeit wollen sie damit verhindern, daß die ‚Weißen‘ untereinander Verbindung aufnehmen.“

„Bekommt ihr die Pferde zurück?“

„Nein. Wahrscheinlich nicht. Du siehst ja, sie sind nur zu dem ‚weißen‘ Hause weiter unten an der Bucht geritten und nicht zu jenen beiden ‚roten‘. Das ist so ein kleiner Einblick in unsere Politik hierzulande. Das zeigt dir einmal, wie Santa Barbara wirklich ist. Es ist nicht das Paradies, als das es sich ansieht.“

„Aber es wohnen Engel darin“, sagte er.

„Hai“, sagte sie, „ich habe solche Angst um Carlotta.“

„Aber sie ist doch bei ihrem Bruder in Sicherheit.“

„Sie hätte nicht hingehen sollen.“

„Warum denn nicht?“

„Ich weiß nicht. Aber sie hätte nicht hingehen sollen. Ich wußte es, als ich den leeren Wagen sah. Sie hat das Falsche getan.“

„Wenn du willst, nehme ich einen Brief für sie mit, und wenn sie will, bringe ich sie hierher zurück.“

„Sie wird nicht hierher zurückkommen wollen. Sie könnte es auch nicht im Dunkeln und bei den Patrouillen auf den Straßen. Aber wenn du einen Brief von mir mitnehmen willst, würde ich dir dankbar sein. Die De Leyvas wohnen vor dem Westtor, ein Stück von der Straße nach Anselmo entfernt, in einem Stadtteil Medinas.“

„Cercado Medinas wohnt ja mein alter Mörder“, sagte Hai.

„Es gibt unmittelbar neben dem Palacio fürchterliche und verrufene Viertel“, sagte Rosa. „Sie gehören alle den De Leyvas.“

Sie schrieb den Brief und übergab ihn Hai.

„Wenn sie dir etwas mitzuteilen hat“, sagte er, „dann bringe ich ihren Brief natürlich sofort heraus.“

„Hai“, sagte sie, „du bist wirklich lieb.“ Sie faßte ihn um den Nacken und gab ihm einen Kuß auf die Stirn.

„Sie hat ein bißchen Rouge aufgelegt“, dachte Hai, als er neben Don Inocencio im Wagen saß und sich die Stirne wischte, „aber sonst ein schrecklich nettes Mädchen, diese Rosa.“

Die Fahrt zum Hotel war für Hai höchst spannend. Er hatte noch nie zuvor eine ganze Stadt im Zustande fiebernder Erregung erlebt. Die Zeitungsjungen schrien Sonderausgaben aus. Gruppen von Männern und Knaben marschierten mit roten Fahnen und hinter Trommeln und Pfeifen. An den Läden, die nicht die roten Farben zeigten, wurden die Schaufenster eingeworfen. Auf der Hafenstraße warnte ein Polizeiposten Don Inocencio und dessen Kutscher, daß das Kriegrecht verhängt sei und daß um acht Uhr sämtliche Wagen von den Straßen zu verschwinden hätten. „Faul, faul“, murmelte Don Inocencio. „Ich weiß nicht, wer von uns diesen Nezen entwischt.“ Er setzte Hai vor dem Hotel ab.

Hai fand zwei Briefumschläge vor. Der eine enthielt eine gedruckte Karte von Roger Weycock, der alle Engländer in Santa Barbara um sieben Uhr abends zu einer Zusammenkunft im Klub aufforderte. Der zweite enthielt eine gleiche Karte, auf die Allan Winter mit Bleistift geschrieben hatte: „Gehen Sie nicht hin. Halten Sie sich aus der Politik heraus. — U. W.“ Die Karten mußten in aller Eile gedruckt sein, wahrscheinlich gleich nach Erscheinen der Proklamation. Die Farbe war noch feucht.

„Winter hat Recht“, dachte Hai. „Weycock steckt mit den ‚Roten‘ unter einer Decke und möchte die englische Meinung zu deren Gunsten beeinflussen. Daher diese Zusammenkunft. Winter hat Recht. Wir müssen uns aus der Politik hier heraushalten. Ich werde nicht hingehen. Aber dessenungeachtet bin ich ja schon ein halber ‚Weißer‘, und ich werde auch, so gut ich kann, den

„Weißer“ helfen. Verflucht, ich glaube, diese ‚roten‘ Teufel könnten mich jetzt schon verhaften, weil ich den Brief überbringe.“

Die Sonne war bereits am Untergehen, als er in einer Kalesche zu den De Leyvas nach Medinas hinausfuhr. Unterwegs sah er Kämpfe zwischen „Roten“ und „Weißer“, die ihn noch bedenklicher über die Schärfe der Spannung zwischen den beiden Parteien stimmten. „Es ist nicht erst durch die Ermordung Chavez‘ oder durch die Regierungsproklamation zu dieser Spannung gekommen“, sagte er sich. „Der Haß hat seit Jahren gebrodelt. Jetzt kocht er einfach über.“

Am Westtor hielt eine ‚rote‘ Patrouille jedes Fahrzeug an und gab erst nach eingehender Untersuchung die Erlaubnis zur Durchfahrt. Ein Wagen, der kurz vor Hai angekommen war, wurde von dem Offizier wieder umgeschickt. Dann kam er zu Hai, fragte ihn, sah, daß er Engländer war, und ließ ihn durch. Aber er gab die Erlaubnis, wie es Hai erschien, nur sehr widerwillig und in einer Art, daß Hai sich fragte, ob die Engländer hier tatsächlich so angesehen seien, wie sein Vater immer behauptet hatte.

Außerhalb des Tores wurde die Straße nach Anselmo sehr eng, und links und rechts von ihr gingen Gassen ab, die kaum einem Wagen Durchfahrt boten. Aber Straße und Gassen waren gedrängt voller Menschen, die samt und sonders und mit höchstem Stimmaufwand aufeinander loschrien. Über all dieses Stimmengewirre hinweg tönte noch das heisere Bellen der Volksredner, die offen zu Gewalttätigkeiten aufforderten. Das ganze Viertel stank nach Mäusen, Schweiß, ge-

bratenem Fisch und Wäshedunst. Sai fragte den Rutscher: „Ist dies Medinas?“

„Medinas, si“, nickte der Rutscher.

Kinder hängten sich an die Kalesche und bettelten: „Frencha penny. Ingles penny.“ Ein fetter bleichgesichtiger junger Mann sprang auf das Trittbrett, hielt sich dort schwankend im Gleichgewicht und machte seine Angebote.

„Was wollen Sie sehen? Ich werde Sie führen. Ich zeige Ihnen was Besonderes, nicht so das Übliche. Einen Hahnenkampf, nein? Einen Damenringkampf, nein? Hören Sie zu, ich zeige Ihnen etwas ganz Besonderes, was nicht jeder kennt, einen Hundekampf. Hier gleich um die Ecke. Nur drei Dollar. Ich zeige Ihnen heute abend etwas, was Sie noch nie gesehen haben, was Sie auch nie wieder zu sehen bekommen. Nein? Dann scher dich in deine Bibelstunde, alte Betschwester!“

Damit sprang er vom Trittbrett herunter, um sich anderswo einen Kunden zu angeln. Die Kalesche bog aus der engen Straße in eine breitere ein, fuhr unter einem verwitterten alten Torbogen durch, kam in eine von Bogenlampen erhellte Palmenallee, schwenkte von dort durch ein Steineichenwäldchen und hielt vor dem Palast der De Leyvas.

Sai wurde in eine große kühle Halle aus weißem Marmor geführt. Ringsum an den Säulen standen die Rüstungen der De Leyvas, die zum Teil schon an der spanischen Eroberung teilgenommen hatten. Carlotta trat ihm fast im gleichen Augenblick schon entgegen. Er überreichte ihr den Brief.

„Ich dachte mir bereits, daß Sie einen Brief bringen würden“, sagte sie. „Ich nehme an, daß Rosa mich bei sich haben möchte. Aber mein Bruder ist dagegen.“

„Ich hoffe“, sagte Sai, „ich hoffe doch sehr, daß Don Manuel nicht von den ‚Roten‘ aufgegriffen worden ist.“

„Er ist jetzt bereits weit fort.“

Sai hatte sofort das Gefühl, daß er auch nur mit der Andeutung, Don Manuel könne überfallen worden sein, etwas sehr Taktloses gesagt hatte. Er fügte daher rasch hinzu:

„Ich würde allerdings den Mann bedauern, der es wagen sollte, Don Manuel anzugreifen.“

„Das ist hübsch von Ihnen“, sagte sie.

„Hat er vor seiner Abreise noch die Proklamation gelesen oder von der Ermordung gehört?“ fragte Sai.

„Nein. Rosa schreibt mir, daß der Gefangene, Sinesstrosa, befreit worden ist?“

„Ja.“

„Was denken Sie nun wohl von meinem Vaterlande?“

„Es hat Sie und Don Manuel und Donna Emilia geboren. Es ist ein wundervolles Land.“

„Es könnte ein wundervolles Land sein, wenn es sich jetzt auf sich selbst besinnen würde.“

„Hoffentlich“, sagte Sai, „wird Don Manuel seine Mutter auf dem Wege der Besserung vorfinden, wenn er nach Hause kommt.“

„Ich fürchte, dafür gibt es wenig Hoffnung mehr“, sagte sie. „Wir haben ein Telegramm bekommen . . . Er wird seine Mutter kaum noch am Leben antreffen.“

„Das tut mir aber aufrichtig leid.“

„Es gibt Menschen, denen es nicht leid tun wird“, sagte sie mit einer seltsam strengen Stimme. Sai blickte sie an, und plötzlich begriff er, daß sie durch ihre Liebe zu Don Manuel ganz allein stand.

„Es gibt Menschen“, fuhr sie fort, „die Gott danken, daß mein Verlobter in diesen Tagen nicht hier ist. Sie kennen die ‚Weißen‘ nicht, Sie wissen nicht, in wie viele Gruppen und Grüppchen sie gespalten sind. Mein eigener Bruder fürchtet und haßt meinen Verlobten. Er ist ihm zu gefährlich. Er möchte, daß Bazan die Partei führt. Wenn Manuel hier wäre, würde Bazan in fünf Minuten erledigt sein. Dann aber würde mein eigener Bruder hingehen und Manuel zu einem Duell fordern. Also müßte ich, wenn ich Manuel zurückrufe, mit allen brechen, die ich bisher geliebt habe.“

„Aber Sie werden ihn zurückrufen“, sagte Sai.

Sie sah ihn mit einem Blicke an, den er nie wieder vergaß, aber sie antwortete ihm nicht.

„Lassen Sie mich gehen. Ich werde ihn in Ihrem Namen zurückrufen“, bat Sai. „Ich bin gewiß noch neu, aber ich schlage mich durch. Geben Sie mir jeden Auftrag, den Sie wollen. Ich bitte Sie. Ich werde in meinem ganzen Leben nichts anderes sein als ein Pflanze. Aber dieses eine Mal lassen Sie mich für Sie reiten. Ich habe Sie heute morgen zum ersten Male gesehen, aber Sie wissen nicht, was Sie für mich bedeuten . . . in meinem Leben, meine ich . . . Sie, meine ich . . . daß es überhaupt einen solchen Menschen gibt . . . Natürlich sind Sie es leid, natürlich haben Ihnen viele

Männer das gleiche gesagt. Miß de Leyva, darf ich für Sie reiten?"

"Carlotta wird Sie nicht reiten lassen", sagte sie, "und ebensowenig die Miß de Leyva. Ich kann Manuel nicht gegen den Willen meines Bruders und, selbst wenn ich es wollte, nicht vom Sterbebett seiner Mutter zurückrufen. Aber es gibt eines, das Sie für mich tun können: bringen Sie einen Brief von mir zu Rosa."

"Mit Freuden", sagte er, "und ich bringe Ihnen gleich die Antwort."

"Es bedarf keiner Antwort. Außerdem werden Sie gerade eben Zeit haben, den Brief abzugeben und in Ihr Hotel zurückzufahren, bevor die Straßen geräumt werden."

Während sie schrieb, hatte Hai sich bereits einen neuen Vorschlag erfunden.

"Aber selbst wenn Don Manuel nicht zurückkommen soll, so spricht doch vieles dafür, daß man ihm wenigstens mitteilt, was hier geschehen ist, und daß man ihm sagt, er solle lieber dort bleiben. Darf ich nicht das für Sie tun?"

"Sie haben sich mit Gewalt entschlossen, irgend etwas zu unternehmen, Hai. Aber Sie müssen in Santa Barbara bleiben und müssen sich aus unserer Politik heraushalten."

"Doch warum? Sie werden jemanden schicken müssen."

"Ich werde nicht Sie schicken, Hai."

"Warum nicht? Haben Sie einen Besseren?"

"Es könnte keinen Besseren oder auch nur gleich Guten geben, aber es ist ein Unternehmen, das ich Ihnen

niemals erlauben würde. Wenn die ‚Roten‘ dahinterkämen, würden Sie bestimmt des Landes verwiesen, wenn nicht gar erschossen werden.“

„Dafür, daß ich eine Nachricht überbringe?“

„Das ist in Kriegszeiten dasselbe wie Spionage.“

„Aber wer weiß denn etwas davon, daß ich eine Nachricht überbringe? Ich werde ganz einfach als englischer Tourist reisen. Natürlich. Abgemacht. Ich gehe. Ich besorge mir ein Pferd. Ich reite sofort los. Ich suche Don Manuel und berichte ihm.“

„Nein, nein. Es ist unmöglich.“

„Weil ich ein Neuling bin? Weil ich kein Spanisch kann?“

„Nein, nein. Aber weil Sie bei uns bleiben sollen, weil Sie sich hier eine Heimat schaffen sollen. Später können Sie sich einbürgern lassen, doch bis dahin müssen Sie sich aus unseren Wirren fernhalten. Hier ist der Brief für Rosa. Überbringen Sie den.“

Die Halle lag im Dämmer. Nur die Kerzen auf dem Schreibtisch leuchteten müde. Irgendwo standen große Krüge mit süß duftenden Zweigen. Sai sah Carlottas Hände und Gestalt sich vor dem Dunkel der Blätter abheben. Ihr Kopf schien umkränzt von weißen Blüten. Sie drehte Licht an. Die Halle schien plötzlich von eisengepanzerten Männern erfüllt.

„Würden Sie mir einen Zweig von jenen Blumen dort schenken?“ fragte er.

„Gern.“ Sie brach ihm einen Zweig.

„Was ist es für eine Blume?“

„Sermosita.“

„Darf ich Sie wiedersehen?“

„Selbstverständlich. Kommen Sie morgen zum Mittagessen. Sie müssen auch meinen Bruder kennenlernen.“

„Ich danke Ihnen. Ich bringe Ihnen Rosas Antwort, wenn sie eine für Sie hat. Alles, was ich für Sie tun kann, bedeutet für mich das Glück. Das sollen Sie wissen.“

„Ich danke Ihnen, Hai.“

Sie reichte ihm ihre Hand zum Kuß. Er war ihr so dankbar. Eine Uhr schlug halb acht. „Sie müssen gehen. Sie haben nicht mehr viel Zeit.“

Die Kalesche holperte mit ihm durch Medinas zurück. Die Fenster hatten sich für die Nacht erleuchtet. Kinder stürzten hinter dem Wagen her. Menschen schlichen scheu an den Mauern hin. Säuglinge schrien. Männer sangen. Frauen kreischten. Die Gaslampe an der Ecke einer Gasse beschien auf einem hölzernen Wegweiser die Worte: Nach Cercado Medinas. Hai erkannte mit flüchtigem Blick einen erleuchteten Durchgang, umgeben von zerfallenden alten schwarzen sieben- oder neunstöckigen Mietskasernen. „Dort also wohnt Hefekiel“, dachte er. „Ich werde den Alten morgen einmal besuchen, wenn ich zurückkomme.“

Trotzdem er sich als Engländer auswies, wurde er an beiden Stadttoren angehalten. Er gab seinen Brief an Rosa ab, bekam gesagt, daß eine Antwort nicht nötig sei, und fuhr dann (der Kutscher trieb zur Eile) zurück, um noch vor acht das Hotel zu erreichen. Auf dem Rückwege gab es mit der Torwache neuerliche Scherereien. Unglücklicherweise war es nicht die gleiche Wache, die ihn vor zehn Minuten durchgelassen hatte.

Der Sergeant der Wache war ein Mulatte (mit irischem Tonfall), war grob und roch nach Anisette.

„Ihr verdamnten Engländer“, schimpfte er, „warum bleibt ihr nicht zu Hause?! Aber da fressen euch eure eigenen Läuse auf, und darum meint ihr, ihr könnt sie bei uns loswerden. Na, weiterfahren. Aber nimm dich in acht und paß das nächste Mal besser auf.“

Die Angestellten im Hotel öffneten ihm nur widerwillig. Sie setzten ihm in dem schlecht beleuchteten frostigen und leeren Speisesaal ein fades Abendessen vor. Alle Welt schien bereits zu Bett gegangen. Er schlang das Essen hinunter und stieg dann hinauf in sein Zimmer.

Hier, im Bett, ließ er noch einmal und mit sich zufrieden die Ereignisse des Tages an sich vorüberziehen.

„Ich habe einen Tag hinter mir“, dachte er, „einen Tag, wie ich ihn so noch nie erlebt habe. Sie ist herrlich, sie ist wundervoll, und morgen werde ich sie wiedersehen. O Gott, sie ist schön.“

Er wiederholte es immer von neuem. Er sah sie vor sich. Er konnte keinen Schlaf finden. Kurz vor Mitternacht fielen draußen auf der Straße Gewehrschüsse.

„Beim Himmel! Schießen!“ dachte er. „Ja, dies ist die Mitte des Lebens.“ Das Gewehrfeuer, oder was es sein mochte, verstummte nach ein paar Minuten. In der Stille, die darauf folgte, etwa kurz nach zwölf, fiel er in Schlaf.

VI.

Hai mußte etwa vier Stunden geschlafen haben. Er erwachte von einem leisen Ticken, so als ob der Wind die Latte eines Fensterladens bewegte. Da das Geräusch anhielt, richtete er sich auf und dachte: „Es ist der Wind. Ich muß das Fenster schließen.“

Dann aber merkte er, daß das Geräusch von der Tür herkam. Es war ein leises, leichtes, tickendes Geräusch, etwa wie das Knabbern einer Maus, nur daß es sich immer gleich blieb und nicht eigentlich knirschte.

„Es ist nur ein Holzwurm“, sagte sich Hai. „Nein, es ist doch der Wind, der mit der Tür klappert. Ich werde sie mit einem Stück Papier festklemmen.“ Er stieg aus dem Bett und tappte im Dunkeln nach dem Schutzumschlag eines Romanbuches. „Damit werde ich die Tür festklemmen.“ Er riß den Umschlag herunter und faltete ihn zu einem Keil zusammen.

„Himmel!“ schreckte er plötzlich zusammen. „Es ist nicht die Tür, die sich bewegt. Von draußen klopft jemand.“

Es gab keinen Zweifel mehr: jemand klopfte, aber ein eigenartiges, geheimes, mitternächtliches Klopfen, das zwar ihn geweckt hatte, doch sonst niemanden auf dem Korridor zu stören brauchte.

„Himmel!“ dachte er. „Dieser Jemand klopft nur mit dem Fingernagel. Es ist abenteuerlich. Aber ich muß vorsichtig sein, sehr vorsichtig, sonst geht es mir noch an die Kehle. Wer kann da nur klopfen?“

Er vermochte sich auch nicht im geringsten vorzustellen, wer wohl der Klopfende, er dachte schon gar nicht daran, daß es etwa nur eine liebesfüchtige Frau sein könne. Er hatte keine Angst. Dieses Klopfen gehörte zu dem Abenteuer des vergangenen Tages. Es war spannend. Ja, es begeisterte ihn geradezu. Allein schon zu denken, der Klopfende könne vielleicht in Gefahr sein oder das Klopfen könne vielleicht eine Warnung für ihn selbst bedeuten!

Er schlich an die Tür. Der Schlüssel stak im Schloß. Sai vermochte nichts zu erkennen, nichts als Finsternis. An dem Oberlicht sah er, daß es auch draußen auf dem Korridor pechdunkel sein mußte. Der Klopfende unterbrach sein Geräusch, als ob er das Knirschen des sich nähernden Schrittes gehört hatte.

„Wer ist da?“ flüsterte Sai. „Wer ist da?“

Zu seiner Bestürzung antwortete Rosa.

„Ich bin es, Rosa. Rosa Piranha. Mach auf, Sai. Rasch. Mach auf.“

Er öffnete rasch und leise die Tür. Rosa glitt herein.

„Ich bin es nur, Sai“, flüsterte sie. „Ich glaubte schon, du würdest nie hören. Schließ die Tür zu. Schließ zu. Aber leise. Ach Gott, mein Gott!“

„Ich zünde ein Licht an“, sagte er. „Was ist los? Eine Minute. Ich mache Licht.“

„Kein Licht. Man könnte uns von draußen sehen.“

„Ich will dir nur leuchten. Du fällst sonst über Sachen und weckst das ganze Haus auf.“

Er zündete ein Streichholz an. Er warf einen Blick auf Rosa. Sie war wie ein Peon gekleidet, mit einem Sombbrero tief in die Augen gedrückt.

„Ich setze mich auf das Bett“, flüsterte sie. „Nach das Streichholz aus.“

Er blies das Streichholz aus. Sie setzte sich auf das Bett. Sie bekam einen Anfall von Schüttelfrost. Das Bett erzitterte. Da er nicht wußte, was er tun sollte, tat er nichts. Er stand hilflos da, ein ganzes Stück von Rosa fort, und wartete nur darauf, daß sie ein Wort von sich geben würde.

„Liebe gute Rosa“, sagte er schließlich.

„Ja, liebe gute Rosa“, wiederholte sie mit einem bitteren Auflachen. Dann begann sie von neuem zu zittern, bis sie plötzlich in ein Schluchzen ausbrach.

„Guter Gott, Rosa“, sagte Sai, „faß dich doch. Was ist? Was ist geschehen?“

„Die Teufel, Sai, sie haben Carlotta.“

„Welche Teufel? Die Pitubas?“

„Ja. Das heißt, ich weiß nicht, ob es die Pitubas waren. Aber die ‚Roten‘ haben sie.“

„Ich bin doch noch nach Uhr sieben bei ihr gewesen.“

„Sie haben sie um zehn Uhr verhaftet. Auch ihren Bruder. Alle ‚Weißen‘ werden einer nach dem anderen zusammengetrieben. Ein Peon der De Leyvas kam zu uns mit der Nachricht. Sie haben hinter ihm hergeschossen, aber er ist entkommen. Sai, sie haben sie in das Gefängnis geworfen. Die ‚Roten‘ haben Carlotta in das Gefängnis geworfen.“

„Aber, zum Teufel, Rosa, sie haben doch keine gesetzliche Handhabe gegen sie. Man wird sie morgen früh bestimmt wieder freilassen.“

„Lopez ist wahnsinnig geworden. Wir wissen nicht, was geschieht.“

„Aber . . . Guter Gott, es ist vier Uhr morgens und noch später. Wie bist du nur hier hereingekommen? Kann ich denn irgend etwas tun?“

„Sie haben sie in das Gefängnis gebracht unter der Anklage des Widerstandes gegen die Staatsgewalt oder weil sie mit denen in Verbindung stehen soll, die einen Widerstand gegen die Staatsgewalt planen. Der Peon hat gehört, wie sie den ersten Anklagepunkt verneint hat. Dann, sagte der Offizier, müsse er sie wegen des zweiten verhaften. Sie sind imstande und erschießen sie, Hai.“

„Carlotta erschießen? Niemals.“

„Sie sind dazu imstande.“

„Ach, glaub doch nicht daran.“

„Wir sind hier nicht in England, Hai, sondern in einem Lande, in dem der Haß groß ist, du ahnst nicht, wie groß der Haß ist. Mutter hält diese Erschütterungen nicht durch, aber ich mußte sie wecken und mußte es ihr sagen. Ihr erstes Wort war: ‚Wir müssen sofort Manuel benachrichtigen.‘“

Ihr kam eine entsetzliche Erinnerung. Sie schwieg.

„Weiter“, drängte Hai.

„Wir sind hier nicht in England, Hai. Schon zweimal selbst in meinem Leben haben sich ‚Weiße‘ und ‚Rote‘ mit den Waffen gegenübergestanden. Daher hatten wir bereits vorsorglich Verabredungen getroffen und Geheimworte für Nachrichten ausgemacht. Einer unserer Stallburschen, Estevan Osmena, hatte sich für den Fall der Not eidlich als Meldegänger verpflichtet. Wir weckten ihn. Unsere Pferde hatte man uns genommen. Du hast es selbst gesehen. Die Pferde sind

immer das erste, was sie uns wegnehmen. So schickten wir ihn zu einem Bekannten, bei dem er ein Pferd bekommen würde. Ich war der Meinung, niemand habe ihn weggehen gesehen.“

Hier hielt sie wiederum inne. Es schüttelte sie. Das Bett bebte.

„Weiter“, sagte Sai. „Fasse dich und sprich weiter.“

„Vor etwa zwei Stunden, wir waren alle wieder zu Bett gegangen, ritt eine Patrouille vor das Haus und verlangte von Mutter, sie solle öffnen. Ich antwortete, Mutter sei krank, aber ich würde selbst öffnen. Ich machte Licht und schloß auf. Vor mir standen der Mulatte Zarzas und einige Pitubas. Er sagte: ‚Dies ist für Sie.‘ Er gab mir Estevans Hand, die man am Gelenk abgeschnitten und an die man Mutters Brief festgesteckt hatte. Er sagte: ‚Die weißen Briefe kommen als rote zurück. Ich würde Ihnen empfehlen, keine mehr zu schicken.‘ Dann mußte ich ihm und seinen Leuten zu trinken geben. Er nannte das ‚Extraporto für Nacht-ablieferung‘.“

„Sie haben also euren Stallburschen getötet?“

„Ja.“

„Warte eine Minute. Du entschuldigst. Ich möchte mich anziehen. Aber erzähle, wie bist du zwischen den Patrouillen und durch das Tor hereingekommen?“

„Morgens früh können die Marktleute ungehindert passieren. Ich trug einen Korb mit Blumen wie der Peon eines Gärtners. Du erinnerst dich vielleicht, daß Manuel gesagt hat, es gäbe einen Eingang von hinten in das Hotel. Dort bin ich hereingekommen. Ich wußte das Stockwerk und die Nummer deines Zimmers. Aber

ich bin fast vor Angst gestorben, als ich die Neger unten spielen hörte.“

„Kein Wunder. Aber ich muß sagen, du hast allerhand Mut gehabt.“

„Ach, Sai, verzeih mir, aber du warst der einzige, der mir eingefallen ist: willst du Manuel die Nachricht bringen?“

„Selbstverständlich will ich, Rosa. Ich wollte es bereits gestern abend, aber Carlotta wollte es nicht zugeben. Ich schlage mich schon durch.“

Sie fiel vor ihm auf die Knie, küßte seine Hand und flehte Gottes und aller Heiligen Segen auf ihn herab.

„Schon gut, Rosa. Schon gut. Wir werden sie retten. Aber zunächst einmal: wie erreiche ich Manuel? Ich kann kein Wort Spanisch außer Dios und si und die Schimpfworte, die ich von den Seeleuten gelernt habe. Als erstes: wo bekomme ich ein Pferd? Ich nehme doch an, daß die Mietställe geschlossen sein werden.“

„Hier bekommst du kein Pferd.“

„Auch nicht, obwohl ich Engländer bin?“

„Nein. Die Stadt ist völlig abgeschlossen. Es gibt weder Züge noch Pferde. Du mußt bis zu einer Ortschaft namens Anselmo, etwa fünfzehn Meilen von hier, zu Fuß laufen.“

„Du meinst das Anselmo, wenn man am Hause der De Levas vorüber weitergeht?“

„Ja. Dort wohnen zwei ‚Weiße‘, zwei Brüder, die Elenas. Sie sind Pferdezüchter. Die geben dir ein Pferd, bringen dich auf den Weg und beschaffen dir auch Wechselferde weiter nach Westen. Es gibt zwei Wege nach Anselmo. Der eine führt über die Straße

an dem Hause der De Leyvas vorbei. Den mußt du zu Fuß machen. Die andere Möglichkeit ist die: du nimmst dir ein Boot und fährst damit nach La Boca, neun oder zehn Meilen weiter an der Bucht, wo du wahrscheinlich ein Pferd oder eine Kutsche mieten und von dort aus nach Anselmo reiten oder fahren kannst.“

„Wie bekomme ich ein Boot?“

„An der Landebrücke liegen Duzende von Marktbooten. Frage nach Pedro Ruiz und bitte ihn, er solle dich mitnehmen nach La Boca. Wenn Pedro nicht da ist, nimmst dich ein anderer mit. Es sind meistens Italiener.“

„Ich werde mich schon verständlich machen. Wird man mich auf die Brücke hinauflassen?“

„Ja. Wenn man dich nicht schon vorher festgehalten hat.“

„Die Fahrt mit dem Boot scheint mir der schnellere Weg zu sein. Ich werde es mit dem Boot versuchen. Aber warte mal, Rosa, man wird doch sicher die Boote überwachen und gerade nach Leuten, die ausrücken möchten, fahnden.“

„Es kann schon möglich sein, aber das sind die beiden einzigen Wege nach Anselmo.“

„Dann sollten wir sie doch eigentlich beide versuchen. Ja, warum sollen wir nicht gleichzeitig auch meinen alten Mörder aus Medinas schicken? Verlassen kann man sich auf ihn unbedingt.“

„Das ist ein Gedanke, Sai. Er kann doch reiten?“

„Er war Stalljunge. Er ist sogar mal so etwas wie Sockey gewesen, aber aus irgendeinem Grunde hat man ihn, wie ich gehört zu haben glaube, disqualifiziert.“

Sch weiß, es klingt schauerlich: ein Mörder. Außerdem ist er ein bißchen verrückt. Aber du kannst dich auf ihn verlassen."

"Verrückt, sagst du? Kann er denn dann überhaupt eine Botschaft behalten?"

"Sicher."

"Alles, was er schließlich zu behalten hätte, wäre: ‚Die ‚Roten‘ haben Carlotta gefangengenommen, komme sofort.‘ Das und die Adresse: ‚Don Manuel, Encinitas.‘"

"Er wird noch mehr behalten müssen. Er muß doch auch in Anselmo von den Elenas die Pferde bekommen."

"Dafür genügt unser Geheimwort: ‚Dorothea.‘"

"Und wenn die Elenas nicht da sind?"

"Sie müssen da sein."

"Von Anselmo gäbe es nicht etwa eine Möglichkeit, an Don Manuel zu telegraphieren?"

"Nein. Telegraphenlinien laufen nur an den Eisenbahnen entlang, und durch die Zentralprovinzen geht keine Eisenbahn. Du mußt also reiten."

"Gibt es auch keine Möglichkeit, an jemanden anders zu telegraphieren? Es würde gegebenenfalls viel Zeit ersparen."

"Die Telegraphenlinien stehen alle unter Zensur. Außerdem gibt es auf siebenzig Meilen im Umkreis von Encinitas keinen Telegraphen."

"Es wird ein langer Ritt werden. Ich wünschte nur, ich wäre besser in Form für einen so langen Ritt. Es wird drei Tage dauern."

"Wirklich, Hai?"

"Vielleicht schaffe ich es mit einigem Glück in zwei Tagen."

„Wenn du das könntest!“

„Aber was wird aus dir?“

„Mit mir ist soweit alles in Ordnung.“

„Ich werde dich nach Hause bringen.“

„Nein, Hai, nein.“

„Sawohl.“

„Nein, nein, Hai. Mit meinem Marktkorb und in diesem Anzug wird man mich schon nicht anhalten. Und von der Farola führt ein Richtweg über den alten Friedhof hinten in unseren Garten.“

„Dann werde ich dich bis dahin begleiten. Dazu bin ich verpflichtet. Außerdem habe ich dich noch so viel zu fragen, was ich wissen muß. Wenn ich dich einigermaßen in Sicherheit weiß, werde ich nach Medinas gehen, werde ich meinen Mörder in Marsch setzen, zur Landebrücke zurückkommen und nach Pedro Ruiz rufen.“

„Hoffen wir zu Gott, daß die Boote heute morgen etwas später daran sind.“

„Warum?“

„Wenn die Boote früh kommen, fahren sie auch früh wieder zurück, und dann könnte es sein, daß du keine mehr antriffst.“

„Kann ich von der Marktbrücke nach Medinas gelangen, ohne durch die Stadt zu müssen?“

„Ja, ganz einfach. Von der Farola nach Medinas führt ein Weg an dem alten Stadtgraben entlang.“

„Gut. Damit fällt mir ein Stein vom Herzen. Unsere Hauptaufgabe wird demnach zunächst sein, hier aus dem Hotel heraus und bis zur Marktbrücke zu kommen. Wenn uns das gelingt, dann sind wir bereits

ein ganzes Stück weiter. Gibt es auch auf den Straßen außerhalb der Stadtmauer, in La Boca und in Anselmo Patrouillen oder Wachposten?"

„Wahrscheinlich.“

„Na, schön“, sagt er, um sie aufzumuntern, „die werden wir schon kriegen. Die Elenas können doch Englisch?“

„Nicht viel. Doch du brauchst nur ‚Dorothea‘ zu sagen, dann bringen sie dich schon auf den Weg, und wenn sie dir sogar einen Führer mitgeben müssen.“

„Gut. Ich glaube, das habe ich begriffen. Also ich bin bereit. Brechen wir auf. Nein, warte noch eine Minute. Ich möchte etwas aus meinem Koffer mitnehmen.“

Wenige Stunden zuvor, als er von Carlotta zurückgekommen war, hatte er ihren Hermosita-Zweig zwischen zwei Löschpapierblätter gepreßt und ihn in den Koffer gelegt. Jetzt öffnete er das kostbare Päckchen, brach von dem Zweig ein Blatt ab, legte es in seine Briefftasche und das übrige wieder in den Koffer. Dann schrieb er ein paar Zeilen an den Hotelbesitzer, daß er wiederkommen würde und daß man ihm das Zimmer lassen möge.

„Ich bin fertig“, sagte er. „Diesen Zettel lasse ich hier liegen.“

„Hai“, fiel ihr plötzlich ein, „ich habe kein Geld mitgebracht.“

„Geld habe ich genug“, sagte er, „aber ich habe keinen Revolver. Vater wollte nicht, daß ich einen mitnähme. Wir müssen uns auch noch eine Geschichte ausdenken für den Fall, daß wir angehalten werden.“

Wir werden sagen, daß deine Mutter mich zu sprechen wünscht und daß du mich geholt hast. Dagegen kann man nichts einwenden. Wo ist dein Marktkorb? Im Keller?"

"Nein. In der Halle."

"Wir gehen sowieso besser durch die Halle. Ich werde auch kein Gepäck mitnehmen. Dann wird sich niemand um uns kümmern. Aber wenn man mich mit einem Koffer erwischt, könnte man auf den Gedanken kommen, ich wollte durchbrennen. Ich habe ein paar Taschentücher eingesteckt. Das genügt."

"Aber was wird man zu meinem Marktkorb sagen? Man wird denken, ich hätte Wäsche gestohlen?"

"Laß ihn hier."

"Nein, ich brauche ihn, um durch das Tor zu kommen."

"Nun, dann kannst du ja immer noch zeigen, daß er leer ist. Wir müssen es darauf ankommen lassen. Los."

Sie schlichen hinaus auf den verlassenen Korridor, in dem bis auf das Schnarchen eines Schläfers in einem der Nachbarzimmer alles still war. Sie schlichen weiter zur Treppe. Alles schien zu schlafen. In dem Stockwerk tiefer hörten sie, wie ein Kind leise wimmernd erwachte. Die heifere Stimme einer Wärterin von einer der französisch sprechenden Inseln rief „chocolat“, um das Kind zu beruhigen. Als das nichts half, begann sie zu schelten und stieg ächzend aus dem Bett.

Auf dem nächsten Korridor schien wiederum alles still zu sein. An der Treppe aber saß Rosa Hai beim Arm.

"Dort auf dem Treppenabsatz liegt ein Nachtkellner auf dem Sofa und schläft."

"Er schläft fest. Komm weiter."

Auf der dritten Stufe von unten hatte der Kellner ein kleines Brett mit Gläsern und einer Sodaflasche stehenlassen. Hai trat darauf und rutschte aus. Die Gläser zerbrachen. Die Flasche rollte über den nackten Fußboden auf die Treppe zu, die in das Erdgeschosß führte. Sie klirrte auf die erste Stufe, dann auf die zweite, dann weiter Stufe für Stufe bis ganz nach unten. Hai saß auf der Matte am Fuß der Treppe und schüttelte sich vor Lachen. Rosa stand neben ihm und kicherte nervös.

„Hör dir das verdammte Bieft an“, sagte Hai.

Leise klingelnd rollte die Flasche unten aus. Der Kellner auf dem Sofa nieste plötzlich und richtete sich auf.

„Gesundheit“, sagte er.

„Gesundheit“, sagte Hai.

Er und Rosa klammerten sich aneinander und schüttelten sich vor Lachen.

„Die verfluchten Fliegen“, knurrte der Kellner, drehte sich um und schlief weiter.

„Komm“, flüsterte Hai. „Er schläft. Wir rutschen das Geländer herunter. Tritt nicht auf das Glas.“

Im Erdgeschosß war alles dunkel, nur irgendwo in der Ferne war bereits ein Dienstmädchen beim Fegen. Das und das gelegentliche Knacken in den Korbstühlen, als ob sich ein unsichtbarer geisterhafter Gast darauf niederseßte und wieder aufstand, waren die einzigen Geräusche. Vor ihnen befand sich der Haupteingang des Hotels, eine Glastür, breite Steinstufen, links und rechts leere Büros, dann die Aufsehtür. In dem Büro links brannte Licht. Hai schlich sich auf Zehenspitzen voran.

„Der Nachtportier schläft im Büro“, flüsterte er.

Er schlich durch die Glastür, faßte an die Außentür. Sie war verschlossen und der Schlüssel nicht im Schloß.

„Der Schlüssel ist nicht da“, flüsterte er.

„Vielleicht hängt er im Büro“, sagte sie.

Hai sah sich darin um, aber der Schlüssel hing weder an den Haken, noch lag er auf dem Tisch.

„Aber er muß doch da sein“, sagte sie.

„Vielleicht hat er ihn in der Tasche“, flüsterte er.

Etwas klatschte leise auf den Boden. Rosa hatte einen Fahrplan von der Ecke eines Tisches heruntergestreift. Der Mann rührte sich im Schlaf, aber wachte nicht auf.

„Wenn er ihn in der Hosentasche oder auch nur in der Sackentasche hat, sind wir aufgeschmissen“, sagte Hai.

„Komm“, flüsterte sie, „dann gehen wir hinten hinaus, durch den Keller. Ich muß auch meinen Korb noch mitnehmen.“

„Verflucht, den Blumentorb hätte ich vergessen.“

„Hai“, sagte Rosa, „dort kommt jemand.“

Sie traten hinaus in die Halle. Lichter wurden angeknipst. Eine Frau mit einem Besen kam den Korridor herunter. Sie sah die beiden fragend an. Hai sagte: „Danke. Es ist alles in Ordnung. Ich bin Engländer.“

Sie schien der Meinung zu sein, daß doch wohl nicht alles so ganz in der Ordnung sei. Sie machte eine Bewegung, um zu zeigen, daß Hai ruhig den Nachtportier wecken könne.

„Si, si“, sagte Hai. „Danke sehr. Es ist schon in Ordnung.“

„Suchen Sie den Schlüssel?“ fragte sie plötzlich auf Englisch. „Der Schlüssel hängt hier an der Palme.“

Sie hatte den Schlüssel von einem der Palmenstämme los, steckte ihn in das Schloß und öffnete die Tür. Sie warf Rosa einen forschenden Blick zu. Sie schloß hinter ihnen sofort wieder die Tür.

Der Wind strich bitterkalt von der See her. Sie blickten die verlassene Straße auf und nieder. Sie sahen kein Lebenszeichen, außer auf der anderen Seite der Straße eine Kaze.

„Komm“, sagte Hai, „hinunter zum Hafen.“

Aus dem Dunkel einer Seitenstraße beobachtete sie ein berittener Polizist. Er hielt unbewegt im Schatten einer Hausmauer und ließ sie herankommen. Erst als sie wenige Meter vor ihm waren, drängte er plötzlich sein Pferd quer über ihren Weg.

„Lassen Sie gut sein“, sagte Hai. „Ich bin Engländer.“

Der Mann schien Befehl zu haben, Ausländer nicht zu belästigen. Er zog sein Pferd zurück und gab mit einer Handbewegung das Zeichen zum Weitergehen. Vielleicht war es nur das schlechte Gewissen, das sie glauben machte, er habe Rosa scharf angesehen. Aber ganz gleich, er ließ sie vorbei.

Auf der Hafenstraße, an den Anlegeplätzen begann sich bereits das Leben des Tages zu rühren. Männer und Frauen gingen zur Arbeit, die getan werden mußte, auch wenn es Revolution geben würde. Vom Ende der Landebrücke blinkte das Leuchtfener herüber.

„Dort legen die Marktboote an“, flüsterte Rosa.

Zwei Männer, die vor ihnen hergeschlendert waren, blieben stehen und zündeten sich Zigaretten an. Sie beobachteten Hai und Rosa, als die an ihnen vorüber-

gingen, und machten offenbar sehr deutliche Bemerkungen, die Rosa den Atem verschlugen.

„Komm weiter. Nicht stehenbleiben“, raunte sie.

Der Himmel im Osten hatte Farbe bekommen, in die jetzt auch die Giebel und Türme eintauchten.

„Hai“, sagte Rosa, nachdem sie ein Stück weitergegangen waren, „wir kommen nicht durch. Sie haben gesehen, daß ich eine Frau bin, und dort vorne sperrt eine Patrouille die Straße ab.“

Etwa hundert Meter vor ihnen staute sich der Strom der Menschen. Über die dunkle Menge hinweg, die immer größer wurde, je mehr Männer und Frauen sich sammelten, blinkten Helme. Augenscheinlich untersuchten dort Polizisten oder Soldaten die des Weges Kommenden.

„Hai“, sagte Rosa, „in diesem Aufzug kann ich unmöglich einem Polizisten unter die Augen kommen. Es ist gemein von mir, aber ich würde glatt in Ohnmacht fallen.“

„Salt“, sagte Hai, „das werden wir gleich haben. Wir gehen hinter die Schute, die dort am Strande liegt, und du steckst dir deinen Mantel als Rock um.“

Auf Steinwurfweite von der Uferstraße entfernt lag eine grüne Schute, die Hai bereits am Tage seiner Ankunft aufgefallen war. Sie lag flach auf dem Kiel und die Enden ihrer Spanten stachen gleich Rippen in die Höhe. Im Schutze dieses Wracks steckte Rosa ihren Mantel als Rock um und machte ihren Hut weniger männlich aussehen. Danach stellten auch sie sich zu der Menschenmenge, die sich durch die Nachdrängenden hinter ihnen schloß. Es war eine schweigende Menge

halbwacher Männer und Frauen. Ein oder zwei Stimmen fragten: „Warum werden wir denn angehalten?“ Andere meinten: „Dogana“, oder „Man sucht Verdächtige“, oder „Sie suchen die verfluchten ‚Weißen‘, diese Mörder“.

Das Morgenlicht wurde von Minute zu Minute heller, die Menge dichter und das Warten langweiliger. Die Leute hatten keine Ahnung, weswegen man sie eigentlich anhielt. Plötzlich, nachdem man einige Hundert Menschen damit geplagt hatte, hob die Polizei die Sperre auf und befahl den Leuten weiterzugehen. Langsam schob sich die Menge voran und knurrte: „Erst läßt man uns die ganze Zeit stehen und nachher will man nicht mal was von uns. Jetzt können wir womöglich eine Pesete Strafe bezahlen, weil wir zu spät kommen.“

Hai und Rosa gingen durch das Stadttor bis auf jenen freien Platz, auf dem am Tage vorher die Marktleute den Piranhas zugerufen hatten.

„Dort ist die Anlegebrücke, Hai“, sagte Rosa. „Von hier aus kann ich über den alten Friedhof allein nach Hause finden. Nach Medinas gehst du hier rechts den Graben hoch.“

„Schön. Also laß es dir gut gehen. Ich hole Manuel.“

„Gott segne dich, Hai.“

„Dich auch. Grüß deine Mutter. Und viel Glück. Und Kopf hoch.“

Sie nickte. Sie fand keine Worte. Sie bog aus dem Strom der Arbeiter auf den alten Friedhof und sah immer nur vor sich hin.

Während Sai sich auf den Weg nach Medinas machte, blickte er sich noch mehrere Male nach ihr um, bis sie seinen Augen entschwunden war.

„Sie hat Mut“, dachte er. „Ich glaube nicht, daß man sie unterwegs noch einmal anhalten wird.“

Sein eigener Weg führte ihn unterhalb der Stadtmauer durch eine Art Hohlweg, der einst der Befestigungsgraben gewesen und der jetzt der Schuttabladeplatz und die Müllgrube der Stadt war. Links neben den Rehrichthäufen befanden sich Bretterbuden und Ställe für Schweine, Kühe, Pferde und Geflügel, in denen aber auch Menschen hausten. Der Weg war nicht viel anders als eine zermahlene Wagenspur in einer Abflusssrinne zwischen dem Schutt und den Schuppen. Da es kürzlich schwer geregnet hatte, befand er sich in einem mehr als aufgeweichten Zustande. Er stank und war übersät mit Blechbüchsen und weggeworfenen Gegenständen. Ratten stöberten zwischen den Abfällen herum. Wildbernde Hunde scheuerten ihr räudiges Fell an den Stallwänden. Immerhin waren weder Menschen noch irgendeine Patrouille zu sehen. Nach kaum einer Viertelstunde war er in Medinas.

Sai hatte bereits seit einiger Zeit über den Häusern der Stadt einen roten Widerschein bemerkt und hatte ihn anfangs für das Morgenrot gehalten. Jetzt sah er, daß es aus dem glühenden Trümmerhaufen kam, der einmal der Palast der De Leyvas gewesen war und der seit Mitternacht brannte. Leute wühlten in der glimmenden Asche nach allem, was noch zu finden war. Andere schleppten hinweg, was sie bereits gefunden hatten. Ein Haufen aller möglichen Gegenstände, Rüstungen, Ge-

mälde, Marmorsachen, Bronzen, Möbel, Porzellan, Vorhänge, Kleider, Rissen, Musikinstrumente, Antiken, Bücher und Mappen, die man bereits erbeutet hatte, bevor noch das Feuer ihrer habhaft werden konnte, wurde von einem wüsten Burschen meistbietend an die Umstehenden versteigert. Mit laut bellender Stimme schrie er die Angebote aus und machte Wiße. Das eingekommene Geld warf er einer „roten“ Wache zu und schenkte das, was er nicht verkaufen konnte, oft genug so weg. Er war gerade dabei, eine Bronzefulptur, einen weiblichen Torso, zu verkaufen, als Hai hinzukam. Hai sah unter der Menge jenen breitnasigen Kunsthändler, der ihn vor zwei Tagen an der Hafensstraße so grob hatte ablaufen lassen. Der Mann gab dem Versteigerer einen Wink, daß die Bronze für ihn beiseite gestellt werden sollte. Der Auktionator unterbrach daraufhin seine schmutzigen Bemerkungen und legte sie aus der Hand.

Cercado Medinas bot in dem Halblicht des Morgendämmers und der sterbenden Straßenlaternen einen wundervollen Anblick. Der Schacht zwischen den hohen, armseligen, engen Mietskasernen, rings um einen abschüssigen dreieckigen Fleck nackter Erde, brauchte diese mörderische Beleuchtung. Sie gab ihm erst die richtige Stimmung. Am Eingang zum Cercado streckte ein schwachsinziges Frauenzimmer mit einem Leichengesicht die Hand nach Almosen aus. Am Tor zu Nummer 41, schwarz wie das Tor zu einer Höhle, saßen zwei kleine Jungen mit Wolfszähnen und teilten ihren Raub aus der Brandstätte. Fast alle Bewohner von Medinas hatten sich ihre Kastanien aus dem gleichen Feuer geholt. Im Hof des Häuserschachtes lagen Stühle

und andere Möbelgegenstände, die dort hingeworfen oder die zer schlagen worden waren, weil man sie nicht durch die engen Haustüren hatte hineinbringen können.

„Im dritten Stock“, wiederholte Hai bei sich selbst, „die mittelfste Tür von dreien, wenn man mir nicht vorher die Kehle durchgeschnitten hat.“ Er trat in die schwarze Höhle, die nach Ratten und Mäusen stank. Er zündete ein Streichholz an, um die Stufen zu finden, und traf auf einen Mann und eine Frau, die sich am Fuße der Treppe umarmt hielten. Hai sah die Augen der Frau wie Augen aus einem Totenschädel starren. Der Mann machte sich von ihr los. Er roch nach Wein wie sie nach Moschus. „Du meine Schwester lieben?“ sagte er mit schwerer Stimme zu Hai.

„No.“

„Drei Pesetas.“

„No.“

„Zwei Pesetas?“

„No.“

„Du hübsche Uhr kaufen, sehr billig, sehr gut?“

Die Frau, die einen Blick auf Hai geworfen hatte, sagte irgend etwas und mit leiser Stimme, woraufhin der Mann beiseite trat und Hai vorbeiließ. Im ersten Stock hielt ein Mann einer Frau eine Strafpredigt und prügelte sie zwischendurch. Auf den nächsten Treppenabsatz fiel ein wenig Morgenlicht aus einem Zimmer, das keine Tür mehr hatte. Der dritte Flur war wiederum dunkel und nur von einem Wachsstock erhellt.

Wenige Wochen vorher war hier am Kopf der Treppe ein Mann ermordet worden. Die Bewohner von Nummer 41, die sich wegen dieses Mordes ein Ge-

wissen machten, hatten an die Mauer einen Farbdruck der Heiligen Jungfrau geheftet, vor dem sie jeden Abend eine Wachskerze anzündeten. Das Licht dieser Kerze zeigte jetzt Hai die drei Türen. Er klopfte vorsichtig an die mittelfste.

Nachdem er ein zweites Mal geklopft hatte, merkte er deutlich, daß es drinnen im Zimmer ein erregtes Hin und Her gab. Doch niemand antwortete. Nach dem dritten Klopfen fühlte er mehr, als daß er es hörte, wie sich andere Türen der Wohnung leise öffneten, während unsichtbare Augen ihn belauerten und ihn einzuschäßen versuchten. Drinnen im Zimmer verschob irgendwer irgendwas. „Jetzt stecken sie etwas unter das Bett“, dachte Hai. Ein Brett fiel klappend zu Boden. Dann wurde anscheinend von innen ein Stuhl gegen die Tür geklemmt. Danach fragte eine Frauenstimme vorsichtig: „Wer ist da?“

„Senor Rust“, rief Hai mit gedämpfter Stimme, „Senor Rust.“

Die Frau ließ ihn nicht ein. Er hörte sie drinnen mit kleinen klappenden Geräuschen herumgehen, so als sei sie in Pantoffeln (was übrigens der Fall war).

„Senor Rust“, wiederholte er. „Senor Rust.“

Die Lampe im Zimmer, die herabgedreht gewesen war, leuchtete jetzt auf. Die Tür öffnete sich ein wenig. Eine kümmerliche, kleine, spize, ältliche Frau starrte ihn an und zog ihn herein. Er trat in ein heißes, enges, lampenhelles Zimmer. Dort stand Hefekiel stocksteif neben dem Bett und drehte seinen Hut in den Händen. Die Frau riegelte die Tür sorgfältig hinter sich zu. Sie hatte eine pergamentene Haut von der Farbe alten

Elfenbeins. Sie sah Hai aus scharfen, schwarzen Knopfaugen an, denen nichts entging. Ihr Kopf wackelte ein wenig. Ihre langen grünen Ohrringe baumelten und klirrten. Hai merkte, auch ohne daß ein Wort gesagt wurde, daß er zu höchst ungelegener Stunde gekommen war. Die beiden waren gerade dabei gewesen, ihre Beute aus dem Brande zu begutachten. Sein Klopfen hatte man irrtümlicherweise für das Klopfen eines Polizisten gehalten. Irgendetwas war unter die Bretter des Fußbodens gestopft worden und die Matte wieder darüber gedeckt. Hesekiel stand jetzt auf der Matte.

Die Frau erkundigte sich auf Spanisch nach Hais Gesundheit, wobei sie hinzufügte, daß sie für ihr Teil sich nichts Besseres von Gott erfliehen könne, da sie sich nach dem Regen, der ja, wie allgemein bekannt, der Luft, die wir einatmeten, die giftigen Dämpfe entzöge, jedesmal bedeutend wohler fühle. Hai erwiderte auf Englisch, es täte ihm leid, daß er zu so ungelegener Zeit hier hereingeschneit sei.

„Rust“, fragte er, „können Sie einen Auftrag für mich übernehmen, der Sie vielleicht für einige Tage in Anspruch nimmt?“

„Jawohl, Master Highbworth“, sagte Hesekiel, „das kann ich.“

„Können Sie sofort aufbrechen?“

„Wohin soll es sein, Master Highbworth?“

„Könnten wir nicht draußen auf der Straße weiter darüber sprechen?“

„Auf der Straße ist es ein bißchen unsicher. Aber wir könnten für einen Augenblick in die Kirche gehen.“

„Gut, gehen wir dahin.“

Hesekiel sagte etwas zu Isabella, das er mit Handbewegungen näher verdeutlichte. Isabella schien Verdacht zu wittern und gar nicht einverstanden zu sein. Sie fragte Hesekiel noch mehrere Male, bevor sie die beiden Männer hinausließ. Sie verfolgte sie bis an die Treppe mit Fragen, die Hesekiel mit Handbewegungen und Stoßseufzern abtat. Sie war von seinen Erwiderungen keineswegs befriedigt, denn sie ging knurrend in das Zimmer zurück. Als Hai auf den Hof hinaustrat, warf er einen Blick nach oben und sah sie mit Kopf und Schultern aus dem Fenster lehnen, offenbar um festzustellen, wohin die Männer gehen würden.

In der fast völlig finsternen Kirche erklärte Hai, was er von Hesekiel wollte.

„Ich bin schon mal in Encarnacion gewesen“, antwortete der. „Das war da, wo ich meinen Bullen abliefern mußte und wo es die Karnickel gab, und diesem Don Manuel, dem gehörte der Bulle. Nur bin ich damals nicht über Land, sondern über See, über Porto Matoche, gefahren. Bis Anselmo kenne ich den Weg. Der geht da an der Fuchskneipe vorbei. Ich kenne auch die Mr. Elenas in Anselmo. Sind Pferdezüchter, die Mr. Elenas. Ich habe mal für die Mr. Elenas gearbeitet. Sie hatten mal einen Zuchthengst. Das war ein Gaul, kann ich Ihnen sagen, Mr. Highworth. Bloß er konnte die Stallburschen, alle wie sie da waren, nicht ausstehen. Es war ein Kinderspiel, tatsächlich, nur sie verstanden ihn nicht, das war das Ganze, tatsächlich. Er mochte keinen Samt sehen, dieses Samtzeug, das die Stallburschen anhaben. Sie haben doch schon mal von Bullen und von rotem Tuch gehört? Genau so war das

bei ihm, nur mit Samt. Das war das Ganze. Als ich ihnen das gezeigt hatte, zogen sie die Samtjacken aus, und seitdem biß er sie nicht mehr, nur hin und wieder mal so einen kleinen Kniff und so. Und das ist alles, was ich zu den Misters Elenas und zu Don Manuel sagen soll? Bloß ‚Dorothea‘ und er soll sofort herkommen?“

„Ja, das ist alles. Wann können Sie in Anselmo sein?“

„In drei Stunden oder so. Aber vielleicht finde ich ja auch unterwegs schon einen Gaul.“

„Es ist ein gutes Stück Weg bis Encarnacion“, sagte Sai.

„Ach, so 'n kleines Rennen, das soll mir gerade recht sein, wenn ich einen Gaul habe, einen hiesigen, einen wie sie hierzulande züchten, der Fleisch auf den Rippen hat.“

„Sie werden sich ranhalten, so rasch Sie können. Menschenleben hängen davon ab.“

„Dammi, Mr. Highworth, ich werde loslegen wie Ihr Großvater selig.“

„Ich danke Ihnen.“

„Es ist doch alles in Ordnung, Master Highworth?“

„Alles in Ordnung.“

„Gut, dann werde ich tun, was ich kann, Mr. Highworth.“

„Ich danke Ihnen. Ich kann Ihnen nicht genug danken.“

„So 'n kleines Rennen, tatsächlich, was Schöneres gibt es nicht für mich. Sie müssen wissen, Mr. Highworth, ich saß ja ein bißchen im Druck, aber dann habe ich Sie getroffen, und nun kommt noch dieses Geschäft. Ich habe noch niemals in meinem Leben so viel Glück

gehabt, außer damals, wie ich noch geritten habe, aber da haben sie mich nach Strich und Faden begaunert.“

Hai gab ihm Geld für Auslagen, dankte ihm und drängte ihn hinaus.

„Nicht durch die Tür, in die wir reingekommen sind, Mr. Highworth“, sagte Hesekiel. „Das ist nie gut. Wer Sie hat reingehen sehen, könnte auf Sie warten, wenn Sie wieder rauskommen.“

Sie standen in der Nähe des Hochaltars. Die Tür, durch die sie hereingekommen waren, stand offen. Jemand schlich sich in die Kirche. Hai sah einen Augenblick schattenhaft das stumpfnasige Gesicht von Isabella, die in der Dunkelheit nach ihrem Manne suchte. Im gleichen Augenblick zog Hesekiel ihn durch einen Vorhang und durch eine Klapptür hinaus auf eine Gasse.

„Auf diesem Weg umgehen wir Cercado Medinas“, sagte er, „und in einer Woche oder ein bißchen eher bin ich wieder da. Aber das geht in Ordnung so, Mr. Highworth, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Und ich wünsche Ihnen fröhliche Weihnachten, wenn es auch noch ein bißchen lange hin ist.“

Gleich nach diesen letzten Worten machte er sich mit schlenkernden Armen und krummen Knien als alter Wilddieb, der er war, geduckt laufend davon. Auch Hai machte sich auf seinen Weg durch den ehemaligen Stadtgraben zurück zur Marktbrücke. Es war nahezu heller Morgen.

Hai dachte darüber nach, ob sich wohl noch ein Fischerboot für ihn finden würde. Hai dachte aber auch über den armen alten Hesekiel nach. Der sah, er habe noch nie in seinem Leben so viel Glück gehabt, hatte ihn in das

Herz getroffen. Vielleicht war dieses Glück nur kurz. Vielleicht bedeutete es den Tod. Sicher aber würde dieser Botengang, wenn die „Roten“ auf dem Posten waren, Gefahr bedeuten. „Ich habe ihn von seiner Frau weggeholt“, dachte Sai, „immerhin ist sie kein Rücken mehr.“ Er dachte unterwegs auch daran, ob nicht vielleicht Isabella ihren Mann gesehen, verfolgt und eingeholt haben könnte. In dem Falle würde die Botschaft bestimmt nicht ankommen. Oder wenn er den Lockungen der Fuchskneipe nicht zu widerstehen vermöchte? „Ich muß alles das dem Zufall und dem Glück überlassen“, sagte er sich. „Wahrscheinlich wird er genau so durchkommen wie ich.“

Mit solchen Gedanken gelangte er aus dem Stadtgraben heraus mitten hinein in das farbenbunte Leben, in die wilde Jagd der Karren, die mit Fischen und Früchten vom Markt herkamen. Diese Karren waren leichte offene Wagen, jeder mit zwei Pferden bespannt und geführt von Eingeborenen, die bararmig, ein buntes Serape um die Schultern, Zigarettenstummel im Mundwinkel, oben darauffstanden und auf ihre Pferde losfuhrwerkten. Die Arbeiter sprangen dieser wilden Jagd aus dem Wege. Die Pferdehufe sprühten Funken. Die Rutscher hingen an den Zügeln, schlugen mit ihren Stöcken und schrien:

„Ur-re! Ur-re! Ihr Söhne der Hölle!“

„Sund von Pablo, mach Platz!“

„Ay, ay, ay, wir bringen Fisch in die Stadt!“

Sai bog von der offeneren Plaza auf die Landebrücke. Es war wenige Minuten nach sechs.

VII.

Auf der Marktbrücke herrschte Gewimmel, Gelärm und Geschrei. Männer schleppten schwerbeladen schwankend Kisten und Körbe zu den Wagen. Weiber trieben sie keifend zur Eile oder schrien nach ihren Kindern oder schalten auf die Maulesel und Pferde. Karren kippten um. Körbe rutschten herunter. Alle Welt fuchtelte mit den Armen, schalt und schrie, aber nicht aus Bös-willigkeit, sondern nur vor Erregtheit. Dieser Wettlauf um den Markt war das Ereignis des Tages.

Hai stürzte sich mitten hinein in die Menge. Dieser Teil der Brücke war bis oben hin angehäuft mit den Waren des Marktes, mit Bündeln lebender Hühner, jeweils zu fünf aneinandergebunden, mit Körben voll Enten und Gänsen, mit Beutelmelonen, Wassermelonen, Gartenkürbissen, Flaschenkürbissen, Früchten aller Arten und Formen, Orangen, Zitronen, Bananen, mit Körben und buntbemalten Steingutköpfen, eingepackt in die papierähnlichen Streifen der Maisblätter. Hai traf einen Engländer, der das Verladen roter Tonkrüge auf einen Wagen beaufsichtigte.

„Wo liegen die Fischerboote?“ fragte Hai.

„Am oberen Ende der Brücke“, sagte der Mann, „wo die Fische versteigert werden. Aber die Boote werden wohl inzwischen schon wieder fort sein.“

Am Ende der Brücke befand sich ein hölzernes Gebäude und darüber ein Leuchtfener, das wie ein großer rothiger Stern gegen die Dämmerung stand. Unterhalb dieses Feuers wurde der Fischmarkt abgehalten. Hai

hörte das Geschnatter und Geplapper der Handelnden. Haufen von Fischen lagen dazwischen, blaß und silbern, mit seltsam gezackten Flossen und Stacheln, mit leeren Augen und Mäulern, die sich vorwölbten und dann zusammenfielen.

Hai hielt einen Fischer an und fragte:

„Sind Sie Pedro Ruiiz?“

„Was?“

„Sind Sie Pedro Ruiiz?“

„Wer weiß?“

„Pedro Ruiiz?“

„Ruiiz?“

„Ja. Pedro Ruiiz.“

„Weiß nicht“, antwortete der Mann.

„Pedro Ruiiz aus La Boca?“

„Wie?“

„Aus La Boca.“

„Aula Poca?“

„Ja. Si.“

„Kenn ich nicht Aula Poca.“

„Nein. Nicht Aula Poca, sondern aus La Boca. Aus, das heißt: de La Boca, ein Ort, eine Art von ciudad, sabe? In der Bucht par la. La Boca.“

„Ich weiß von nichts“, antwortete der Mann.

„Was will der Engländer?“ fragte ein anderer.

„Pedro Ruiiz aus La Boca“, sagte Hai.

„Aula Poca?“

„Nein. Nicht Aula Poca. Aus La Boca. De La Boca.“

„Boca?“

„Ja. Si.“

„La Boca?“

„Ja.“

„Oh, La Boca.“

„Ja, ja. La Boca.“

„Die poblacion an der Bucht?“

„Ja, eben die.“

„Oh, La Boca. Du, Enrique, der Herr will nach La Boca.“

„Ah, La Boca. Ah, ja, jawohl. Das meint er. Oh, ja, La Boca“, wiederholte Enrique.

„Es liegt da, La Boca“, sagte der Mann und zeigte nach Süden in die Bucht. „Dort liegt La Boca.“

„Ich suche Pedro Ruiz aus La Boca.“

„Wie?“

„Pedro Ruiz.“

„Pedro?“

„Si. Ja. Pedro Ruiz. R-u-i-z“, buchstabierte Sai.

Die Leute sahen ihn verwirrt aber stets höflich an. Sie lachten und schüttelten die Köpfe. Sai dankte ihnen und ließ sie stehen. Es widerstrebte ihm, zwischen den vielen fremden Menschen laut zu rufen, aber er rief:

„Pedro Ruiz. Pedro Ruiz.“

Ein paar Jungen machten ihm mit einigem Erfolg sein Rufen nach. Er rief weiter.

„Ah, ha“, sagte plötzlich Enrique ganz stolz, „Sie suchen Pedro Ruiz?“

„Ja. Si.“

„Ah, ja, Pedro Ruiz.“

„Ist er hier?“ fragte Sai.

„Nein“, sagte Enrique.

Enrique begann eine lange Rede auf Spanisch, von der Hai nicht ein einziges Wort verstand. Hai vermochte mit dem besten Willen auch den Gebärden Enriques nicht zu entnehmen, ob Pedro Ruiz sich nun den Bauch aufgeschlößt oder ob er Selterwasser getrunken hätte.

„Hör mal zu“, sagte er schließlich, „kann ich ein Boot nach La Boca bekommen? Ein Boot nach La Boca, über das Wasser.“

Er machte Zeichen, die Bootfahren bedeuten sollten, und wies dabei in die Richtung von La Boca. Drei andere Männer hatten sich zu ihnen gestellt und halfen raten. Zwei schlugen Giordano vor.

Hai wandte sich an die neuen Männer und fragte: „Ist Pedro Ruiz da? Pedro Ruiz?“

Sie verstanden nicht, was er wollte. Sie wiederholten die Silben, waren höflich, aber sie rätselten an seinen Worten herum.

Schließlich fragte Enrique: „Sie wollen nach La Boca?“

„Ja. Bitte. Si“, antwortete Hai.

„Giordano“, wiederholten die Männer, „Giordano.“

Hai hatte den Verdacht, daß „Giordano“ morgen bedeutete. Er wußte, es gab irgendso ein ausländisches Wort wie „giordano“, das entweder morgen oder gestern bedeutete. Es war „oggi“ oder „aujourd'hui“ oder irgendein anderes Wort mit „jour“ darin. Aber was sollte er anfangen, wenn es vor morgen kein Boot geben würde?

„Hierher. Giordano“, sagte Enrique.

Er führte Hai an das Ende der Brücke. Vögel umkreisten das rote Leuchtfeuer. Hin und wieder schossen

sie mit weißer Eleganz, die im Strahl der Lampe rosig aufleuchtete, herab und schnappten sich einen Fisch von dem Haufen. Enrique beugte sich über das Brückengeländer.

„Giordano“, rief er hinunter.

„Si“, antwortete eine Stimme.

Enrique erklärte, daß hier ein Herr mit Gewalt nach La Boca wolle, und zeigte dabei auf Hai. Giordano war ein sehr langer schmaler melancholischer Mann, dunkel und würdevoll.

„Können Sie mich mit nach La Boca nehmen?“ fragte Hai.

„La Boca? Si.“

„Sehen Sie“, rief Enrique, „Giordano nimmt Sie mit nach La Boca.“

„Da“, sagte ein anderer Mann, „Giordano macht schon Platz für Sie.“

Giordano breitete eine Decke aus, aber als Hai sich darauf gesetzt hatte, machte er sich wieder an seine Arbeit: er paßte zwei Stücke Holz aneinander. Er erklärte, was er da machte, aber Hai verstand kein Wort. Da saß er nun in dem Boot, das neben der Treppe dümpelte. Giordano fuhr in seiner Arbeit fort, schnitzte mit dem Messer an seinem Stück Holz herum, versuchte, ob die Teile schon paßten, und schnitzte weiter. Neben ihnen setzte ein Boot von der Brücke ab und segelte in Richtung La Boca. Dann machte ein zweites Boot los und schließlich ein drittes. Aber Giordano blieb bei seiner Zimmermannsarbeit und dachte offenbar nicht daran, zu fahren. Hai nahm an, man habe sich vielleicht mißverstanden.

„Hören Sie“, sagte er, „Sie fahren doch nach La Boca? Sie nach La Boca?“

„Si“, antwortete Giordano und versuchte weiter, seine beiden Stücke aneinanderzupassen. Schließlich, nach einer endlosen Zeit, zeigte er mit einer Bewegung des Stolzes, daß es ihm gelungen war.

„Bueno“, sagte er.

Doch auch jetzt noch machte er keine Anstalten, zu fahren. Er kramte in dem hinteren Bootskasten herum, holte ein paar krumme Nägel und einen Hammer mit einem abgebrochenen Stiel hervor. Dann setzte er sich hin und reparierte den Hammerstiel, indem er ein anderes Stück Holz daranband. Danach kramte er zwischen den Bodenbrettern des Bootes nach einem Stück Ballasteisen. Das legte er quer über die achtere Bootspitze, benutzte es als Umboß und begann mit großer Entschlossenheit darauf seine Nägel geradenzuklopfen. Zeit schien für ihn keine Bedeutung zu haben.

„Sie fahren doch bald nach La Boca?“ fragte Hai.
„La Boca pronto?“

„Si, si.“

Aber er machte immer noch keine Anstalten abzufahren. Er hämmerte mit einigem Geschick seine Nägel gerade, dann richtete er umständlich die Köpfe, die umgebogen waren, dann suchte er sich eine Feile und schärfte die Spitzen. Wieder machte ein Boot los und fuhr in Richtung auf La Boca. Der Rudersmann rief etwas zu Giordano herüber. Giordano antwortete ihm ebenso. Nachdem auch dieses Boot fort war, paßte Giordano sorgfältig seine beiden Stücke Holz zusammen und nagelte sie aneinander fest.

„Wann fahren Sie nach La Boca?“ fragte Hai.

„Si, si. La Boca.“

„Ich glaube, der Schafskopf fährt überhaupt nie nach La Boca“, dachte Hai. „Da, jetzt haben sie das Leuchtfeuer ausgemacht. Ich hätte schon vor einer Stunde in La Boca sein können. Wenn noch ein anderes Boot da ist, so fahre ich jetzt mit dem.“

Er kletterte die Stufen zur Brücke hinauf und suchte jemanden, der Englisch sprechen konnte. Das Gewimmel des Marktes war vorüber. Hai fand Enrique und dessen Freunde in einem Winkel zwischen Körben.

„Ich möchte sofort, pronto, nach La Boca“, sagte er.

„Giordano fährt pronto“, sagten sie.

„Aber ich will jetzt fahren.“

„Si, si“, sagten sie. „La Boca.“

„Ja, aber jetzt.“

„Si, si.“

Hai zog seinen Hut und lief die Brücke entlang zu dem Engländer hin, der dort noch immer das Verpacken der Krüge beaufsichtigte.

„Sie wollen nach La Boca fahren?“ fragte der sofort.

„Wenn ich das gewußt hätte. Ich dachte, Sie suchten einen von den Fischern. Ich hätte Sie schon vor einer Stunde nach La Boca schicken können. Was wollen Sie denn in La Boca?“

„Ich habe dort eine Verabredung.“

„Mit wem haben Sie sich verabredet?“

„Mit einem Freunde“, sagte Hai.

Der Mann unterbrach sich, sagte etwas zu einem von den Packern und wandte sich dann wieder zu Hai.

„Was sagten Sie, mit wem haben Sie sich verabredet?“

„Mit einem Freunde.“

„So? Und wie heißt Ihr Freund?“ fragte der Mann.
„Ich meine nur deshalb, weil ich La Boca kenne und weil ich Sie am Nordende oder am Südense absetzen lassen kann.“

„Er wartet dort in dem Wirtshaus.“

„In welchem Wirtshaus?“

„Gibt es denn mehrere?“

„Ist Ihr Freund ein Engländer? Wie heißt er?“

„Entschuldigen Sie“, sagte Hai, „aber können Sie mich nach La Boca bringen oder nicht?“

„Warten Sie mal“, sagte der Mann, „haben Sie mir eigentlich schon Ihren oder den Namen Ihres Freundes genannt?“

„Jones“, sagte Hai in seiner Verzweiflung.

„Nun, Mr. Jones“, sagte der Mann, „wenn Sie mitkommen wollen, können wir mal zusehen, ob das Boot noch da ist. Ist es Ihr Bruder, den Sie in La Boca aufsuchen wollen?“

„Nein.“

„Ich verstehe. Nicht Ihr Bruder, nur ein Freund. Ich erinnere mich aber gar nicht an den Namen Jones in La Boca. Was macht er da?“

„Er ist jetzt erst hingefahren.“

„Ach, ein Neuling wie Sie selbst. Nun, da liegt ja noch das Boot nach La Boca.“

Er sprach mit dem Besitzer des Bootes, der einen sogenannten Fisch an die Rahe seines Segels feste.

„Der Mann wird Sie nach La Boca mitnehmen“, sagte der Engländer. „Er ist gerade dabei loszufahren. Wenn Sie übrigens gleich zu mir gekommen wären, dann

hätte ich Sie schon vor Stunden mit einem von den Gemüsebooten fahren lassen können. Geben Sie dem Mann nicht mehr als zwei Pesetas. Übrigens, wo werden Sie in La Boca unterkommen, Mr. Jones? Wenn Sie oder Ihr Freund Interesse für Tonwaren haben, so bin ich in der Lage, sie Ihnen konkurrenzlos billig abzugeben.“

In diesem Augenblick forderte der Bestmann des Bootes Hai auf, er möge herunterkommen.

„Wo werden Sie wohnen?“ rief der Mann ihm noch von der Brücke aus nach. „Was sagten Sie, wo werden Sie wohnen? Ich möchte heute abend mal vorbeikommen und Sie besuchen, wenn Sie sonst nichts zu tun haben. Wir Engländer müssen überall zusammenhalten.“

Hai wollte gerade antworten, da ging das Segel über Stag und schlug ihm der Baum den Hut vom Kopf. Das Boot hatte abgesetzt.

„Neugierige Bestie“, dachte Hai. „So hat mich noch nie jemand ausgefragt. Ich würde mich nicht wundern, wenn das ein Detektiv ist, der nur da steht, um jeden, der die Stadt verlassen will, anzuhalten. Wenn das aber der Fall sein sollte, dann werde ich in La Boca erst recht angehalten. Wenn der Schuft telegraphiert, dann steht da bestimmt schon jemand am Anleger und nimmt mich in Empfang. Immerhin bin ich jetzt wenigstens unter Segel. Das ist die Hauptsache. Aber ich habe glattweg Stunden vertrödelte.“

Das Boot fuhr dicht an Giordano vorbei. Er war noch immer gespannt über seine Zimmermannsarbeit gebeugt und legte gerade einen Tafel um die Verbindungsstelle.

„Der denkt auch in einer Stunde noch nicht daran, loszufahren“, dachte Hai. „Ich bin doch froh, daß ich mir ein anderes Boot gesucht habe.“

Der Besitzer des Bootes, Chigo, der Bestmann, und Luigi, der Junge, setzten ihre neuen gestreiften Segel. Das Boot legte sich über und schoß durch das Wasser. Dann holten sie Brot, Zwiebeln, Wein, Wasser und einige kleine durchsichtige Fische, die roh gegessen wurden, hervor und luden Hai zu ihrem Festmahl ein. Nachdem sie gemeinsam gefrühstückt hatten und während das Boot noch immer rasch nach Süden lief, vertrieb sich Hai die Zeit damit, daß er in dem flachen Wasser die in allen Regenbogenfarben schillernden Fische und Pflanzen beobachtete. Plötzlich wälzte sich etwas, das ausfah wie ein Stück Meeresboden, neben ihnen hoch, warf sich herum und schoß als ein weißlich-grauer plumper Leib aus dem Wasser hervor. Es hatte eine Art Katzenmaul, das klappend zuschnappte, aber der Biß verfehlte sein Ziel um mindestens zwei Fuß. Das Tier wälzte sich erneut herum, rieb sich mit einer langsam scheuernden Bewegung an der Seite des Bootes und verschwand.

„Mein Gott, ein Hai!“

Der Bestmann lachte über Hais Entsetzen und bedeutete ihm, er solle sich nicht so weit über Bord lehnen.

Kurz danach fiel es Hai auf, daß La Boca anscheinend überhaupt nicht näher kam. Der Wind hatte abgestaut, war herumgegangen und kam jetzt von vorne, so daß sie einen kurzen Schlag nach See hinaus machen mußten.

„Langweilige Geschichte“, dachte er. „Wenn das so weitergeht, bin ich vor Mittag nicht in La Boca. Aber ich schaffe es doch noch.“

Der Wind lief jetzt ein paar Strich von vorne nach Westen herum und flaute dann völlig weg.

„Was ist los?“ fragte Hai.

„Müssen warten auf den Wind“, sagte der Bootsbefitzer.

„Müssen wir lange warten?“

„Manchmale eine halbe Stunde, manchmale eine Stunde.“

„Können wir nicht an Land rudern?“

„Saben keine Ruder. Nur einen Riemen und den Bootshaken.“

Es war nichts zu machen als zu warten, während die Sonne immer höher aus der See herauskam und immer heißer wurde. Hai versuchte die Entfernung nach La Boca zu schätzen. Es schien so nahe. Drei höchstens vier Meilen, nach seiner Ansicht. Aber die See und das Boot schienen schlafen gegangen.

„Das dauert Stunden“, dachte Hai.

Und es dauerte Stunden.

Das schier Unerträgliche aber geschah, nachdem sie etwa eine Stunde in der Flaute getrieben hatten. Da sah Hai, wie dicht unter Land ein Boot dahintrock und sich mit Hilfe von Riemen auf La Boca zuschob. Irigendwie schien ihm die Gestalt des Mannes am Ruder, dem Hai nur mit Neid nachsah, bekannt.

„Ist das Giordano?“ fragte er.

„Giordano, si“, antworteten sie.

Das Boot wurde aber nicht nur von Riemenschlägen vorwärtsgetrieben. Es war auch ein besserer Flauteusegler und außerdem, da es weiter nach Land zu stand, vermied es die Nordströmung, die über die äußere Bucht herüberfeste.

„Wir sind weiter von La Boca entfernt als vorher“, dachte Hai. „Wir treiben zurück. Giordano wird um Stunden eher da sein, und ich könnte es ebenso haben, wenn ich nur ein bißchen Ausdauer gehabt hätte. Ich bin ein Esel gewesen. Wenn ich bei Giordano geblieben wäre, könnte ich jetzt schon fast da sein.“

Demgegenüber gab es kein anderes Mittel als Geduld, aber Geduld ist kein Mittel, sondern nur ein Ersatz. Er beobachtete, wie Giordanos Boot sich weiter und weiter voranschob. Nach einer Zeit, die ihm wie Stunden geschienen hatte, sah er, daß die Männer in Giordanos Boot die Riemen einzogen und sich an den Segeln zu schaffen machten. Chigo, der etwas Ähnliches beobachtet haben mochte, legte den Fender beiseite, an dem er gearbeitet hatte.

„Die Brise kommt“, sagte er.

Die Brise kam. Das Wasser wurde dunkler. Ganz langsam begann sich das Boot wieder weiter nach Süden voranzuschieben. Kurz nach zehn Uhr hielten sie auf die Siedlung von Fischern und Gärtnern an der Mündung des Miamia-Flusses zu. Sie bestand aus einer Reihe kleiner Häuser mit weiß getünchten Wänden und roten Ziegelbächern. Sie hatte eine Missionskirche mit drei Glocken. An der Mündung des Flusses befand sich ein kleiner Hafen. Hai war in seine Gedanken und Pläne, wie er wohl weiterreiten würde, versunken gewesen. Als er aufblickte, sah er, daß Giordanos Boot nicht in den Hafen eingelaufen war, sondern die Küste weiter nach Süden entlangsegelte. Als er zu der aus Pfählen gebauten Hafensmole vor sich emporblickte, sah er mehrere Pituba-Soldaten, die das sich nähernde Boot beob-

achteten. Zwischen ihnen stand ein Weißer, offenbar ein Offizier.

„Wie ich es mir gedacht habe“, sagte sich Hai. „Der Mann auf der Marktbrücke war ein Detektiv. Jetzt werde ich hier überwacht und ausgefragt werden.“

Er sah sich den Offizier an, dessen grimmiges und übelgelauntes Aussehen ihm gleich zuwider war. Der Mann rief etwas zu dem Bootsbesitzer herüber, der daraufhin aufstand und mit einer Frage antwortete, die Hai durchaus zuvorkommend gestellt schien. Doch sie rief bei dem Offizier einen Sturm von Flüchen hervor. Dann wiederholte er seine früheren Worte aber im Befehlstone. Sehr höflich machte der Bootsführer eine neue Einwendung und wies dabei auf Hai hin.

„Was ist los?“ flüsterte Hai Chigo zu.

„Er sagt, wir sollen nicht landen“, gab Chigo ebenso zurück. „Der Padron fragt, ob Sie an Land gehen dürfen.“

„Mein Herr“, rief da Hai zu dem Offizier hinüber, „ich bin Engländer. Kann ich hier nicht an Land gehen?“

„Was wollen Sie?“ fragte der Offizier.

„Ich bin Engländer. Ich möchte hier an Land gehen.“

„Sie sind Ingles?“

„Si.“

„Ingles?“

„Si.“

„Dann scheren Sie sich mit Ihrem Affengesicht nur weiter, Mister Ingles, oder ich könnte mich irren und Ihre Fresse für Ihren Hintern ansehen und Ihnen eins hineingeben, und erzählen Sie Ihren Ingles-Brüdern, daß dies Land hier nicht ihnen gehört, sondern Männern

und nicht Ingles Miß oder tänt ju oder Mister Duh. Wenn Sie hier rankommen, werden Sie erschossen."

"Das könnte Ihnen schlecht bekommen", erwiderte Sai.

"Was wollen Sie?"

"Das könnte Ihnen sehr schlecht bekommen, wenn Sie schießen."

"Ach nee, der Mister Ingles will mir noch drohen?!“ Er trat ein oder zwei Schritt näher an den Rand der Brücke, um die Nummer am Bug des Bootes zu lesen. „Padron, dein Boot Nummer B 71 ist verdächtig. Du fährst jetzt hinunter nach Carpinche und meldest dich dort beim Kommandanten. Wenn du irgendwo anders an Land zu gehen versuchst, werdet ihr, du und dein Ingles, verhaftet, jawohl, und erschossen. Los, nach Carpinche.“

Der Padron fragte ihn höflich, ob er eine Vollmacht besitze, auf Grund deren er ihn nach Carpinche befehlen könne.

„Jawohl“, sagte der Offizier, „eine ausgezeichnete Vollmacht. Die Proklamation des Kriegesrechtes.“ Damit zog er seinen Revolver. „Ich befehle hier im Namen der Republik. Wenn du dich widersezt, schieße ich. Also: ab nach Carpinche.“

„Einen Augenblick“, sagte Sai. „Ich verlange den englischen Konsul zu sprechen.“

„No, no“, sagte der Padron, „kein Konsul hier.“

„Ganz gleich. Ich habe ein Recht, hier an Land zu gehen.“

„No, no“, flüsterte Chigo, „Sie haben nur Unannehmlichkeiten.“

„Ich verlange den englischen Konsul zu sprechen“, beharrte Sai.

„Er verlangt den Ingles Konsul zu sprechen?“

„Sawohl.“

„Den Ingles Konsul, sagen Sie?“

„Sawohl, wenn es Ihnen gefällig ist.“

„Dant ju. Aber es ist mir nicht gefällig. Ich befehle Ihnen, nach Carpinche zu fahren. Sie wissen genau, daß Ihr Konsul in Santa Barbara sitzt, von wo Sie gerade herkommen. Warum lügen Sie mich an und verlangen ihn hier zu sprechen? Nach Carpinche, oder ich binde Sie auf meinen Packesel und schicke Sie so zu Ihrem Konsul.“

Das Boot war inzwischen vor die Hafeneinfahrt getrieben. Hier faßte es eine Böe und es wurde wieder nach See hinausgeschoben. Der Padron, dem es nur um sein bißchen Leben ging, schüttelte den Kopf, ließ das Segel voll stehen und legte das Boot auf seinen neuen Kurs.

„Wir müssen nach Carpinche“, sagte er. Erst als das Boot einige Längen von der Hafennole entfernt war, riß er wütend sein Stilet aus dem Stiefel und drohte: „Ich bringe den Kerl um.“

Hai war sich selbst nicht schlüssig. Wenn er hier an Land zu gehen versuchte, würde man ihn vielleicht erschießen. Wenn man ihn an Land ließ, würde man ihn nach Santa Barbara zurückbringen.

„Wo liegt Carpinche?“ fragte er.

„Zehn Meilen nach Süden.“

„Kann ich dort ein Pferd bekommen?“

„Si.“

„Ist es von dort weit nach Anselmo? San Anselmo?“

„San Anselmo?“ sagte Chigo. „Si, si. Dort.“ Er zeigte in das Land hinein nach Westen.

„Kann ich von Carpinche aus hinkommen?“

„Nach San Anselmo? Von Carpinche?“

„Ja. Gibt es da eine Straße?“

„Si, si.“

„Wie weit ist es?“

„Wie weit?“

Chigo und der Padron überlegten. Der Junge gab ebenfalls seine Meinung hinzu. Sie schätzten vierzig Kilometer, dreißig Kilometer, vielleicht nicht ganz.

„Wenn wir den Weg machen, sind es zwanzig Kilometer“, sagte der Padron.

Zwanzig Kilometer, das waren etwa elf Meilen, überlegte Sai und versuchte zu berechnen, wieso die Entfernung nur so kurz sein sollte. Aber die Leute mußten es ja wissen.

„Nehmen wir an, es sind zwanzig Meilen“, sagte sich Sai, „dazu sind noch die zehn Meilen zu segeln: also kann ich vor heute nachmittag nicht da sein.“

„Hören Sie“, sagte der Padron vorwurfsvoll zu Sai, „Sie hätten den Kommandanten nicht so ärgern sollen.“

„Nein“, fügte Chigo hinzu, „wenn Sie kein Wort gesagt hätten, wenn Sie alles dem Padrone überlassen hätten, dann hätte er Sie an Land gelassen.“

„Ich will mich hängen lassen, wenn er das getan hätte“, sagte Sai.

„Si, si.“

„Er hätte es nicht getan. Er hat es doch abgeschlagen.“

„Nein“, sagte Chigo, „der Padrone hätte es ihm erklärt, hätte ihm irgend etwas erzählt, was der Mann nicht begriffen hätte, dann hätte er Sie an Land gelassen.“

„Dann haben Sie gefragt und dann hat er Sie weggeschickt.“

Sai vermochte es nicht so zu sehen, wie sie es sahen. Aber ihre Ansicht, so wenig er sie auch einsah, machte ihm das Herz nur noch schwerer. Was dann, wenn sie Recht hatten? Was dann, wenn er zu vorschnell gewesen? Was dann, wenn er hätte an Land gehen können, wenn er alles dem Padron überlassen hätte?

„Wollen Sie nicht umkehren, und es mich noch einmal versuchen lassen?“ fragte er.

Der Padrone schüttelte den Kopf. „Nicht umkehren.“

„Jetzt ist er wütend“, sagte Chigo. „Jetzt schießt er.“

„Können Sie mich denn nicht hier irgendwo an Land setzen, an irgendeinem von den kleinen Plätzen?“

„Hier an Land?“

„Si.“

„Jetzt nicht“, sagten sie, „jetzt ist der Kommandant wütend.“

„Aber er kriegt es ja gar nicht zu wissen. Er läuft doch nicht hinter dem Boot her und kann uns doch gar nicht sehen.“

Der Padrone schüttelte den Kopf und machte eine Bewegung mit der Hand, die besagte, daß man besser an dergleichen nicht zu denken wagte.

„Außerdem“, sagte er, „sind hier keine Landeplätze. Hier können wir das Boot nicht an Land bringen.“

Er hatte Recht. Ein kurzes Stück südlich von La Boca bekam die Küste ein verändertes Aussehen. Der Sandstrand ging in ein Steilufer über. Das Geröll lag dicht zusammengepackt fast wie ein Koppfsteinpflaster, und die Steine waren durch den Muschelgrus noch fester miteinander verkittet. Es war eine böse Küste für einen Landungsversuch.

„Das Boot ist aus nur dünnem Holz“, erklärte der Padrone vor allem durch Zeigen und Zeichnen. „Es stößt und stößt und schlägt sich selbst in Stücke.“

„Wenn wir nach Carpinche kommen“, meinte Chigo, „dann sagt ein anderer Offizier: ‚Zurück nach La Boca‘. Dann wenn wir wieder zurückkommen, sagt das Gesicht: ‚Zurück nach Carpinche‘. Und so verbringen wir unseren Tag.“

„So sind nun mal die Soldaten“, sagte der Padrone.

Es war gerade keine erfreuliche Aussicht für Hai, aber es war durchaus möglich und wahrscheinlich. „Ich komme nicht weiter, nicht eher, als bis es dunkel geworden ist“, dachte er.

„Aber wenn in Carpinche wieder ein Kommandant steht“, fügte er in Gedanken hinzu, „werde ich kein Wort sagen.“

Carpinche lag in der südwestlichen Ecke der Bucht zwischen niedrigen bewaldeten Hügeln. Eine dunkle romantische Waldschlucht, die einen Wasserlauf anzeigte, zog sich von dort landeinwärts zu offeneren Teilen des Hügellandes hinauf. Carpinche lag unter mächtigen Bäumen. Der Hügel im Süden der Bucht sah aus wie eine Löwin, die sich mit dem Kopf zwischen den Klauen zum Trinken niedergekauert hat. Als sie sich diesem Hügel näherten, flaute der Wind ab.

„Wir sind zu nahe unter der Küste“, sagte Chigo. „Das Ufer fängt den Wind ab.“

Einzelne Böen fielen wohl noch hier und da ein, dann aber hörten auch sie auf. Sie trieben mehr, als daß sie segelten. Sie lagen im Windschatten. Die Bäume spiegelten sich in dem glasklaren Wasser. Die schwarzen

Uferfelsen ließen die See hier abgrundtief erscheinen. Chigo und der Junge halfen dem Boote vorwärts, indem sie mit den Bodenbrettern paddelten. Auch Sai nahm ein Brett und paddelte. Alle vier starrten sie voraus nach einem Zeichen von Soldaten. Sie sahen keines.

„Hier gibt es keinen Kommandanten“, meinte Sai.

„Siesta“, erwiderte der Padrone.

Das Boot bog langsam in den Carpinche-Fluß ein und auf das Dorf unter den turmhohen Bäumen zu. Der Wald ließ das Bild des Ortes düster erscheinen, obwohl helles Licht darauf lag. Vor ihnen an der Brücke war Giordanos Boot vertäut. Vielleicht schon seit Stunden. „Wäre ich doch bloß bei ihm geblieben“, dachte Sai, „ich könnte jetzt schon in Anselmo sein.“

Sie schoren an der Brücke längsseit und machten fest.

„Kein Kommandant hier, bei dem man sich melden könnte“, sagte Sai.

„Ach, der Kommandant“, antwortete der Padrone.

„Das da drüben war ein falscher Hund. Der hat ganz genau gewußt, daß es hier keinen Kommandanten gibt.“

„Gibt es denn hier wenigstens ein Wirtshaus, in dem ich ein Pferd bekommen kann?“

„Si, si. Im Dorf.“

„Nun, da Sie alle so freundlich zu mir gewesen sind“, sagte Sai, „und da Sie teils durch meine Schuld hierher haben fahren müssen, kommen Sie vielleicht alle mit in das Wirtshaus zu einem kleinen Imbiß.“

Sie nahmen die Einladung an. Sie folgten einer tief in roten Ton, der noch vor kurzem Schlamm gewesen war, eingegrabenen Wagen spur. Die erhöhten Bretterstege zu beiden Seiten der Wagengeleise waren ebenfalls erst

kürzlich weggespült worden, so daß sie jetzt rings umherlagen wie die Bahren auf einem Schlachtfelde. Das Dorf schien wie ausgestorben. Nur ein gelber Hund kam irgendwo hervorgestürzt und heulte sie an.

„Die Leute stehen hier sehr früh auf“, erklärte der Bestmann, „und machen daher sehr früh Siesta.“

In dem Wirtshaus lag ein halbes Duzend Männer, darunter auch Giordano, auf Bänken oder über den Tischen und schlief. Der Bootsbesitzer rief nach der Wirtin, hier sei ein Herr, der ein Pferd zu mieten wünsche.

„Leider“, antwortete die Wirtin, „leider sind alle Pferde mit den Männern zur Siesta. Vor morgen gibt es hier keine Pferde.“

„Was kann der Herr dann tun?“

„Wer weiß?“ sagte sie.

Einer der Schläfer am Tische wachte auf.

„Bei dem Haus am Kreuzweg sind Pferde“, sagte er. „Wenn er da mal nachfragt, kann er vielleicht ein Pferd kriegen.“

„Wie weit ist es bis zum Kreuzweg?“

„Vier Meilen.“

„Und hier in der Nähe gibt es keine Pferde?“

„Hier nicht. Sie sind alle heute morgen früh zur Siesta. Um fünf oder auch noch um sechs hätten Sie sich Pferde genug aussuchen können, aber jetzt sind keine mehr da.“

Es kam Hai so vor, als ob die Wirtin, wenn er nur ein paar Gläser mehr spendierte, entgegenkommender werden würde.

„Sagen Sie ihr, sie soll Wein bringen“, sagte Hai.

„Nach diesem Morgen habt ihr den besten Wein verdient.“

Die Wirtin war hoch erfreut, Wein ausschenken zu können, aber die Bestellung machte sie deswegen nicht entgegenkommender. Offenbar gab es wirklich keine Pferde.

„Ich muß also bis zu dem Kreuzweg laufen“, sagte Sai, „wenn Sie mir den Weg zeigen würden. Ich muß dort mein Glück versuchen.“

Auf seiner Uhr war es ein Viertel vor zwei, als er die Brücke überschritt, die zum Dorf hinausführte.

„Fast zehn Stunden“, dachte er, „seitdem Rosa mich geweckt hat.“

Sein Weg führte ihn hügelaufl in den Wald. „Nun aber mit dem besten Fuß voran“, ermunterte er sich selbst. „Kümmere dich weder um Hitze noch sonst etwas. Du hast es übernommen, Carlotta zu retten, und jede Minute ist kostbar.“

Sehr bald schon schlossen sich die Zweige über der Straße, so daß er in dem kühlen Zwielicht eines Tunnels marschierte. Einmal sah er einen Hasen auf dem Wege sitzen, mit erhobenen Vorderpfoten, als ob er betete, und vor ihm hatte sich eine Schlange aufgerichtet, pendelte leise hin und her und wollte gerade zustoßen. Sai warf mit Steinen nach der Schlange. Die duckte sich, wandte sich gegen ihn und hob den widerlichen Kopf. Mit ein paar weiteren Steinwürfen trieb er sie davon. Er ging zu dem Hasen, streichelte ihn und redete mit ihm. Das Fell stand gestäubt. Plötzlich fiel der Hase um, kam aber wieder zu sich und torkelte davon.

„Was für ein Esel mein Vater doch ist“, dachte Sai. „Er wußte, daß mir solche Dinge passieren können, dennoch sagte er, ich brauchte keinen Revolver. Ich brauche ihn zwanzigmal am Tage. Wenn ich einer schlafenden

Schlange begegne, sehe ich sie womöglich nicht eher, als bis ich oben drauftrete. Ich muß einen Stock haben.“

Unglücklicherweise gab es Zweige für Stöcke erst etwa zwölf Meter über dem Erdboden. Sai befand sich in einer Gegend, in der nichts anderes wuchs als fiederblättriges Dornestrüpp und riesenhafte Urwaldbäume, und befand sich in einer Einsamkeit, die ebensogut tausend Meilen von jeder menschlichen Siedlung hätte entfernt sein können. Er gab den Gedanken an einen Stock auf. Er ging eine halbe Stunde, ohne eine Seele zu erblicken. Die einzigen Lebewesen, die er außer den Fliegen sah, waren Hirsche, die wie Schatten unter den Bäumen sich bewegten, und, wenn irgendwo über ihm der Himmel durchkam, vor diesem Himmel Scharen bunter Vögel, die er für Papageien hielt. Nach einer Stunde erblickte er unter sich im Thal das Gligern von Wasser. Kurz darauf kam er an eine hölzerne Brücke, bei der mehrere Wege zusammenliefen. Oberhalb der Brücke hatte sich eine Furt oder eine Viehtränke befunden. Jetzt war es nur noch eine Ansammlung von feuchten Löchern in dem roten Schlamm, die von kleinen Schlangen wimmelten. Jenseits der Brücke lagen Häuser, eine Farm mit Ställen an den Seiten, alt und baufällig und aus Balken gebaut, die notwendig Farbe brauchten, dazu näher am Fluß zwei höchst brüchige Bretterbuden oder Hütten, die einmal geteert gewesen waren, jetzt aber nur noch eine Rostfarbe zeigten. Schmutziges Bettzeug hing aus den Fenstern dieser Hütten. Über der Tür der einen war ein Dachziegel angebracht, auf den einmal jemand mit dem Zeigefinger und mit Teerfarbe das Wort CAMAZ (das Schluß-S verkehrt herum) geschrieben hatte.

Links davon, ein ganzes Stück vom Flusse entfernt und auf der anderen Seite der Straße, lag ein sauberes, weißes, wohlhabend aussehendes Haus mit einem ziegelgedeckten Stall. Ein Kornfeld, rote Erde bestanden mit den grünen Büscheln von jungem Mais, zog sich hinter dem Hause hügelaufl. Ein hellhaariger blauäugiger Weißer war trotz der Mittagshize dabei, zwischen den Maispflanzen zu hacken. Er war ein Süddeutscher und sprach ein wenig Englisch. Er sagte, es sei feines Wetter und Hai möge Gott für dieses feine Wetter danken. Was allerdings ein Pferd beträfe, so sei sein Bruder mit den Pferden zur Fiesta, dagegen würde die alte Frau aus dem Hause gegenüber ihm vielleicht ihr Fohlen leihen.

Er war ein freundlicher hilfsbereiter junger Mann. Er ging mit Hai über die Straße hinüber zu jener alten schmutzigen Farm, in der alles zu schlafen schien. Nachdem sie beide geklopft und gerufen hatten, erschien nach einigen Minuten eine Negerin, die sich mit ihrem Rock den Schlaf aus den Augen rieb. Die Magd führte sie durch eine stinkende Dunkelheit in einen heißen Raum, vor dem die Fensterläden dicht geschlossen waren. Dort stieß sie mehrere Male Töne aus wie ein schreiender Raubvogel. Als irgend etwas zwischen einem Schnarchen und einem Gurgeln auf ihren Ruf geantwortet war, öffnete sie die nach der Südseite gehenden Fensterläden, so daß Hai wenigstens etwas erkennen konnte.

Er fand sich in der Nähe der Tür in einem kahlen Raume, dessen Fußboden nur aus festgetretener Erde bestand. Ein Tisch mit Fruchtabfällen darauf stand an

der einen Wand. An der Wand gegenüber dem Fenster stand wie ein Thron ein großer roter Backenstuhl, in dem eine ungeheuer fette und in ein schwarzes faltenreiches Gewand gekleidete Frau saß und nun, aus dem Schlafe geweckt, blinzelte. Sie wischte sich die Stirn mit dem Taschentuch, das sie während des Schlafens zum Schutze gegen die Fliegen über ihr Gesicht gedeckt hatte. Sai hatte sofort das Gefühl, daß sie in diesem Stuhle ihr ganzes Leben verbrachte. Auf ihrem Schoße lag ein Gebetbuch, dessen Lesezeichen an einem roten Band von ihren Knien herabbaumelte. Sie hörte sofort mit den gurgelnden Tönen auf. Sie war hellwach. Zwei scharfe und kalte, graue Augen blitzten aus ihrem großen blassen Gesicht und hatten jenes Glizern aus einem schmalen Spalt, das Sai sofort an eine Schlange denken ließ.

„Sie wollen ein Pferd haben?“ fragte sie in einem guten Englisch, aber mit einer fehligen Stimme, die halb ein Keuchert war.

„Sawohl, ich bitte darum, Senora.“

„Wohin wollen Sie mit dem Pferde?“

„Nach Anselmo.“

„Zu wem in Anselmo?“

„Zu den Elenas.“

„Wann bringen Sie es zurück?“

„Wie weit ist es?“

„Dreißig Kilometer, zwanzig Kilometer. Wann bringen Sie mein Pferd zurück?“

„Ich schicke es morgen zurück.“

„Schicken, wie?“

„Ja.“

„Warum bringen Sie es nicht selbst?“

„Es kann sein, daß ich nicht zurückkomme.“

„Wer wird es dann zurückbringen?“

„Einer von den Leuten der Elenas.“

„Welcher?“

„Das kann ich nicht sagen.“

„Was machen Sie hier?“ fragte sie nach einer Pause.

„Warum gehen Sie diesen Weg nach Anselmo? Wo kommen Sie her?“

„Aus Santa Barbara.“

„Auf welchem Wege?“

„Über Carpinche.“

„Kennen Sie den Weg nach Anselmo?“

„Nein. Aber ich werde ihn finden.“

„Wie werden Sie ihn finden?“

„Ich habe auch Sie gefunden, Senora.“

Sie saß da, starrte ihn an und fächelte sich mit ihrem Taschentuch das Gesicht, daß nicht mehr Ausdruck zeigte als ein großer unangeschnittener Schinken.

„Was wollen Sie in Anselmo?“

„Ich habe Geschäfte mit den Elenas.“

„Was für Geschäfte?“

„Pferde.“

„Warum kommen Sie dann diesen Weg, wenn Sie Geschäfte haben? Dies ist nicht der Weg. Warum reiten Sie nicht über die richtige Straße?“

Hai schwankte vor dieser Frage, dann antwortete er:

„Ich dachte, es ginge schneller, wenn man über die Bucht segelt und diesen Weg nimmt.“

„Wie lange sind Sie schon hier?“

„Drei oder vier Tage.“

„Pferde“, grunzte sie in einem Tone des Widerwillens. Sie fächelte sich und blickte über Hais Kopf hinweg gegen die Wand. Ihr Gesicht blieb ausdruckslos, aber ihr großer Unterkiefer bewegte sich ein wenig. Sie versuchte das Rätsel zu lösen, was wohl Hai hierherführen könnte. „Ich habe kein Pferd“, sagte sie schließlich.

Das war nicht allein eine Unfreundlichkeit, sondern zugleich eine Lüge. Hai glaubte, daß sie nur deswegen so antwortete, weil sie ärgerlich war, aus dem Schlafe geweckt worden zu sein, und weil sie sich nicht weiter stören lassen wollte.

„Ich habe ihm gesagt, vielleicht würden Sie ihm Ihr Fohlen leihen“, erklärte der Deutsche.

„Ich habe kein Pferd zu verleihen.“

„Nein, natürlich nicht, Senora“, sagte Hai. „Ich möchte es auch nicht geliehen haben. Ich möchte es mieten.“

„Was zahlen Sie?“

„Was fordern Sie für zwei Tage?“

„Was Sie zahlen wollen?“

„Was Sie für gewöhnlich bekommen.“

„Was zahlen Sie? Ich kann nicht Vermieter und Mieter zugleich sein.“

„Ich weiß nicht, wie derartige Dinge hierzulande bezahlt werden“, sagte Hai.

„Sagen Sie, was Sie geben wollen.“

Hai holte seine Pesetascheine und das Kleingeld hervor. Aber die Frau hatte lediglich eine wegwerfende Handbewegung dafür.

„Nun, wieviel denn?“ fragte Hai.

Ein großer hagerer Mann war schweigend in das Zimmer getreten und hatte sich mit dem Rücken gegen den Tisch vor Hai hingestellt. Er bohrte sich mit einem Stück Holz, auf dem er gekaut hatte, in den Zähnen herum. Er hatte fast keine Stirn. Haar und Augenbrauen gingen zottig ineinander über. Die Augen des Mannes waren pechschwarz. Sein Gesicht sah verhungert aus und hatte blasse, eingefallene Backen. Der Mund war wölfisch gierig, obwohl er sich über dem Zahnstocher zu einem Grinsen verzog. Die Zähne glitzerten. Sie sahen böse aus, waren spitz nach innen geneigt, etwa wie die Fangzähne einer Schlange. Seine Ohrringe blinkten jedesmal, wenn er auf dem Holz herumkaute. Es war überhaupt ein Glitzern und Blinken um den Mann, nicht nur von den Ohrringen und Zähnen, denn seine Weste war bis zum Hals hinauf mit etwa dreißig kleinen Silberfugeln geknöpft.

„Es ist nicht alles echt, was blinkt“, dachte Hai.
„Mein lieber Mann mit den weißen Zähnen, du siehst mir aus wie ein Wolf, der auch noch ein Grab wieder auffcharren würde.“

„Nun, was meinen Sie denn, was würde für ein Pferd und für zwei Tage angemessen sein?“ fragte Hai.

Die Frau fächelte sich einen Augenblick, dann sagte sie:

„Sie müssen verstehen, wir kennen Sie nicht. Sie mögen ein sehr vornehmer Herr sein, aber wir kennen Sie nicht. Mein Pferd ist mein alles, was ich besitze. Sie wollen nach Anselmo. Das sind fünfzig, vierzig Kilometer durch den Wald. Im Wald gibt es Pumas. Pumas fressen Pferde. Dann müssen Sie durch Furten. Es hat stark geregnet. Vielleicht lassen Sie

mein Pferd ertrinken. Außerdem wissen Sie nicht, worauf Sie zu achten haben. Sie lassen das Pferd von einer Schlange beißen, oder Sie verlieren den Weg. Aber selbst angenommen, Sie kommen nach Anselmo. Dann sagen Sie: ach, die alte Frau, die braucht ihr Pferd doch nicht, ich bin in Anselmo, was kümmert mich die? Wie soll ich wissen, daß Sie mir das Pferd wirklich zurückschicken?“

„Ich verspreche es Ihnen.“

„Versprechen! Sehen Sie, ich bin eine Frau. Ich glaube an keine Versprechungen, die mir irgendein Mann macht. Wenn ein Mann etwas will, verspricht er alles. Aber bezahlt er? Nicht. Ich glaube an nichts. Also versprechen Sie mir nichts, Albert. Es hört sich sehr nett an, aber es führt zu gar nichts.“

Hier mischte sich der Weißzähniqe mit der Frage ein:

„Saben Sie englische Pfunde?“

Hai hatte drei englische Pfunde. Er bot eines davon an, womit er in jener Zeit und in jenem Lande gut und gerne zwei Pferde mitsamt dem Geschirr hätte kaufen können. Nach einigem Hin- und Herfeilschen, bei dem auch der Weißzähniqe mittat, erklärte sich die Frau damit einverstanden, Hai ein gesatteltes Pferd für zwei Tage gegen das englische Pfund sowie das ganze Kleingeld, das er bei sich hatte, zu leihen. Es wurde allerdings vereinbart, daß dieses Kleingeld im Betrage von siebzehn Santa-Barbara-Peseten dem Manne, der das Pferd zurückbringen würde, wiedererstattet werden sollte. Hai wußte, daß sie ein ziemlich übles Gauner-geschäft mit ihm trieben, aber in diesem Augenblick gab es für ihn nichts Dringlicheres als ein Pferd zu

bekommen und wieder unterwegs zu sein. Dennoch aber mußte er so viel, daß er zunächst einmal das Pferd zu sehen verlangte, ehe er bezahlte.

Der Weißzähnlige führte ihn hinaus auf den Hof hinter dem Hause und behauptete, daß es ein sehr hübsches Pferd sei, ein Pferd für einen König oder eine Königin, unermüdblich und verträglich und so fabelhaft gebaut. Sai hatte schon in England bei seinem Vater zugehört, wenn Pferde verkauft wurden. Er wartete daher, bis sie in den Stall kamen, in dem zwei Pferde standen. Das eine in der Nähe der Tür war eine hübsche, dunkelbraune Stute, die selbst auf den ersten Blick irgendwie zu gut für solch einen Stall erschien.

„Ist dies das Pferd?“ fragte Sai.

„Nein“, sagte der Weißzähnlige, „das andere.“

Das andere war ein fahlfarbenedes Pony, das gerade dabei war, die Oberkante der Scheidewand zwischen den beiden Ständen zu benagen. Es hatte seinen häßlichen dicken Kopf so zur Seite gedreht, daß es mit den krummen gelben Zähnen die Holzsplitter losbrechen konnte. Es war zottig und schmutzig, war im Regen draußen gewesen und hatte sich offenbar in einer Schweinesuhle herumgewälzt. Dicke Lehmkrusten, die in seinem Fell klebten, blättern von ihm herunter. Es war weder beschlagen, noch waren die Hufe beschnitten, die nach vorne lange gespaltene Hornauswüchse trugen. Es sah aus, als hätte es Pantoffeln an. Dazu umkleidete die Beine eine Art von Gamaschen aus hartgewordenem roten Schlamm. Sein Kopf war grob und schlecht aufgesetzt. „Schlappohren und eine Rammsnase“, dachte Sai. „Wert: sechs Schilling und 'n Schnaps.“

„Das ist noch ein Pferd, wie?!“ sagte der Weißzähnlige.

„Dem Buche nach bist du ein Pferd“, zitierte Sai für sich aus dem „Macbeth“. Laut sagte er: „Das Biest ist unmöglich.“

„Das ist ein prächtiges Pferd“, beteuerte der Weißzähnlige. „Unermüdlieh. Nicht kaputt zu kriegen. Letzt hin waren mal Soldaten hier. Die sagten: nur zu klein, wir dürfen nicht so kleine Pferde haben, aber das ist das richtige Soldatenpferd, das hat Knochen im Leib.“

„Knochen! Guter Gott“, sagte Sai, „der hat nicht mehr Knochen als ein Hering. In meinem ganzen Leben habe ich noch keinen solchen Gaul gesehen. Geben Sie mir das andere, die Stute.“

„Nein, nein“, sagte der Weißzähnlige, „das ist hier nur bis nach der Fiesta untergestellt. Dann kommt der Besitzer wieder und reitet nach Hause. Jede Minute kann er hier sein.“

„Jede Minute?“ sagte Sai. „Dann warte ich solange.“

„Nein, nicht jede Minute. Ich habe mich versprochen. Das gelbe Pferd können Sie kriegen. Es geht wie der Teufel.“

„Mit den Hufen?“

„Das mit den Hufen will ich Ihnen erklären. Wenn es regnet, ist es glitschig. Mit diesen Hufen aber kann ihm nie was passieren. Bei jedem Dreck, auf jedem Knüppelweg: der steht fest.“

„Darauf will ich wetten, daß der feststeht“, sagte Sai. „Gibt es hier kein andres Pferd?“

„Nirgends. Kein Pferd. Außer der Stute. Aber der Mann, dem die Stute gehört, ist ein sehr eigener Mann. Der läßt keinen auf der Stute reiten.“

„Na, also“, meinte Hai, „dann muß ich das Pony nehmen. Zeigen Sie mir Sattel und Zaumzeug.“

Die alte Frau kam in den Stall gehumpelt. Der Deutsche war wieder an seine Arbeit gegangen.

„Ich möchte gerne mal Ihr Geld sehen“, sagte die Alte. „Ich kenne Sie nicht. Darum zeigen Sie mal her.“

Hai zahlte das Geld aus. Mutter und Sohn (wenn das, wie er annahm, das Verhältnis zwischen den beiden war) beobachteten ihn dabei mit Augen, die vor Gier brannten. Um die Güte zu prüfen, biß die Alte auf das Pfundstück, als wolle sie es verschlingen.

„Haben Sie Waffen bei sich gegen Räuber?“ fragte die Alte.

„Allerdings“, sagte Hai.

Im gleichen Augenblick jedoch wurde ihm unbehaglich zumute, ob das Paar, nun es das Geld hatte, nicht von dem Handel wieder zurücktreten und ihm das Pferd verweigern würde. Aber der Weißzähnlige sattelte und zäumte das Pony und führte es hinaus. Hai sah, daß es außerdem noch bissig war.

„Ich borge mir auch noch Ihren Stock“, sagte er und nahm einen Krückstock, der gegen die Mauer lehnte. „Ihr Gaul ist mir ein bißchen zu fix mit den Zähnen.“

„Wo haben Sie Ihren Revolver?“ fragte die Alte.

„In der Tasche, jederzeit zur Hand“, sagte Hai. Er sah, wie sie ein scharfes Auge auf seine Tasche hielt, während er aufsaß. „Und wo geht nun der Weg nach Anselmo?“

Sie wehte mit der Hand herum nach Westen und wies auf den Weg, der hinter dem Hause des Deutschen herumführte.

„Geradeaus“, sagte sie, „dann durch die Furt und aus dem Walde heraus.“

„Danke. Und wie weit ist es?“

„Siebzig, sechzig Kilometer.“

„Hören Sie, Senora, das kann doch nicht sein. Vorhin haben Sie gesagt, es seien nur zwanzig.“

„Quien sabe?“

Der Weißzähnlige ging über den Hof und öffnete das Tor.

„Adios, Senora“, verabschiedete sich Sai und ritt an. Es war siebenundzwanzig Minuten vor vier. Aber er hatte das Gefühl, als ob er jetzt endlich auf dem richtigen Wege sei. Etwas wie ein Grinsen ging über das Gesicht der Senora. Das Pferd mit den Pantoffelhufen klapperte langsam die Auffahrt zur Straße hinunter. Sai sah, wie der Deutsche, auf die Hacke gelehnt, sein Herankommen beobachtete.

VIII.

Der Deutsche kam langsam auf ihn zu und winkte mit dem linken Arm nach links.

„Dort geht der Weg nach Anselmo“, rief er. „Aber nehmen Sie sich bei der Furt in acht.“

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir geholfen haben“, sagte Sai.

„Gern geschehen.“

Der Deutsche wandte sich an seine Arbeit zurück und hatte weiter. Sai machte sich auf den Weg. Später, als er die Siedlung aus den Augen verloren hatte, als er nun wirklich und endlich auf dem Ritte nach Anselmo war, fielen ihm die warnenden Worte des Deutschen wieder ein: „Nehmen Sie sich bei der Furt in acht.“

„An den Flußübergängen trifft man oft auf Wege-
lagerer“, hatte auch sein Vater gesagt, „oder traf sie
wenigstens zu meiner Zeit. Das ist heute hoffentlich
anders geworden.“

„Ich möchte doch wissen, was der Deutsche damit
gemeint hat“, überlegte Sai. „Vielleicht daß mir der
weißzähne Teufel einen Streich spielen könnte? Aber
wahrscheinlich hat er nur damit sagen wollen, daß die
Flüsse vom Regen angeschwollen sind. Das wäre
gemein, wenn ich dadurch aufgehalten werden sollte.“

Dann fiel ihm erneut die Frage ein, wie weit es wohl
bis Anselmo sein könne. „Zwölf oder fünfzehn Meilen“,
schätzte er. „Dann würde ich um fünf oder halb sechs
da sein. Ich werde es schaffen.“

Er trieb sein Pferd mit Stockhieben voran. Er trabte
durch die Einsamkeit einer Felsenwildnis, die dicht mit
niedrigem Dornestrüpp und Feigendisteln bestanden
war. Die Seltsamkeit dieser Landschaft, die Bläue des
Himmels, an dem die Adler beutelauernd kreisten, und
das Glück dieses Abenteurers machten für einige Meilen
seinen Ritt zu einem Traum des Entzückens, bis dann
zu beiden Seiten die Felsen näher zusammenrückten und
er durch eine Art von Schlucht hindurchritt, in der das
Klatschen der Hufe einen unangenehm lauten Widerhall
gab. Das Abstoßende im Bilde dieser neuen Landschaft

wurde nur noch erhöht durch dichte Polster einer Rakteenart, die gleich blutigen Quallen oder totgequetschten Schlangen über den Weg hinwegquoll. Schwärme von Fliegen saßen auf dem klebrigen Saft der Pflanzen und ließen sie wie verfault aussehen. Überall in den Pfützen lagen Schlangen. Das lärmende Echo der Huftritte wurde lauter und lauter. Hai blickte sich um und sah, daß ein Mann auf einem Pferde hinter ihm herritt.

Der Mann hatte sich auf seinem Sattel niedergebeugt und den Sombrero tief in die Augen gedrückt. Er sah aus wie der Weißzähnlige und sein Pferd wie die kastanienbraune Stute, die Hai in dem Stall gesehen hatte.

„Er ist es bestimmt“, sagte sich Hai, „und ich will wetten, er hat nichts Gutes im Schilde.“

Als der Mann merkte, daß er gesehen worden war, richtete er sich auf und rief Hai zu, er möge anhalten. Es war der Weißzähnlige.

„Warum soll ich anhalten“, dachte Hai. „Wegen so einem Schwein schon gar nicht. Er kann mich ja einholen und fagen, was er will.“

Da er sah, daß der Weißzähnlige kein Gewehr bei sich hatte, ritt er weiter, obwohl der Mann immer wieder etwas von Anhalten und Umkehren rief, worauf Hai jedesmal antwortete „Si“ oder „Bueno“ oder „Das könnte dir so passen“. Der Weißzähnlige trieb sein Pferd hinter Hais Pony, schrie „Engländer, umkehren!“ und zeigte nach rückwärts.

„Ich kehre nicht um“, sagte Hai.

„Dann geben Sie das Pferd zurück“, schrie der Weißzähnlige.

„Ich denke nicht daran“, sagte Hai. „Warum wohl?“

Sie ritten jetzt in raschem Galopp Seite an Seite, denn beide Pferde waren offenbar der Meinung, es ginge hier um ein Wettrennen.

„Umkehren!“ schrie der Mann, zeigte nach rückwärts und schüttelte den Kopf.

„Recht so, alter Freund“, sagte Hai. Er kehrte nicht um und dachte auch nicht daran umzukehren. Er ritt weiter und hielt dabei den Weg und jede Bewegung genau im Auge. Er schob den Stock in die Zügelhand, als ob er die Rechte freibehalten wollte.

„Geben Sie das Pferd her!“ schrie der Weißzähnlige wieder. „Ihr Geld ist schlecht. Schlechtes englisches Geld.“ Er schauspielerte dabei mit wilden Gebärden, als ob er ein Geldstück durchbisse und als ob ihm davon übel würde. „Sie müssen mit zurückkommen oder gutes Geld zahlen!“

„Schwindel!“

„Ihr Geld ist schlecht!“

„Das Geld war gut“, sagte Hai.

„Mehr Geld zahlen! Noch ein Pfund!“

„Nicht einen roten Cent mehr!“

Der Weißzähnlige schoß plötzlich voran, bückte sich und griff nach Hais Zügel. Das gelbe Pferd scheute zurück. Der Mann griff vorbei und wäre beinahe gestürzt. Auch Hai wurde beinahe abgeworfen. Aber er saß zuerst wieder fest im Sattel. Er griff mit der Hand in die Tasche und drückte das Messer, das er darin stecken hatte, von innen gegen den Stoff, so als ob er die Mündung eines Revolvers auf den Weißzähnligen richtete. Er hatte irgendwo einmal von einem Manne gelesen, der durch die Tasche schoß. Er rief: „Nimm

dich in acht, alter Freund! Ich schieße! Cuidado!" Er wußte nicht, was Cuidado hieß, aber er hatte einmal den Dritten Offizier auf der „Recalde" dieses Wort als Warnung gebrauchen hören. Er sah, wie der Weißzähniqe ein fußlanges Messer mit einer doppelten Schneide und einer Speerspiße herausriß.

Sie sahen sich, nur wenige Fuß voneinander entfernt, in die Augen. Hai machte es Spaß, denn der Weißzähniqe griff nicht an.

„Sie bezahlen mir noch ein Pfund!" sagte der Mann. Srgend etwas war an ihm, das auf einen plötzlichen Vorstoß schließen ließ.

„Scheren Sie sich weg!" sagte Hai. „Los! Scheren Sie sich auf der Stelle weg! Zurück, wo Sie hingehören!"

„Sie haben schlechtes Geld gegeben", sagte der Weißzähniqe und seine Stimme winselte. Hai drehte auf ihn zu. Der andere wich zur Seite.

„Scher dich weg!"

Der Weißzähniqe kehrte um und hielt, irgendwie unsicher, etwa zehn Meter entfernt wieder an. Als Hai auf ihn zuritt, vergrößerte er rasch den Abstand auf fünfzig oder sechzig Meter. Als Hai ihm auch da langsam folgte, zog er sich noch weiter zurück.

„Da bleibst du, wo du bist! Versuch nicht und reite hinter mir her!" rief Hai. Er schlug auf die Tasche und fügte hinzu: „Hier, das blüht dir, wenn du mir dumm kommen solltest, mein Sohn!"

Er beobachtete den Weißzähniqen etwa eine halbe Minute. Dann, als der andere offenbar zu keinem neuen Streich aufgelegt schien, machte Hai sich wieder auf

seinen Weg durch den Busch. Jedesmal, wenn er sich umdrehte, sah er, daß der Weißzähniige ihm folgte. Jedesmal wenn er anhielt, blieb auch der andere stehen. Wenn er ein Stück zurückritt, ritt auch der Weißzähniige zurück. Wenn er weiterritt, folgte ihm auch der Weißzähniige weiter.

„Ich bin ihn noch keineswegs los“, sagte sich Hai. „Er kennt offenbar da vorne eine Stelle, wo er mich fassen kann.“

Nach einiger Zeit bog rechts ein Weg ab. Als Hai sich umdrehte, sah er, daß der Weißzähniige rasch in diesen Weg hineinritt.

„Er will mich abfangen“, dachte Hai. „Wenn ich wenigstens einen ordentlichen Knüppel bei mir hätte.“

Aber in diesem Buschland gab es keinen Knüppel zu finden. Hai ritt weiter. Das Gelände senkte sich. Er kam in einen Wald, der noch dunkler war als der frühere und in dem nichts anderes zu hören war als ein dumpfes Brausen oder ständiges Trommeln wie von lärmendem Wasser irgendwo vor ihm. „Das ist die Furt“, sagte sich Hai, „und der Fluß ist vom Regen angeschwollen. Je länger ich darüber nachdenke, desto weniger will es mir gefallen.“

Plötzlich lichtetete sich der Wald. Hai ritt hinaus auf einen glitschig-nassen roterdigen Abhang, an dessen Fuß ein Wildfluß, blutrot und bis an die Ufer geschwollen, dahinschoß. Wegspuren führten an einer Stelle zusammen, wo einmal die Furt gewesen war, aber das Wasser jagte über die flachen Steine hinweg, daß es schauerlich anzusehen war. Kurz unterhalb der Furt stürzte das Wasser in Stromschnellen hinab, und ober-

halb der Furt, dort wo die Wegspuren aus dem Morast herauskamen, saßen der Weißzähnlige und ein Kumpan auf ihren Pferden und erwarteten ihn. Der Weißzähnlige hatte sein Messer und der Kumpan einen Revolver in der Hand. „Da hätten wir die Geschichte“, sagte sich Sai.

Sie machten ihm Zeichen, er solle herankommen. Sai hatte keine Zeit, noch lange zu überlegen. Er handelte nach einem augenblicklichen Einfall. Er schlug auf sein Pferd ein und trieb es in einer Fahrt den Abhang zum Flusse hinunter, daß er niemals, auch wenn er es selbst gewollt, hätte anhalten können. Dabei brüllte er. Das Pferd überschlug sich die Böschung hinunter. Der Weißzähnlige hieb nach ihm. Der andere schoß. Plötzlich ging in einer aufleuchtenden Woge das Wasser über ihn hinweg. Die Strömung riß ihn mit sich fort. Beim ersten Aufprall hatte er das Pferd verloren und wäre fast an dem trüben Wasser, das er geschluckt hatte, erstickt. Er tauchte wieder auf, rang einen Atemzug nach Luft, sah das gelbe Fohlen, sah die Ufer an sich vorbeijagen, sah den Weißzähnligen auf einem hockenden Pferde die Schlingen eines Lassos wirbeln, dann stürzte er Hals über Kopf in einen brüllenden Abgrund, in dem es ihn herumstieß und nicht zu Atem kommen ließ. Er hatte das Gefühl, als sei er sämtliche Treppen der Erde heruntergestürzt und als wolle das Stürzen und Stoßen ein Leben lang bis in alle Ewigkeit andauern. Wenige Sekunden später, als er die Augen wieder offen bekam, fand er sich in einem runden, schlammigen, kochenden Kolk, in dem Äste, Buschwerk, Bäume und ertrunkene Tiere zwischen riesigen roten Gischtblasen herumwirbelten und mahlten.

Halb schwimmend bahnte er sich da heraus seinen Weg zu einem Steilufer, von dem wassertriefendes Pflanzengeranke herabhing. Er ließ sich auf die Füße nieder, fühlte Felsen unter sich und stand. Er griff nach den Ranken, watete auf das Ufer zu und glaubte sich plötzlich einer Ohnmacht nahe. Er klammerte sich an den Ranken fest und sah, daß sie noch nicht das Ufer selbst, sondern eine Art Vorhang waren, hinter dem sich eine Höhlung öffnete, in die Sonnenlicht fiel. Er kroch dort hinein, legte sich auf einen vom Wasser glattgeschliffenen Stein, schloß die Augen und wünschte nur, daß die Erde aufhören möge sich zu drehen.

Nachdem er einige Minuten so gelegen hatte, hörte er Stimmen. Zwischen den Schlingpflanzen hindurch sah er auf dem anderen Ufer des Flusses den Weißzahnigen und dessen Genossen, die wohl nach seiner Leiche suchten. Dann sah er, wie sie sich auf den Ufersand niederlegten, um unter den Schlingpflanzen, die ihn verbargen, hindurchzusehen. Sie gingen ein Stück flufauf, dann flufab, kamen wieder, zeigten und schwatzten und erklärten einander ihre Ansichten über den Rolk. Sai vermochte zu erkennen, was jeder meinte. Der Weißzahnige glaubte, daß die Leiche unter das Ufer gespült sei. Der Kumpan glaubte, daß die Leiche sich im Rolk unter Wasser festgeklemmt habe. So standen sie eine volle Viertelstunde und beobachteten das Wasser. Plötzlich sah Sai sie sich gegenseitig auf etwas aufmerksam machen. Die Leiche des gelben Fohlens, die sich in den Stromschnellen hinter einem Baumstamm festgehakt hatte, kam jetzt heruntergestürzt. Der Strom trieb sie auf die andere Seite hinüber. Sai sah, wie die

beiden nun auch auf den Reiter warteten, aber der Reiter kam nicht. Nach einigem weiteren Suchen und Beraten schienen die beiden übereingekommen zu sein, daß sie später, wenn das Wasser gefallen war, wieder zurückkehren würden. Sie saßen auf, blickten vom Sattel aus noch einmal über den Fluß hin und ritten dann langsam davon, nicht ohne sich noch mehr als einmal umgesehen zu haben.

„Die bleiben nicht lange aus“, sagte Sai zu sich selbst. „Die kommen bald wieder, aber jeder für sich, weil jeder hofft, dem anderen die Beute abjagen zu können.“

Sowie sie im Walde verschwunden waren, kam Sai aus seinem Versteck heraus. Er kroch zwischen den glitschigen Felsen herum und fand dann einen Weg aus dem Flußbett heraus auf trockenes Land. Er sah die Leiche des gelben Fohlens vor einem Felsen mitten in der Strömung liegen, und die Gewalt und die Wildheit der trüben Wasserfälle, über die er heruntergestürzt war, ließen ihn nur den Kopf darüber schütteln, das nicht auch er jetzt dort unten neben dem Pferde hing. Er ging weiter vom Flusse fort in den Busch hinein, bis er in der Höhlung eines Felsens eine Wasserlache fand. Hier zog er sich aus, wusch sich, trocknete die Kleider in der Sonnenhitze und machte einen Überschlag über seine Lage. Seine Nase war geschwollen und schmerzte. Er war am ganzen Körper wie zerschlagen und hatte das Gefühl, daß er am folgenden Morgen völlig steif sein würde. „Aber das hat nichts auf sich“, dachte er, „ich muß dankbar sein, daß ich überhaupt noch lebe.“ Sein Pferd und sein Hut waren verloren. Seine Uhr war um sieben Minuten vor fünf stehengeblieben. Sein Geld

war noch da. Zwischen den Münzen fand er zwei zusammengeknüllte Zehn-Peseten-Scheine, die er ganz vergessen hatte. Er trocknete sie sehr sorgfältig. Er hatte noch eine Briefftasche, ein Messer, zwei Taschentücher, eine Schachtel mit Streichhölzern, die er einzeln trocknete, eine Taschenschere, etwas Bindfaden, zwei Bleistifte und ein kleines, schildförmiges Medaillon, das Kampfer enthielt. Seine Schwester Bell hatte es ihm einmal zu Weihnachten geschenkt, und seitdem hatte er es stets bei sich getragen.

Seine Kleider sahen aus, als ob sie in Blut getaucht worden wären, aber sie trockneten in der Sonne und auf dem heißen Stein sehr rasch. Aus seinem einen Taschentuch machte er sich eine Sonnentappe. Sein Schlips, der schwarz mit grünen Tupfen gewesen war, hatte auf den Kragen abgefärbt. Der Schlips selbst sah aus wie eine übergefahrene Schlange. Sai sagte sich, daß er ohne Kragen und Schlips weit weniger vagabundenmäßig aussehen würde als mit diesen beiden Dingen, also ließ er sie unter einem Strauch zurück. „Aber jetzt muß ich weiter und so rasch als möglich nach Anselmo. Es können höchstens noch acht Meilen sein.“

Je weiter er sich vom Fluß entfernte, desto wüstenartiger und härter wurde der Boden. Wo die Steine Platz ließen, wuchs Buschgestrüpp, Mezquite, Kakteen und Feigendisteln. Er fand den Weg nach Anselmo wieder und schritt rüstig voran, bis er hinaus in die graugrüne Weite der Savanne kam. Er hatte seinen Vater oft von der barbaranischen Landschaft erzählen hören. Jetzt sah er sie in ihrer ganzen Weite: zu seiner Linken, ganz nahe, die Berge, der steil aufragende

Monte Gaspar, hoch über einer welligen Ebene, auf der nichts als der Wind Herr war. Weit hinten zu seiner Rechten lag die Stadt Santa Barbara, nur ein trüber Schmutzleck an dem weißen Himmel. Vor ihm dehnte sich die Unendlichkeit der Savanne, auf der Stunden und Stunden weit das Gras wogte. Links auf den Vorbergen stand dunkel der Urwald. Aber wer hatte ein Auge für diese Dunkelheit, wo ringsum alles in Licht gebadet lag. Gerade vor ihm, wie weit entfernt vermochte er nicht zu sagen, lag in dem klaren Licht, das ihn schon oft getäuscht hatte, ein runder Hügel und darüber auf ragte ein Turm. In dieser Klarheit schien es nicht weiter als eine Meile zu sein. Der Turm war viereckig und schlank. Auf einer seiner Ecken stand die Figur eines Engels, der eine Fahne in der Hand hielt.

„Das ist es“, sagte Hai. „Dort liegt es. Das ist der Kirchturm von Anselmo. Das Dorf muß hinter dem Hügel liegen. In einer halben Stunde bin ich bei den Elenas. Kopf hoch jetzt, und vorwärts zur letzten Runde.“

Er fühlte sich durch den Anblick seines Zieles so aufgemuntert, daß er zu laufen begann. Kurz darauf bekam er die große Südstraße von Santa Barbara nach Meruel in Sicht, die ihm bisher durch Buschgestrüpp verborgen gewesen war. Sie zog sich quer zu seinem Weg und etwa eine halbe Meile vor ihm durch einen Waldstreifen hin. Auf der Straße kamen von der Stadt her vier Wagen, jeder mit acht Ochsen bespannt, auf diesen Wald zugefahren. Hai sah den langsamen, wiegenden Trott der Ochsen und hörte die Schreie der schwarzen Fuhrleute. Sie hatten schwere Fracht. Die

Peitschen knallten wie Gewehrschüsse. Die sanften Tenorstimmen der Schwarzen beschworen die Ochsen im Namen unzähliger Heiligen, sie sollten ziehen. Sai sah einen Wagen nach dem anderen in dem Waldstreifen verschwinden, aber beim Weiterschreiten sah er keinen von ihnen wieder daraus hervorkommen. „Sie können doch um diese Zeit keine Siesta mehr machen“, dachte Sai. „Sie werden also wohl schon ihr Lager aufgeschlagen haben.“

Sai ging auf das kleine Gehölz zu und wartete immer noch, wie man es so in müßigen Augenblicken tut, darauf, daß die Ochsen auf der anderen Seite wieder auftauchen sollten. Doch sie kamen nicht. Bis ihm plötzlich einfiel: „Nun weiß ich, wie es ist. In dem Gehölz zweigt die Straße nach Anselmo ab. Dort sind sie eingebogen und bleiben daher durch den Wald für mich verdeckt. Doch das kann wiederum auch nicht sein, denn sie singen nicht mehr und knallen auch nicht mehr mit den Peitschen. Sie haben also wohl für einen Maté oder Zigarette angehalten.“

Bis zu dem Wäldchen gebrauchte er doch länger, als er angenommen hatte. Als er bereits dicht vor dem Waldrand war, hörte er plötzlich von drinnen einen wilden Schmerzschrei und dann Männergelächter.

„Was bedeutet das?“ dachte er.

Er sprang über einen Wassergraben und brach durch das Unterholz. Er hörte Stimmen und Pferde und roch Holzrauch und Tabak. Dann trat er in das Freie und vor ein seltsames Bild.

Seit dreihundert Jahren hatten Fuhrleute und Reiter diese Straße benutzt, waren in das Wäldchen ein-

gebogen und hatten hier gelagert oder Siesta gehalten. Zu beiden Seiten der Straße war eine große Fläche abgeweidet und von Füßen festgetreten. Der nackte Erdboden war schwarz von den Überresten einstiger Lagerfeuer. Auf der Straße, inmitten dieser kahlen und festgetretenen Fläche, standen die vier Ochsen Gespanne mit schüttelnden und hängenden Köpfen vor ihren Wagen. Sie waren umstellt von etwa fünfzig Pituba-Lanzengreitern, die dort gelagert und an kleinen Schilffeuern ihren Maté gekocht hatten, als die Wagen auf sie gestoßen waren. Nun hielten die Reiter die Fuhrleute unter Bewachung und ein Hauptmann fragte sie einzeln aus.

Hai erkannte den Hauptmann sofort. Es war der untersetzte, wütige, dickköpfige Mann, der ihm in La Boca verboten hatte, zu landen. Seine gelben Augen waren wieder blutunterlaufen vor Wut. Er brüllte auf einen der Fuhrleute los, der vielleicht eine vorschnelle oder ungeschickte Antwort gegeben hatte. Danach gab er einigen seiner Leute einen Befehl. Die warfen den Fuhrmann zu Boden und drückten ihm den Kopf zwischen die Knie. Dann preßten ihm zwei Indianer ein Stück Holz quer über den Nacken und banden es mit Lederstreifen fest. Hai wußte sofort: sie machten aus dem Manne eine „brütende Henne“. Sein Vater hatte ihm von dieser Folterart erzählt. Aber bevor der Befehl zum völligen Erdrosseln des Opfers gegeben wurde, blickte der Offizier auf und erkannte Hai.

„Ah“, sagte er, „der Ingles aus La Boca. Der Ingles, der den Mund nicht halten konnte.“

„Si“, sagte Hai.

„Dann sind Sie also nicht in Carpinche an Land gegangen, wie ich befohlen habe?“

„Doch, das bin ich.“

„So?!“ sagte der Offizier. „Und was tut der Mr. Ingles hier auf der Straße nach Meruel, nachdem ihm gesagt worden ist, er solle in Carpinche bleiben?“

„Ich bin auf dem Wege nach Anselmo.“

„Nach Anselmo? Und wo ist Ihre Erlaubnis, nach Anselmo gehen zu dürfen?“

„Ich brauche keinen Erlaubnisschein. Ich bin Engländer.“

„So? Er braucht keine Erlaubnis. Er ist ein Ingles. Zu wem will der Ingles nach Anselmo?“

„Ich will zu niemandem. Ich möchte mir den Engel dort auf dem Turme ansehen.“

„Ah, den Engel auf dem Turme ansehen? Ein frommer Ingles. Sie werden mitkommen nach Ribote, wo wir Ihren Turmengel einmal etwas näher untersuchen werden. Sie sind verhaftet.“

„Ich bin Engländer“, sagte Hai. „Ich habe keines Ihrer Landesgesetze übertreten. Ich würde Ihnen raten, mich lieber gehen zu lassen.“

„Ich habe zu entscheiden, ob Sie gehen können und ob Sie die Landesgesetze übertreten haben oder nicht“, sagte der Offizier. „Sie gehen ohne Erlaubnis einen verbotenen Weg. Sie kommen mit nach Ribote.“

„Aber ich kann nachweisen, daß ich nichts Widerrechtliches begangen habe.“

„Wenn Sie das nachweisen können, dann können Sie es auch in Ribote nachweisen“, entgegnete der Offizier. „Aber nach Ribote kommen Sie auf jeden Fall.“

Er drehte Hai den Rücken und ließ ihn unter der Aufsicht zweier Soldaten, während er selbst davon-
schlenderte, um seinen Maté zu trinken. Danach befahl er, Hai solle sich auf eines der Ersatzpferde setzen, und als die Abteilung angetreten war, Hai in ihrer Mitte, ritten sie in raschem Trab die Straße weiter nach Süden. Es war, nach Hais Schätzung, etwa halb sechs, als sie aufbrachen. Die Berge streckten ihre Schatten gleich Händen über die Ebene. Hai blickte zurück und sah den Engel auf dem Turme von Anselmo kleiner und kleiner werden. „Wir sind jetzt Meilen von Anselmo entfernt“, sagte sich Hai, „es wird Mitternacht werden, bis ich dorthin zurückkomme.“ Um sich selbst hatte er keine Angst. „Die wagen es schon nicht, mir wirklich etwas zu tun“, dachte er. Aber die Verzögerung seiner Botschaft bedrückte ihn schwer. „Der ganze Tag ist vergangen“, dachte er, „und ich bin noch nicht einmal richtig unterwegs, und diese Biester werden mich womöglich für eine Woche einsperren.“

Er ritt, soweit er es sagen konnte, nach Süden oder ein wenig nach Südosten. Sie ritten in das Dunkel hinein. Hinter ihnen flammte der Himmel, und im Westen stand der junge Mond über der Ebene. „Wir sind zehn oder fünfzehn Meilen von Anselmo“, dachte Hai, „nichts näher, als ich es auch von Santa Barbara aus war.“

Etwa gegen sieben oder noch später sah er vor sich eine Kette von Lichtern, die sich einen Hügel hinaufzog. Sie kamen in eine kleine Stadt am Abhang eines Berges, der von einer Gruppe Fichten gekrönt war. „Das ist Ribote“, dachte Hai. Die Stadt hatte, obwohl sie zumeist aus Holzhäusern bestand, elektrisches Licht.

Gleich am Eingang der Stadt lag hinter einem schweren Gitter ein Gutshaus. Die Soldaten ritten daran vorbei und den Hügel hinauf vor ein mächtiges Steingebäude, das halb nach Wirtshaus und halb nach einem griechischen Tempel ausah. Da es einen Flaggenmast und davor zwei kleine Kanonen zeigte, hielt Hai es für das Stadthaus. Die Abtheilung hielt. Der Offizier mit etwa einem Duzend seiner Leute stieg ab. Sie zogen ihre Revolver und drangen in das Haus. Etwa dreißig Sekunden später kam von drinnen ein Schrei. Schüsse wurden gefeuert. Wenige Minuten später wurden drei Männer, offenbar bessere Bürger, herausgeführt. Als der Offizier wieder in das Freie trat, fiel sein Blick auf Hai, den er vergessen zu haben schien.

„Da ist dieser Ingles ja schon wieder“, sagte er. „Sie sollen sich von Ihrem Ritt ausruhen.“

Er sagte etwas zu einem Einheimischen in einer zerfesten blauen Uniform, der wie der Hausmeister oder der Portier des Gebäudes ausah.

„Sawohl, so ist es“, sagte er dann. „Sie werden sich ausruhen und werden eine Zeitlang über den Turmangel und über andere Dinge nachdenken. Die Hände werde ich Ihnen freilassen, damit Sie sich Ihre Läufe absuchen können. Im übrigen werden Sie dort, wo Sie jetzt hinkommen, bereits einen Bruder Ingles vorfinden.“

Hai begriff, daß man ihn in das Gefängnis sperren wollte.

„Herr“, sagte er, „würden Sie mich gefälligst gehen lassen? Ich bin kein Bürger dieses Staates.“

„Herr, wir werden ihn gefälligst gehen lassen“, machte ihn der Offizier nach. „Er ist kein Bürger dieses Staates.“

Der Mann in den blauen Fesen ging voran in das Haus. Der Offizier befahl den Indianern, Hai hinter ihm herzuführen. Hai wurde durch eine Vorhalle in einen Korridor gestoßen, dann über einen gepflasterten Hof bis vor ein flaches Gebäude oder einen Schuppen, wo der Zerfetzte eine Tür aufschloß. Hai wurde durch die geöffnete Tür hineingeworfen, taumelte ein paar Stufen hinunter, stolperte über einen Körper, der grunzte, stolperte weiter und trat auf einen zweiten Körper, der sich aufrichtete, auf Englisch fluchte und sich wieder fallen ließ.

Die Tür klappte zu. Der Schlüssel drehte sich im Schloß und wurde abgezogen; die Schritte des Gefängniswärters entfernten sich über den Hof. Eine zweite Tür fiel hinter ihm zu. Hai war es, als sei er für alle Ewigkeit und unabwendbar eingeschlossen. Er entschuldigte sich bei den beiden Liegenden, auf die er getreten war, bekam aber keine andere Antwort als ein betrunkenes Lallen.

„Ich bin gefangen“, sagte sich Hai, „in einem Gefängnis eingeschlossen und kann nicht heraus. Ich kann nicht einmal sagen, wann ich herauskomme. Vielleicht muß ich tagelang hierbleiben.“

Nach einer Weile erschien ihm der Raum weniger dunkel. Er begann Schatten zu erkennen. Hoch über ihm befand sich ein vergittertes Loch, durch das Luft hereinkam. Durch ein kleines Gitter in der Tür vermochte er auch auf den Hof hinauszublicken. Der Raum war eine hohe schmale Zelle, etwa sieben zu zwei Meter. Es befanden sich drei Menschen darin: ein stoßbetrunkenener Mann, ein weniger betrunkenener Mann und

Hai. Der Stockbetrunfene wußte nichts mehr von sich und der Welt. Den zweiten, der wenigstens Worte gemurmelt hatte, als er getreten wurde, hielt Hai für einen entlaufenen Matrosen.

Hai sah durch das Türgitter. Er sah nichts als vier feste Mauern und den Hof, der sich nach der Mitte zu einem Abflußkanal senkte. In jeder Ecke des Hofes stand ein Kübel mit einem immergrünen Gewächs darin. Der Vorbau des Wetterdaches, das sich rings um den Hof zog, nahm ihm die Sicht auf den Himmel, doch ein Glänzen auf dem Wasser des Abflußkanals zeigte ihm, daß die Sterne schienen. Er rüttelte an der Tür. Sie rasselte ein wenig. Es war eine Eisentür. Er war gefangen. „Und Carlotta ist gefangen?“ dachte er. „Und wie um Himmelswillen soll man Don Manuel warnen?“ Er sah keinen Ausweg. „Wir sitzen in der Klemme.“

Während er noch so an dem kleinen Gitter stand und an der Eisentür rasselte, brach in dem unteren Teile der Stadt, dort, wo Hai das Gutshaus gesehen hatte, ein wilder Lärm los. Nach zwanzig Minuten fiel ihm auf, daß das Wetterdach zu seiner Rechten Farbe zu bekommen begann. Über die Ziegel ging ein Schein. Der Lärm tobte weiter, etwa eine halbe Stunde lang. Als Hai wiederum durch das Gitter blickte, sah er, daß der Schein auf den Ziegeln flackerte wie von Feuer. „Ich glaube, sie stecken die Stadt in Brand“, dachte er. „Aber dann verbrennen wir hier wie die Ratten in der Falle.“

„Was sagst du?“ fragte eine Stimme.

Hai fuhr erschreckt herum. Er sah, daß der zweite der Trunkenbolde sich aufgesetzt hatte und ihn anstarrte.

Er war ein unterfesteter Mann mit einem roten scharfgeschnittenen Gesicht, das im Feuerchein leuchtete.

„Die Stadt brennt“, sagte Sai, „und wir brennen womöglich mit, wenn sie uns nicht herauslassen.“

„Was sagst du?“

„Die Stadt brennt! Womöglich verbrennen wir mit!“

„Na, laß mich man erst mal an Deck kommen.“

Er „kam an Deck“, stand ein wenig schwankend auf seinen Beinen und stank nach Anisette. „Verdammt“, sagte er, als er durch das Gitter gesehen hatte, „eine dolle Kiste.“

Plötzlich wandte er sich an Sai: „Warum bist du hier, Seemann?“

„Um nichts. Man hat mich hier einfach herein geworfen.“

„Genau so wie mich“, sagte der andere. „Um nichts. Aber trotzdem: aufbrennen ist peinvoll. Na, wollen uns erst mal die Tür ansehen. Sag mal, Seemann, du hast nicht zufällig ein Stück Draht bei dir?“

„Nein“, antwortete Sai, „hab ich nicht.“

Der Mann faßte an die Tür, zündete ein Streichholz an und untersuchte das Schloß. Bevor das Streichholz zu Ende brannte, steckte er sich daran eine Zigarette an. Er hatte ein ganzes Päckchen Zigaretten bei sich. Sai hielt es für ziemlich schäbig, daß er ihm nicht einmal eine davon anbot.

„Du hast nicht gerade ein Stück Draht bei dir?“ wiederholte der Mann.

Sai verneinte noch einmal.

„Was hast du für ein Geschäft hier?“ fragte der Mann.

„Ich bin Volontär auf einer Zucker-Pflanzung“, sagte Hai. „Und Sie?“

„So 'n blödes Geschäft hab ich nich“, sagte der Mann. „Wenn ich bloß 'n bißchen Draht hätte, dann wäre die Tür gleich offen. Aber du hast auch nich 'n kleines Stück Draht bei dir?“

„Nein.“

Da röchelte der andere Betrunkene im Schlaf.

„Gottverdammich“, erschraf der kleine Mann, „was war das?“

„Der andere.“

„Was für 'n anderer? Hab ich ja gar nich gewußt, daß hier noch 'n anderer Kunde ist. Das ist sauber. Oha, der hat gut gefrühstückt. Puhh, ist der blau. Aber wollen mal sehen, ob der nich 'n Stück Draht bei sich hat.“

Im Augenblick lag er auf den Knien und durchsuchte die Taschen des Betrunkenen. Nach mehr als nach Draht, dachte Hai. Der Kleine sog an seiner Zigarette. Das Aufglühen des Tabaks zeigte sein Gesicht deutlich wie das eines Wolfes über den Liegenden gebeugt.

„Nicht ein laufiges bißchen“, sagte er schließlich. „An das Bitter da oben kann man auch nich ran. Oder ich muß schon auf deinen Buckel steigen.“

„Kommen Sie“, sagte Hai. „Versuchen wir 's.“

„In Ordnung“, meinte der Mann. „Runter mit dem Kürbis.“

Hai lehnte sich unterhalb des Fensters gegen die Mauer und zog seinen „Kürbis“ zwischen die Schultern. Der kleine Mann nahm einen Anlauf, sprang, aber sprang zu kurz.

„Noch einmal“, sagte er.

Beim nächsten Male schaffte er es. Er sprang auf Sai's Rücken und hielt sich dort im Gleichgewicht. Er war entsetzlich schwer. Aber Sai war dennoch die Geschicklichkeit und die Sicherheit des Sprunges wie die Geräuschlosigkeit seines Ganges aufgefallen. Er trug alte weiße Bordschuhe mit Gummisohlen. Sai merkte, wie der Mann an dem Gitter rüttelte, indem er sich mit seinem ganzen Gewicht daran hängte.

„Das Ding gibt kein bißchen nach“, sagte er schließlich und sprang gewandt wieder zu Boden. „Wenn jetzt der gute Alf hier wäre, der wo damals aus Princeton ausgerückt ist, das wäre sauber, was? Aber du hast nich 'n Stück Draht bei dir?“

„Nein.“

„Du hast auch nich meine Mütze gesehen, wie du reingekommen bist?“

„Nein.“

„Die muß aber hier irgendwo sein, wenn sie mir nich geklaut worden ist. Schöne Bude hier, wo sie einem die Brocken klauen und einen anständigen Menschen einbuchten. Haben sie dir deine Mütze auch geklaut?“

„Nein. Ich hatte keine.“

„Und ich hatte so'n schönen Speckdeckel. Aber das macht dir doch nichts aus, Seemann, wenn wir mal 'n bißchen nach meiner Mütze suchen würden?“

Sie tasteten den Fußboden nach der Mütze ab. Der Feuerschein draußen wurde stärker, so daß sie wenigstens etwas sehen konnten.

„Wenn wir hier nich rauskommen“, sagte der Mann, „dann werden wir gebacken wie die Pfannkuchen. Das ist eisern. Oha, ich hab mal gesehn, wie Leute verbrannt

sind. Junge, Junge, das ist eine Kiste, eine oberfaule Kiste, verbrennen. Man kann ganz genau sagen, wann der Mensch tot geht, wenn er verbrannt ist, jawohl, ganz genau, denn . . . Oha, da ist ja meine Mütze.“

Er riß ein zweites Streichholz an, zündete sich eine neue Zigarette an und suchte in dem Lichtschein, der durch das Türgitter fiel, hastig in seiner Mütze herum.

„Da hab ich den Draht“, sagte er.

Er hatte den Draht, der den Mützenrand spannte, herausgezogen, bog ihn zurecht und begann damit in dem Türschloß zu angeln. Er ging dabei so behutsam zu Rande, wie Hai es von einem Betrunkenen niemals erwartet hätte. Es dauerte eine Weile. Das Schloß rasselte und klickte, während er mit dem Draht darin umherbohrte. Hin und wieder schimpfte er und bog den Draht wieder zurecht. Einmal blickte er auf und sah nach dem Feuerchein auf den Dachziegeln.

„Wenn das Feuer an das Haus von Matiro kommt“, sagte er, „dann sind wir erledigt. Der hat siebzig Tonnen Sprengpulver unter seinem Hühnerstall liegen. Siebzig Tonnen! Wenn das losgeht, da denkst die Post die kommt. So, da hab ich dich!“

Sehr vorsichtig zog er jetzt an dem Draht. Das Schloß schnappte zurück. Die Tür war offen.

„Nu aber raus, Seemann“, sagte der Mann. „Wie kommen wir jetzt aus dieser Bude hier raus?“

„Über den Hof und dann durch das Haus“, sagte Hai.

Sie liefen quer über den Hof. Die Ratten in dem Abflußkanal setzten sich auf und starrten sie an. Hai sah ihre Augen glitzern. Im Municipio war alles still. Die Tür zum Hauptgebäude war zu, aber nicht verschlossen.

Hai öffnete sie und blickte vorsichtig in den dunklen Durchgang, in dem aber nur die Moskito's surrten.

„Hier durch und dann rechts“, flüsterte Hai.

„Gottverdammich“, sagte der Mann, „davon hätte ich keinen Schimmer gehabt.“

„Wir müssen auch den anderen rausholen“, sagte Hai.

„Welchen anderen?“

„Den Betrunkenen.“

„Quatsch!“

„Wir können ihn nicht verbrennen lassen.“

„Verbrennen? Wieso? Ist hier irgendwo Feuer in der Nähe? Außerdem ist der blau.“

„Ganz egal. Ich hole ihn aus der Zelle. Wollen Sie mir helfen?“

„Ich denke nich dran.“ Der Mann verschwand im Durchgang und schloß die Thür leise hinter sich zu.

Hai schlich sich zurück in die Zelle, um den Betrunkenen zu wecken. Es war seltsam, wie so ganz anders sich der Feuerschein vom Hofe aus ansah. Er kam weit vom anderen Ende der Stadt. Dennoch, es war ein wildes Feuer und es näherte sich vielleicht schon dem Hause von Matio. Hai rüttelte den Betrunkenen am Arm.

IX.

„Kommen Sie mit“, sagte Hai. „Wachen Sie auf. Kommen Sie hier heraus.“

„Was ist das?“ sagte der Mann.

„Wachen Sie auf, Mensch“, sagte Hai. „Wir haben die Thür offen. Wir können weg.“

Der Mann setzte sich auf, zog ein Messer aus der Scheide, spie aus und sagte: „Ich schneide dir den Bauch auf.“

„Laß meinen Bauch nur in Ruhe“, sagte Sai. „Aber man könnte uns entdecken, wenn wir nicht rasch machen.“

Der Mann sprang auf die Füße und schwang sein Messer. „Kommt an, alle wie ihr da seid!“ brüllte er. „Ich habe keine Angst. Ich bin Henry Peach Kezia. Ich habe Vitriol in den Ädern. Ich mache euch kalt, wenn ich nur einen von euch erwische. Wo ist die Tür?“

„Hier.“

„Wo ist hier? Wie kann ich denn wissen, wo hier ist?“

„Sind Sie blind? Das wußte ich nicht, daß Sie nichts sehen können.“

„Ich bin blind, schon als kleines Waisenkind“, sagte der Mann. „Aber ich rieche alles. Hier riecht es nach Rosen oder nach Lavendel. Führen Sie mich an die Tür, mein lieber junger Freund. Geben Sie mir nur Ihre Hand, und der Segen eines armen blinden Mannes wird mit Ihnen sein. Ach, der Himmel segne Sie, mein süßer junger Herr und Engel, der Himmel wird Sie dafür segnen.“

Sai hatte den Mann am linken Arm gefaßt, während er mit dem Rücken die Tür offen hielt. Der Mann trat unsicher schwankend durch die Öffnung hinaus auf den Hof.

„Da!“ sagte er, „da!“ Er holte tief Atem. Dann aber wirbelte er plötzlich herum, stach nach Sai mit dem Messer und schrie: „Jetzt schneide ich dir den Bauch auf!“

Sai hatte halb und halb etwas derartiges erwartet. Mit einer Wendung des Körpers machte er sich frei,

so daß gleichzeitig die Tür zuschlagend Henry Peach Rezia traf und den Messerstich vorbeigehen ließ.

„Glaub ja nicht, daß du mir so aus den Fingern kommst, wenn ich wütend bin“, sagte Rezia. „Ich mach Hackfleisch aus dir, ich werde dich fritassieren, du Schwein, daß deine eigene Mutter dich abschwört.“ Er lachte ein dunkles, trostloses, glucksendes Lachen, das Sai schauern machte. Er stand nicht sehr fest auf den Füßen, aber er war gefährlich. Dieses heimtückische Lauern war entsetzlich. Sai war ihm mit einem raschen Sprung entwichen, allerdings nicht sehr weit. Sie bewegten sich jetzt auf dem Zementfußboden des Hofes. Sai trug feste Schuhe, der Mann ging auf Strümpfen. Der Feuerschein machte es hell wie in einer hellen Mondnacht.

„Na, also“, sagte Rezia, „nun wollen wir doch mal sehen. Andere hätten vielleicht Mitleid mit dir, aber ich nicht. Hier, siehst du? Ich hauche jetzt auf das Messer, und dann sitzt es dir zwischen den Rippen.“

Er leuchte wie ein hechelnder Hund die Klinge an, machte plötzlich einen Sprung, verfehlte Sai nur um Fußbreite und verfolgte ihn dann mit gespenstischer Hast und unheimlicher Sicherheit immer um den Hof herum. Der Brandschein draußen flammte höher auf und leuchtete ihnen dabei. Sai versuchte, die Tür in das Haus zu erreichen, aber der Mann war ihm zu dicht auf den Fersen, als daß er es wagen durfte, die Tür zu öffnen. Sai glitt auf den Steinen aus, ergriff im Fallen einen der Pfeiler, die das Schuttdach trugen, und wurde von seinem eigenen Schwung so herumgeschleudert, daß er von hinten gegen Rezia prallte. Dieser Stoß und der Schreck schienen den Wahnsinnigen etwas zur Vernunft zu bringen.

„Sa“, meinte er, „Versteckenspielen macht Spaß, was?“

In diesem Augenblick kam von der Stadt her ein dumpfes Krachen. Offenbar hatte das Feuer in den letzten zwanzig Minuten den Dachstuhl ausgebrannt, der jetzt plötzlich nachgab und mit Balken und Sparren in das Haus hinabstürzte. Das Licht von dem Widerschein des Brandes war wie mit einem Schlage erloschen. Sai stand im Dunkeln, hielt sich hinter dem Pfeiler und versuchte den Betrunkenen auszuspähen, der sich in der Nähe der erstrebten Tür befand. Für eine halbe Minute schwiegen beide. Jeder versuchte, den anderen zu erlauschen. Schließlich sprach der Betrunkene.

„Sag mal, wollen wir uns nicht lieber die Hand geben und Freunde sein?“

„Wie können Sie mir die Hand geben? Sie haben ja ein Messer in der Hand.“

„Das Messer hat nichts auf sich. Das habe ich nur rausgekriegt, ich wollte dir damit einen hübschen kleinen Rosenstrauß schneiden.“

„Das war reizend von Ihnen.“

„Ich mag dich leiden. Du bist wie ein süßer kleiner Engel.“

„Das kann man wohl sagen“, meinte Sai.

Der Schatten des Mannes schien sich ganz leise ein wenig näher zu schieben. „Ich liebe Engel“, sagte der Mann.

„Da tun Sie Recht daran“, sagte Sai.

„Schon als kleiner Junge mochte ich die Engel so gerne leiden“, sagte der Mann.

„Dann bleiben Sie nur dabei. Sie können nichts Besseres für sich tun“, sagte Hai.

„Du verdammtes Schwein!“ brüllte der Mann und stürzte vor. „Ich schneide dir den Bauch auf!“

Hai hatte den Angriff erwartet. Er wich ihm nach links aus. Aber auch der Mann hatte diese Bewegung vorausgesehen und hieb mit dem Messer zur Seite, doch er traf vorbei. Im nächsten Augenblick stürzte er brüllend hinter Hai her. Hai schlug eine. Haken nach rechts. Der Mann kam ihm nach, schien ganz nahe. Hai hörte ein Klatschen, einen Fluch und einen Fall. Der Mann war mit dem einen Fuß in den Abflussskanal geraten und gestürzt. Hai floh bis an die Tür, blieb einen Augenblick stehen. Der Mann hatte sich noch nicht wieder erhoben, lag zusammengekauert in der Abflußgrube und fluchte vor sich hin.

Hai trat durch die Tür und riegelte sie hinter sich zu. Er schlich rasch und auf Zehenspitzen über den Korridor, durch den ihn die Indianer geschleift hatten. Der Korridor zog sich rechts und links durch die ganze Länge des Hauses. Hai erkannte eine Treppe, dunkle Türen und an einer Stelle Licht, das aus einer halbgeöffneten Tür fiel. Hai lauschte.

Anfangs war alles still. Dann hörte er irgendwo im oberen Stockwerk das Geräusch vorsichtig sich bewegender Tritte. Von rechts kam von Zeit zu Zeit ein kleines, leise flatterndes Geräusch, als ob der Wind einen schlecht schließenden Fensterladen oder eine losgegangene Saloufie bewegte. Der Mann draußen auf dem Gefängnishof war still. Der Duft von Tabakrauch zeigte, daß der andere Gefangene hier durchgekommen war.

Sai ging bis zu der halbgeöffneten Tür, lauschte dort, hörte nichts Verdächtiges und blickte hinein.

Der Raum wurde von einer Petroleumlampe erleuchtet, die man so tief gedreht hatte, daß sie stank. Er konnte nicht sehr weit in den Raum hineinschauen. Von drinnen kam wieder jenes flatternde Geräusch, das nun aber nicht mehr wie von einem Fensterladen klang, sondern eher wie das Knirschen von Papier, wenn jemand ein Buch öffnet und die Seiten nach unten preßt, damit sie an dieser Stelle offen liegen bleiben. Sai hatte danach die Empfindung, als ob dort drinnen in dem Halbdunkel ein alter Mann säße und irgendwelche Papiere zusammenklebte.

Sai stieß sehr vorsichtig die Tür weiter auf, bis er so viel erkennen konnte, daß der Raum eine Art Sitzungs-saal war. Der Tisch, von dem die Stühle zurückgeschoben waren, war mit verstreuten Papieren bedeckt. Ein großes Gemälde hing halb aus dem Rahmen heraus und schief an der rechten Wand. Niemand war zu sehen, aber das raschelnde Papiergeräusch kam irgendwo vom Fußboden jenseits des Tisches her.

Sai sagte sich: „Es sind Ratten, die an Papier nagen“, aber als er dann in den Raum hineintrat, sah er, daß es Myriaden von Ruchenschaben waren, die an der Leiche eines Mannes herumkrochen. Die Taschen des Toten waren von innen nach außen gedreht.

Sai wirbelte in plötzlichem Erschrecken herum. Neben ihm stand jemand. Er sah aber sofort, daß er nicht hätte zu erschrecken brauchen. Es war der kleine Mann, der die Zellentür geöffnet hatte. Er war auf seine verstohlene unhörbare Weise hereingekommen. Er grinste, weil er Sai erschreckt hatte.

„Hast mich nicht gehört, wie?“ sagte er. „Hast du den Toten gesehen? Den haben sie erledigt und durchsucht. Einer von diesen Degos. Es ist aber besser, wir verlassen hier das Lokal.“

Hai sah, daß der Mann ein langes schweres Ebenholzlineal, das zur Büroeinrichtung gehört hatte, in der Hand trug. Er hatte das Gefühl, als ob es dieser Mann gewesen wäre, der die Taschen des Toten durchsucht hatte.

„Da unten auf der Straße ist ja allerhand gefällig“, sagte der Mann, „so 'ne Art Wohltätigkeitsveranstaltung. Wenn die aber wieder hier herkommen und sehen, daß wir aus dem Kasten raus sind, na, dann gute Nacht, Marie.“

Er ging voran, aus dem Saal und auf die Haustür zu, durch die jetzt die kühle Nachtluft in das Haus strich. Auf der obersten Stufe der Freitreppe stand ein gelber herrenloser Hund und wollte herein. Er fuhr zusammen, als er die Männer kommen sah, knurrte und schlich vor ihnen davon, als sie heraustraten. Hai traf der Gedanke, daß der Hund etwa an die Leiche gehen könne. Er schloß daher die Tür hinter sich zu.

Dieser Teil der Stadt schien wie ausgestorben. Nur die Motten flatterten um die Kugeln der Bogenlampen. Die Fensterläden waren geschlossen. Die Häuser schienen verlassen. Aber Hai sah, daß, seitdem man ihn in das Gefängnis geworfen, ein wilder Aufruhr gewütet haben mußte. Hausgegenstände aller Art waren auf die Straße geschleppt und dort liegengelassen. Weit unten am Hügel glühte die Ruine des Gutshauses. Jedes Fenster schien rot wie das Feuerloch eines Ofens. Alle Einwohner und auch alle Soldaten schienen bei der

Brandstelle zu sein. Nur einige wenige kamen von dort, schlichen sich wortlos und mit hastigen Seitenblicken davon. Sie trugen Beutestücke aus der brennenden Ruine unter ihren Kleidern.

„Mir ist die Gegend hier zu heiß“, sagte der Mann. „Ich mache lieber Lokalwechsel. O je, was ist das?“

Von der Rückseite des Stadthauses, aus der Richtung des Gefängnishofes, kam Gesang, untermischt mit den Rufen des Ruckucks. Henry Peach Rezia sang sich selber in Schlaf:

Ruckuck, Ruckuck ruft's aus dem Wald,
lasset uns singen . . .

„Es ist der Betrunkene“, sagte Hai.

„Hast du ihn aufgeweckt?“

„Ja.“

Hai merkte, daß die Blicke des Mannes ein wenig sonderbar auf ihn gerichtet waren.

„Welchen Weg gehst du?“ fragte er.

„Nach Anselmo“, antwortete Hai. „Kennen Sie das?“

„Das kenne ich sogar sehr gut“, sagte der Mann. „Und es macht mir nichts aus, ich bringe dich dahin oder auf den Weg dahin.“

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen“, sagte Hai. „Aber haben Sie denn auch den gleichen Weg?“

„Das geht dich gar nichts an, wo ich hingeh“, sagte der Mann. „Du bist verdammt naseweise.“

„Nicht naseweiser, wie Sie das nennen, als Sie“, antwortete Hai. „Ich weiß den Weg nach Anselmo, und wenn Sie anderswo hinwollen, ich kann ihn schon alleine finden. Im übrigen gehen wir besser nicht gerade an der Brandstelle vorbei. Man könnte uns erkennen.“

„Komm hier mit längs“, sagte der Mann. „Wenn wir diese Straße ein Stück entlanggehen, können wir nachher ein ganzes Stück abschneiden.“

Sie bogen in eine Straße ein, die nicht weit vom Stadthaus nach Norden abzweigte. Die Häuser an dieser Straße waren kleine ebenerdige Ziegelhäuser mit roten Dächern. Die Sterne am Himmel leuchteten gleich Lampen.

Sie gingen eine Weile miteinander bis in ein kleines Gehölz, in dem ein Nachtvogel seinen geisterhaft klagenden Ruf ertönen ließ. Der Mann blieb stehen.

„Wie hieß der Ort, wo du hinwillst?“ fragte er.

„Anselmo.“

„Richtig, Anselmo.“ Er schien einen Augenblick nachzudenken. „Aber hierherum gibt es ja gar keinen Ort, der so heißt.“

„Sie sagten doch selbst, Sie kannten ihn.“

„Wie war doch noch der Name?“

„Anselmo.“

„Ach, Anselmo, das Dorf, das wir da drüben sehen?“

„Nein, dort“, sagte Sai, drehte sich herum und zeigte die Richtung. Ein unwillkürliches Gefühl warnte ihn, auf der Hut zu sein, doch es kam den Bruchteil einer Sekunde zu spät. Er wußte nachher nie genau, was geschehen war. Ein Schlag auf die Kinnspitze hatte ihn bewußtlos gemacht. Vier Minuten lang war die Welt für ihn versunken.

Als er mit schwindelndem und durcheinander geratenem Kopf wieder zu sich kam und zu stehen versuchte, merkte er, daß die Füße ihm wehtaten. Er tastete an sich herunter und fand, daß seine Schuhe verschwunden

waren. Stattdessen lagen neben ihm auf dem Weg ein paar alte weiße Bordschuhe mit Gummisohlen. Um seinen Leib herum hatte er ein ungewohntes Gefühl der Løse. Er faßte hin und merkte, daß sein Geldgürtel fehlte. Danach entdeckte er, daß man ihm seine Taschen durchsucht hatte. Er war völlig ausgeraubt worden. Er fluchte laut vor sich hin. Er sah sich nach seinem Begleiter um, den er sofort für den Dieb hielt. Von dem aber war weder etwas zu hören noch zu sehen. Er war in der Nacht verschwunden, in die er gehörte. Es war auch nicht zu hören, daß irgendwo jemand lief, kein Geräusch von Tritten oder brechenden Zweigen. Nur der Vogel auf dem Baume ließ noch immer seinen kläglichen Ruf ertönen.

„Wenn ich nur wüßte, wie das gekommen ist?“ fragte sich Sai. Er setzte sich und versuchte, sich zu sammeln. Als er zu begreifen begann, daß man ihn niedergeschlagen hatte, überlegte er sich: für wie lange? Die Sterne hatten ihre Stellung, soviel er sehen konnte, kaum geändert, und in den Spitzen der Schuhe schien auch noch etwas menschliche Wärme zu sein.

„Er hat mich niedergeschlagen und völlig ausgeplündert“, dachte er. „Ich hätte ihm gerne freiwillig die Hälfte abgegeben, aber so weiß ich beim besten Willen nicht, was ich jetzt anfangen soll. Nun, ich muß nach Anselmo. Es wird etwa Mitternacht sein, und ich bin weiter von meinem Ziele als am Anfang.“

Er zog die Bordschuhe an. Die Gemeinheit dieses Schuhdiebstahls traf ihn mehr als selbst der Verlust der kostbaren Brieftasche mit dem Hermositzazweig. Er ging zurück zur Stadt. Er wußte nachher nicht zu sagen,

warum eigentlich? Er hatte keine klare Vorstellung von dem, was er tat oder tun sollte. Sein Gehirn war noch ein wenig durcheinander von dem Schlag auf das Kinn.

Als er in die Straße vor dem Stadthause einbog, sah er einige indianische Reiter, gefolgt von johlendem Gefindel, heraufgeritten kommen. Er wandte sich weiter hügelaufwärts, bis er sich außerhalb der Stadt an einem felsigen Weg und in der Nähe eines Fichtengehölzes wiederfand. Die Reiter hielten vor dem Stadthaus, als ob sie dort bivakieren wollten. Sai fühlte, wie eine Sterbensmüdigkeit in ihm selbst den Wunsch, Anselmo zu erreichen, überwältigte.

„Ich bin erledigt“, dachte er. „Ich habe nichts geschafft und habe doch allerhand durchgemacht heute. Ich muß mich ein bißchen ausruhen, bevor ich weitergehe.“ Er war müde und ihn fror. Die Seebrise strich kalt herüber. „Ich werde mich dort zwischen den Felsen für eine Stunde hinlegen. Wenn ich doch nur nicht mit dem Offizier in La Boca gesprochen hätte, ich wäre in diesem Augenblick schon fünfzig Meilen hinter Anselmo.“

Er war so betäubt von der Müdigkeit und dem Schlag, daß er wenig auf den Weg achtete, als er sich durch das Gestrüpp hindurchzwängte, in dem er einen Unterschlupf zu finden hoffte. Plötzlich spürte er den Hauch eines Duftes, den Schatten einer Bewegung, den Schimmer von irgend etwas. Er merkte, daß sich Leute dort verbargen. Irgend jemand fragte ganz deutlich aber zischend vor Erregung und Furcht: „Padre . . . ? Padre mio . . . ?“

„Ich bin es nicht“, antwortete Sai.

Im gleichen Augenblick sprang jemand aus der Dunkelheit hervor, warf ihn zu Boden und packte ihn bei

der Kehle. Er mußte sofort, daß er sich in den Fäusten eines Mannes befand, der viel stärker war als er und der ihm das Genick abbrechen konnte, wenn er auch nur einen Laut von sich gab. Der Mann, der ihn gepackt hatte, hielt ihn mit der einen Hand fest bei der Gurgel, während er mit der anderen hinter sich nach seinem Messer langte. Sai sah ein dunkles, starres Gesicht und dahinter Fichtenzweige und Sterne. Noch andere Leute waren in der Nähe. Sai roch den Duft von Verbena. Eine Frauenstimme warnte zur Vorsicht. Ebenfalls eine Frau schien zu versuchen, eine Schachtel mit Streichhölzern zu öffnen. Ihre Finger flogen, als sie nach dem Streichholz suchte. Leute flüsteren. Ein Mann, der rasch zwischen den Felsen hervorkam, rieb ein Streichholz an seinem Hosenbein an, hielt schützend die Hand darum und beugte sich nieder. Sai sah mehrere Gesichter, die ihn überrascht anstarrten. Er zählte vier Personen: eine alte Frau mit weißem Haar, ein Mädchen mit großen schwarzen Augen, einen Mann mit einem etwas affektierten blassen Gesicht, etwa wie der Arzt in einem Wachsfigurenkabinett (er war der Mann, der das Streichholz hielt) und einen dunkelfarbigen wild aber prachtvoll aussehenden jungen Mann, der ihn bei der Gurgel hatte. Sai sah die Muskeln auf den nackten braunen Armen, die ihn hielten. „Mein Gott“, dachte er, „der Bursche könnte ein Paket Spielkarten quer durchreißen.“ In diesem Augenblick ging das Streichholz aus.

„Lassen Sie mich“, sagte Sai, „ich bin Engländer.“

„Englis?“ wiederholten sie. Die jüngere der beiden Frauen fragte in einem zaghaften Englisch: „Was machen Sie hier?“

Sai war drauf und dran zu fragen, was denn sie hier machten, vier zivilisierte Menschen mit Schmuck und Wohlgerüchen, die mitten in der Nacht und der Wildnis über einen fremden Menschen herfielen und ihn halb erdroffelten. Er sagte, daß er auf dem Wege nach Anselmo sei und daß man ihn ausgeraubt habe. Sie schienen einen Teil des Gesagten zu verstehen, aber waren dadurch nun erst recht durcheinander geraten.

Der Mann, der ihn festgehalten hatte, ließ ihn sich aufsetzen und sagte irgend etwas als Entschuldigung dafür, daß er so grob zu ihm gewesen sei.

„Was geht in der Stadt vor?“ fragte das junge Mädchen.

„Man raubt und plündert, Senorita“, antwortete Sai.

In diesem Augenblick hörten sie Pferde auf die Fichtengruppe zugetraht kommen. Der Mann, der Sai festgehalten hatte, machte ihm ein Zeichen, er solle sich still verhalten, und schlich durch das Gestrüpp, um zu sehen, wer da käme. Nach wenigen Minuten kehrte er mit den Reitern zurück. Einer davon trug eine Laterne. Dieser Mann war ein dunkler, härtiger, ällicher Don, über sechzig, aber noch immer sehnig und frisch. Sein Gesicht war hart und melancholisch zugleich. Ein Leben, verbracht in einem Grenzkampf, hatte ihm das Zeichen der Wachsamkeit aufgedrückt. Er hob die Laterne, um Sai besser zu sehen. Die anderen wiederholten Sais Erzählung, die er offenbar keineswegs so ohne weiteres glaubte. „Allan Winter sagte, man habe hier ein Mißtrauen gegen uns“, dachte Sai, „hier sieht man es.“ Er kämpfte mit sich, ob er ihnen sagen sollte, daß er ein „Weißer“ wäre und sich auf einem Botengang für die

„Weißten“ befände. „Es könnte das Richtige sein“, dachte er, „aber angenommen, es ist das Falsche, und diese Leute wären in der Tat ‚Rote‘, dann säße ich erst recht in der Tinte.“

Die Familie ging ein Stück beiseite und besprach, was weiterhin zu tun sei. Dann kam die Tochter aus der Gruppe herüber und erklärte Hai, sie müßten sich in Sicherheit bringen, sie zweifelten nicht an seiner Ehrlichkeit, aber ihrer aller Leben hinge davon ab, daß sie keinen Zeugen ihrer Flucht zurückließen, und kurz und gut, daß Hai mit ihnen kommen müsse.

„Es tut mir leid, daß wir Sie darum ersuchen müssen“, sagte sie, „aber es geschieht für unsere Mutter und unsere Schwester. Sie sehen ein, es ist Krieg. Man könnte uns töten.“

„Wir nehmen Sie nicht weit mit“, sagte der junge Mann. „Wir bringen Sie wieder auf den Weg, sowie wir zu Freunden kommen.“

Der junge Mann hatte etwas Gutmütiges und Wohl-erzogenes an sich, das Hai sofort für ihn einnahm. Außerdem war er auch viel zu müde, um Widerspruch zu erheben. Er sagte, er verstünde es und er würde gerne tun, was sie von ihm verlangten. Das Mädchen und der junge Mann erwiderten, es sei sehr nett von ihm, es so verständig zu nehmen. Sie setzten ihn auf eines ihrer Pferde und ritten miteinander durch das Buschland einen Weg, der für eine Meile nach Süden lief und dann nach Westen herumzog. Hai las die Richtung, so gut er es vermochte, an den Sternen ab, um sich zu orientieren. Er schätzte seinen eigenen Kurs etwa Nord-Nord-West. „Jetzt aber reite ich hier nach Süden“, dachte er. „Gott

allein weiß, wann ich nach Anselmo kommen werde.“ Während des Reitens schlief er ein und wußte nichts mehr von Weg oder Steg, als bis er davon aufwachte, daß das Pferd anhielt.

Sie hatten auf dem Berge eine Stelle erreicht, von wo aus sie, wenn sie eine Schlucht hinablickten, weit unter ihnen die Lichter der Stadt und die Glut des niedergebrannten Hauses erkennen konnten. Der Nachtwind hatte die Flammen aus den letzten Trümmern noch einmal entfacht, so daß sie noch immer wie ein Warnfeuer leuchteten. Die Reiter sahen seltsam bewegt darauf hin. Die beiden Frauen schluchzten. Die Männer murmelten Flüche oder Gebete, die wie Flüche klangen.

„Es ist ihr Haus“, dachte Sai, „in dem nun ihre Vergangenheit verbrannt ist. Man hat sie daraus vertrieben und hat es dann angezündet.“

Der Vater unterbrach die Szene und sagte: „Das genügt. Morgen ist ein neuer Tag. Seien wir bereit für morgen.“ Er nahm den Zügel vom Pferde seiner Frau und ritt voran. Die anderen folgten. Sai hörte, wie der hübsche junge Mann irgend etwas zu ihm sagte, aber er war zu müde und zerschlagen, um zu begreifen, was es war, oder um zu antworten. Sai schlief auf seinem Pferde sofort wieder ein. Der hohe Sattel hielt ihn auf seinem Sitz. Manchmal fiel er vornüber, manchmal nach hinten, während das Pferd in ruhigem Gang mit den anderen weitertrabte.

Etwa um zwei Uhr morgens kamen sie zu einer Estancia, die von Berittenen bewacht wurde. Hier saßen sie alle ab und gingen hinein (Sai mit ihnen). Drinnen schien sich die ganze Familie versammelt zu haben.

Es war ein langer Raum und wie alle Häuser dort auf den Bergen selbst in jenen frühen Tagen von elektrischem Licht erleuchtet. An dem einen Ende des Raumes brannte ein Feuer, denn die Nacht war kühl. Eine kräftige Magd mit einem schönen offenen und gutmütigen Gesicht goß Maté auf und teilte ihn unter den Versammelten aus. Es waren vielleicht vierzig Männer und alle sprachen zu gleicher Zeit. Doch der Raum war so groß, daß sie ihn nicht einmal füllten.

Als die neue Gesellschaft eingetreten war, sah das Mädchen mit dem Verbena-Duft, wie müde Hai war.

„Sie sind abgesspannt“, sagte sie. „Enrique, der Herr ist müde. Anton, gib ihm einen Maté.“ (Enrique war der Aztek, Anton der hübsche junge Mann.)

„Setzen Sie sich“, sagte sie und zeigte auf eine Bank, die rings an der Wand entlanglief. „Anton wird Ihnen Maté bringen.“

„Nein, setzen Sie sich“, erwiderte Hai, „ich werde Ihnen den Maté bringen.“

Anton drückte ihn auf die Bank nieder. „Unsere Gäste bedienen nicht, sondern werden bedient“, sagte er. „Sie sind bestimmt kein ‚Roter‘, der uns auch noch dieses letzten Vergnügens beraubt.“

„Ich bin ein ‚Weißer‘“, sagte Hai.

„Sie sind ein ‚Weißer‘?“ fragte das Mädchen. „Aber wir glaubten, alle Engländer seien ‚Rote‘.“

„Natürlich bin ich ein ‚Roter‘“, sagte Hai, „aber ein ‚Weißer‘.“

Anton brachte ihm Maté, der ihn wieder belebte. Er sah, wie der Aztek in die Mitte der Versammlung trat, um Ruhe bat und mit viel Gebärden eine lange Rede

begann. Der Tonfall seiner Stimme, die Hitze des Raumes und die mehr als vierundzwanzigstündige Anstrengung ließen Hai mit der Bombilla in der Hand einschlafen.

Dieses Einschlafen bedeutete das Ende des ersten Tages auf Hais Irrfahrt zu Don Manuel. Er hatte sein Ziel verfehlt, aber vor allem deswegen, weil einer der Hauptanhänger des Don Lopez, der halbblütige und rachsüchtige Don Livio, einer Abtheilung indianischer Reiter den Auftrag gegeben hatte, das Gutshaus der Ribotes niederzubrennen. Die Ribotes hatten nämlich das Unglück gehabt, die Adelsfizer der Stadt zu sein, in der Don Livio seine Jugend verbracht hatte. Diese Tat persönlicher Rachsucht hatte jene Lanzenreiter zu so unrechter Zeit Hai in den Weg geführt.

Während aber Hai an diesem ersten Tage von einem Geschehnis nach dem anderen aufgehalten wurde, ritt Hesekiel Rust mit seiner Botschaft beständig nach Westen. In dem gleichen Augenblick, in dem Hai übermüde in Schlaf fiel, erhob sich achtzig Meilen entfernt Hesekiel Rust von seinem Lager und begann den Ritt seines zweiten Tages.

X.

Hai mochte etwa eine halbe Stunde geschlafen haben, als er von dem Klirren seiner Bombilla, die zu Boden gefallen war, aufgeweckt wurde. Er erwachte völlig, als ein großer älterer Bulle von Mann mit blutunterlaufenen Augen und einem großen, ewig kauenden Mund hereinkam und die Leitung der Versammlung übernahm.

Offenbar sahen alle dort zu ihm als zu ihrem Führer auf. Eine Gruppe von Männern drängte sich sofort um ihn, redete, schwatzte, brachte Erklärungen, Gründe und Gegengründe vor, einige davon, wie es Hai vorkam, sehr hitzig und erregt.

Darauf merkte Hai, daß dieser neue Mann beständig ihn ansah, wenn auch zunächst noch ohne sich dessen bewußt zu werden. Er hielt seine Augen auf Hai gerichtet, während er angestrengt über etwas nachdachte und dabei auf seiner Unterlippe kaute. Erst nach einer ganzen Weile schien es in seinem Bullenschädel zu dämmern, daß Hai ja ein Fremdling in ihrem Lager sei. Er wandte sich an einen anderen Mann, wies mit einem Ruck des Kopfes auf Hai und fragte: „Wer ist das?“ Dann wandte er sich an Hai selbst, über den er inzwischen natürlich erfahren hatte, daß er Engländer sei, hob das Kinn und sagte: „Kommen Sie mal her. Wer sind Sie?“

Als Hai vor ihn hintrat, gab Anton die Erklärung. Hai verstand etwas von: „Caballero ingles.“ Dann erkundigte Anton sich nach seinem Namen und stellte ihn dem Don Pablo Soundso aus Meruel vor. Hai fühlte sich durch den Schlaf erfrischt und war wieder zu neuen Taten bereit. Da er ja „Weiße“ vor sich hatte, entschloß er sich, offen seine Geschichte zu erzählen, und tat es, sagte, er befände sich im Interesse der „Weißen“ auf einem dringenden Wege zu Don Manuel nach Encinitas, und bat daher um ein Pferd zum Weiterreiten.

Doch kaum war er mit seiner Erzählung zu Ende, als er auch sofort wußte, daß er etwas Falsches gesagt hatte. „Ich glaube, es sind am Ende doch ‚Rote‘,“ dachte er. „Jetzt bin ich endgültig hineingetreten.“ Da nahm ihn

Anton für einen Augenblick beiseite und flüsterte ihm zu: „Alle ‚Weißen‘ hier sind antikirchlich und hassen Don Manuel wie Gift. Sie haben also für deren Ohren gesagt: ‚Ich will eine lutherische Botschaft zum Papst bringen.‘“ Anton schien das für sehr lustig zu halten, aber Sai war entsetzt. „Ich bin erledigt“, dachte er. „Wahrscheinlich werden sie mich jetzt eine Woche lang gefangenhalten.“

„Ein Auftrag für Don Manuel in Encinitas?“ wiederholte Don Pablo. „Und was für ein Auftrag?“

„Ich soll ihm mitteilen, daß die ‚Roten‘ die Senorita de Leyva in das Gefängnis geworfen haben.“

Diese Nachricht war für die Versammlung neu, aber als solche keine gerade unangenehme Nachricht, denn man machte hier die De Leyvas für all das Elend verantwortlich, das die „Weißen“ betroffen hatte.

„Aber von hier aus“, sagte Don Pablo, „führt kein Weg zu Don Manuel.“

„Ich weiß“, antwortete Sai, „ich möchte auch von hier aus nach Anselmo und von dort dann zu Don Manuel.“

„Sehr hübsch ausgedacht“, meinte Don Pablo. „In Anselmo gibt es einen Telegraphen, und dann berichten Sie nach Santa Barbara alles das, was hier besprochen worden ist.“

„Nein, Senor“, erwiderte Sai, „leider kann ich kein Spanisch und habe also auch nichts von dem verstanden, was hier gesagt wurde. Außerdem: ich bin kein Spion.“

„Dieses Wort haben Sie zuerst gebraucht“, stellte Don Pablo fest. „Aber bitte: da stehen Sie, hier stehen wir, es gibt Krieg, es gibt einen Telegraphen und es gibt ein Santa Barbara. Mit diesen Tatsachen habe ich zu rechnen.“

„Jawohl“, sagte Sai, „aber ich befinde mich erst seit vier Nächten hier im Lande und verstehe daher nichts von Ihren politischen Verhältnissen.“

„Wie aber kommt es dann“, unterbrach ihn Don Pablo, „daß Sie überhaupt diesen Auftrag übernommen haben? Warum hat man Sie geschickt? Und wer hat Sie geschickt?“

„Das darf ich Ihnen nicht sagen“, antwortete Sai, „aber man hat mich geschickt, weil es höchste Not war und weil ein Engländer bei den ‚Roten‘ unverdächtig ist.“

„Sehr richtig“, gab Don Pablo zurück, „aber ein Engländer könnte immerhin den ‚Weißen‘ verdächtig sein. Hört mal her“, fügte er hinzu und wandte sich auf Spanisch an die Versammelten, „ich glaube doch wohl, daß wir diesen jungen Mann mit einigem Recht für verdächtig halten. Wir wissen nicht, woher er kommt, und er sagt aus, er wolle nach Anselmo.“

Da die meisten der Gesellschaft wie Wasser waren, das jederzeit und überall hinfließt, wenn es nur bergab ist, so richtete sich daraufhin die allgemeine Stimmung gegen Sai. Warum ist er hier, so fragten sie, wenn er nach Anselmo will? Es war Krieg. Anselmo war zweifellos ein „roter“ Plaz. Der junge Mann war Engländer. Daß man gerade ihn auf solchen Botengang geschickt haben sollte, war bloße Spiegelfechtereie. Zweifellos war er ein Spion oder wurde vielleicht als Spion benutzt. Sai verstand zwar nicht, was sie sagten, aber was sie meinten, war deutlich genug.

„Sie mögen dies oder jenes sein“, sagte Don Pablo auf Englisch, „aber Sie können nicht nach Anselmo.“

„Doch ich muß!“

„Wie meinen Sie?“

„Senor, ich muß nach Anselmo.“

Don Pablo tat, als ob er schwerhörig sei. Er legte die eine Hand hinter das Ohr, als müsse er genau hinhören. Die Gesellschaft kicherte.

„Was sagen Sie?“

„Senor, ich muß nach Anselmo.“

„Ah“, sagte Don Pablo und wandte sich mit einem Lächeln an die Umstehenden, „er sagt, er muß nach Anselmo. Muß! Ein sehr gewichtiges Wort. Nein, Senor“, wandte er sich wieder an Hai, „Sie mögen zu Ihren ‚Roten‘ nach Carpinteria oder Sie mögen auch zu Ihren Engländern nach England zurückgehen. Niemand wird Sie hindern. Es ist ein sehr gesunder Spaziergang, und Sie als Engländer sind ja an Spaziergänge gewöhnt. Aber Sie werden nicht nach Anselmo gehen. Und Sie werden schon deswegen nicht nach Anselmo gehen, weil ich beschlossen habe, daß Sie gerade diesen besonderen Ort nicht zu sehen bekommen sollen.“

Hais Gesicht lief bei diesen Worten blutrot an wie der Bart eines Truthahnes. Don Pablo wandte sich, nachdem er seiner Ansicht nach mit Hai fertig war, an die Versammelten und hielt ihnen eine lange Rede auf Spanisch. Viel später erfuhr Hai, daß der Zweck dieser Zusammenkunft lediglich der war, die plündernden Pitubas aus jener Gegend von Meruel herauszuhalten. Im übrigen waren die Männer zwar „Weiße“ aber antikirchlich und durch die Bank für Lopez eingestellt, weil er aus Meruel stammte. Pablos Absicht in jenem Augenblick war, die Männer dazu zu bewegen, daß sie gemeinsam mit ihm zu

einer bekannten Farm hinüberries, um dort Verstärkungen zu holen.

Alle Anwesenden schienen mit diesem Vorschlag einverstanden. Nur die, deren Gutshaus in Ribote niedergebrannt worden war, zogen sich, nachdem die anderen das Haus verlassen hatten, empört in einer abgesonderten Gruppe zurück. Hai war mit der dicken gutmütigen Magd in dem Raum allein. Sie war eine freundliche Seele. Während sie die Bombillas einsammelte, warf sie ihm auf Spanisch einige Sätze hin, damit er sich nicht so verlassen vorkommen sollte.

„Viele Bombillas.“

„Si“, sagte Hai.

„Besser viele Gäste als viele Heuschrecken.“

Das ging über Hais Horizont. Er grinste. Nach einer kleinen Weile fügte sie mit einem Seufzer hinzu: „Es gibt mehr Gäste als Freunde.“

Hai verstand nicht, was sie sagte, aber er antwortete auf Englisch: „So ist das Leben.“

Nachdem die Männer vor dem Hause noch wieder an die zwanzig Minuten geredet hatten, bestiegen sie endlich ihre Pferde, die während der ganzen Stunden der Besprechungen draußen gestanden und vor Wut und Kälte nach einander gebissen und geschlagen hatten. Doch auch als die Männer schon zu Pferde saßen, dachten sie noch keineswegs daran, loszureiten, sondern redeten weiter hin und her, bis es heller Tag war. Dann erst ritten sie alle miteinander davon.

Anton und seine Schwester traten wieder herein. Er kam zu Hai und entschuldigte Don Pablo.

„Es ist Unsinn“, sagte er, „daß er Sie hat hindern wollen, nach Anselmo zu gehen. Dem steht gar nichts im Wege. Selbstverständlich können Sie nach Anselmo.“

„Aber ich habe kein Pferd“, sagte Sai. „Würden Sie mir ein Pferd dafür leihen?“

„Kennen Sie den Weg?“ fragte das Mädchen.

„Nein.“

„Es müssen etwa vierzig Kilometer sein, und es ist außer durch Ribote ein schwieriger Weg.“

„Ich würde ihn schon finden“, meinte Sai.

Bruder und Schwester sahen einander etwas zögernd und fragend an. Sai fürchtete schon, sie könnten zu der Überlegung kommen, ob man denn einem Landstreicher, der mitten in der Nacht ohne Kragen und Schlips und Gott weiß woher zu ihnen gekommen war, überhaupt trauen konnte.

„Es tut mir leid, daß ich Ihnen gleichzeitig gestehen muß: ich habe kein Geld bei mir. Aber Mr. Winter in Quezon und Senora Piranha sowie deren Tochter kennen mich.“

„Rosa Piranha?“ fragte das Mädchen. „Kennen Sie sie?“

„Sehr gut. Sie auch?“

„Wir waren zusammen im Kloster. Selbstverständlich leihen wir Ihnen ein Pferd. Wie ist Ihr Name?“

„Kidde. Darf ich mich auch nach dem Ihren erkundigen?“

„Wir sind Ribotes“, antwortete sie. „Aber was mir Sorge macht, das ist der Weg nach Anselmo. Mein Bruder sagt, es ist überhaupt kein richtiger Weg.“

„Es ist ein schlechter Weg“, sagte Anton.

„Es macht mir nichts aus, wie schlecht oder wie weit der Weg ist“, sagte Sai, „und ich schwöre Ihnen, daß ich Ihr Pferd nicht zusehender reiten werde. Ich weiß überhaupt nicht, wie ich Ihnen danken soll dafür, daß Sie es mir leihen wollen. Die Frage ist nur: wie bekommen Sie es wieder? Ich reite zu den Elenas, den Pferdezüchtern in Anselmo. Sicher würden die es zurückbringen lassen, oder wenn es Ihnen nicht auf ein paar Tage ankommt, würde ich es selber zurückbringen.“

„Bringen Sie es selbst“, sagte Anton.

„Ja, ja“, bestätigte das Mädchen.

„Die Sache mit dem Pferd ist erledigt“, erklärte Anton, „aber wie steht es mit dem Reiter? Zunächst einmal müssen Sie etwas zu essen haben.“

Sie gaben ihm Wurst, Brot, Kaffee und Feigen. Sie füllten ihm auch die Satteltaschen damit und taten eine Flasche Brantwein hinzu. Anton brachte ihm ein seidenes Halstuch.

„Das brauchen Sie für den Nacken“, sagte er. „Im Walde gibt es Zecken oder Moskitos.“

Zweifellos hätten sie ihm auch Geld gegeben, wenn sie nicht Angst gehabt hätten, ihn dadurch zu beleidigen.

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen beiden danken soll“, sagte Sai. „Sie sind schrecklich lieb zu mir gewesen.“

„Das ist das wenigste, was wir tun können“, sagte Anton, „nachdem ich Sie in der Dunkelheit halb umgebracht habe.“

Sie nahmen ihn mit zu den Ställen. Dort sattelten sie ein Pferd für ihn.

„Der bringt Sie heil nach Anselmo“, sagte Anton. „Die Frage bleibt nur, ob Sie den Weg finden können.“

„Ich glaube, ich werde ihn schon richtig finden“, meinte Hai. „Ich habe einigen Ortsfinn.“

Anton verzog seine Lippen und schüttelte den Kopf. „Hoffentlich, hoffentlich. Haben Sie ein gutes Gedächtnis?“

„Ja.“

„Dann werde ich Ihnen den Weg beschreiben.“

„Gut, und ich werde ihn behalten.“

„Es ist nicht einfach“, sagte Anton. „Zunächst einmal folgen Sie drei Kilometer diesem Weg hier durch den Busch. Dann kommen Sie in eine Gegend, die wie eine große, große Schüssel, eine sehr große Schüssel, aussieht. Dann nach Nordwesten quer darüber hinweg zu einem Loch, einem Sprung, einem Einschnitt, ungefähr so, in den Bergen, ein langes Stück, fünfzehn Kilometer. Da sehen Sie Peones auf Pferden. Einer zeigt Ihnen den Weg. Sie dürfen aber nicht so reiten, nein, sondern so, denn so ist der Boden weich, grundlos. Das geht etwa zwanzig Kilometer so. Dann müssen Sie aufpassen, dann ist da ein Platz wie eine Pfanne, sehr groß, und ein Berg wie so, hoch, aber so, steil ab, sehen Sie, nicht mehr so.“

Das alles war gerade keine sehr klare Wegebeschreibung, aber Handbewegungen verdeutlichten sie. Anton kannte die Gefahren des Verirrens. Er wandte sich daher an seine Schwester, sie möge seine Erklärungen übersetzen. Leider aber hatte sie niemals die Gegend gesehen, die er zu beschreiben wünschte, und außerdem war ihr Englisch nicht viel besser als seins. Immerhin fügte sie ein paar Worte hinzu.

„Nach diesem Weg kommt ein . . . sehr groß.“

„Ein See?“

„Ein was?“

„Ein Wasser.“

„Nein, nein, nein. Sehr groß trocken.“

„Ich verstehe. Ein trockenes Tal.“

„Si, si. Da müssen Sie durch. Oh, es ist sehr lang. Dann sehen Sie den Ausgang. Da ist ein Loch in dem Berg, etwa so.“

„Ein Paß?“ fragte Hai. „Eine Schlucht? Eine Klamm?“

„Si, si.“

„Aber“, sagte Anton, „aber Sie dürfen nicht nach dieser Seite gehen, nicht nach rechts. Halten Sie sich links. Fragen Sie die Peone.“

„Sind denn dort Peone?“

„Überall Peone.“

„Und wenn ich keinen Peon treffe, den ich fragen kann?“

„Schlecht, schlecht“, sagte Anton. „Ein schwieriger Weg. Viele Kilometer. Aber halten Sie sich an den Pfad, der nach Norden durch den Wald führt.“

„Anselmo liegt vom Paß aus nördlich“, sagte das Mädchen.

„Ich werde es schon finden“, sagte Hai.

„Si, si. Sie werden es finden. Es ist nur ein schmaler Weg durch den Wald. Aber nach links. Dann kommen Sie aus dem Walde heraus und dann sehen Sie es.“

Hai hatte oft genug seinen Weg durch die heimatischen Hügel gesucht und gefunden. Er traute es sich auch hier zu. „Ich werde mich schon zurechtfinden“, sagte er. „Ich danke Ihnen. Leben Sie wohl.“

„Con Dios.“

Das Pferd war genau so ungeduldig wie der Reiter. Es drängte seitwärts die Anfahrtsrinne hinunter. Bevor er in den Busch einbog, drehte Hai sich noch einmal um und winkte zurück zu den Freunden. Sie winkten wieder, aber dann sah er sie nicht mehr. Er ritt zwischen Bäumen hindurch, die vom Tau tropften und in denen noch die Nebelfäden hingen.

„Endlich bin ich nun wirklich auf dem Wege“, dachte er, „vierundzwanzig Stunden zu spät und doppelt so weit von Anselmo entfernt wie zu Anfang.“

Der Nebel verzog sich. Es wurde klar, und die Spitzen der Bäume begannen im Licht der steigenden Sonne zu glitzern. Kleine Vögel schossen vor ihm her, so als wollten sie ihm zeigen, daß sie es doch schneller könnten. Sie schrien im Fluge und ihre Schreie klangen, als ob jeder einzelne Vogel ihm zurief: „Komm mit!“

Für eine lange Zeit hörte Hai keinen anderen Laut als die Schreie dieser Vögel und das Stampfen der Pferdehufe. Erst im Weiterreiten fiel ein neues Geräusch in sein Ohr. Er glaubte zunächst, es sei der Wind in den Baumwipfeln. Dann als es lauter wurde, erkannte er es als das Rauschen von Wasser. Er kam um eine Wegbiegung herum und traf auf ein Bild, so herrlich, daß er unwillkürlich die Zügel anzog.

Völlig unerwartet fand er sich in einer Schlucht oder in einem Felsenkessel. Der bisherige Steilhang des Berges zu seiner Linken war plötzlich zu einer senkrechten Felswand geworden, über die aus etwa zwanzig Meter Höhe in weißen stäubenden Nebeln ein Bach herabstürzte. Am Fuße des Wasserfalles war vor langen Zeiten durch einen Bergrutsch eine nahezu ebene Fels-

stufe entstanden, auf der sich das schäumende Wasser in einem breiten flachen Steinbecken sammelte, bis es dann zu einem zweiten Wasserfall hin abfloß. Das Geräusch, das Sai gehört hatte, war das Rauschen dieser Wasserfälle gewesen.

Die Felschlucht und das Wasserbecken jedoch öffneten ihm den Blick auf die Bergflanken vor ihm, die unter der hellen Sonne in tausend Farben leuchteten. Jenseits der kleinen Wasserfläche wuchs der Wald zu mächtigen Höhen an. Entlang des Waldsauemes aber waren die Bäume mit blühenden Schlingpflanzen übergossen wie mit fließendem Feuer. Eine weißblühende Schlingpflanze türmte sich gleich Schnee sogar bis zu den höchsten Baumwipfeln empor und fiel von dort in wehenden Streifen und Bändern herab. Dazu zeigten alle Felsen und selbst die steinernen Wände des Wasserbeckens eine blaßblaue Farbe wie Lapislazuli. Auf den stäubenden Nebeln der fallenden Wasser bildeten sich Regenbogen, und die weißen Vögel, die zwischen ihnen hindurchschwebten, leuchteten in allen Farben des Spektrums auf.

Sai ließ für Sekunden der Bewunderung seine Augen über dieses Bild hingehen. Dann ritt er durch das Wasserbecken bis zu einem Pfad, der sich jenseits des kleinen Sees am Berge hochzog, und wenige Augenblicke später war er schon wieder vom Dämmerdunkel des Waldes umfungen.

„Jetzt kann die große Pfanne oder das trockene Tal nicht mehr fern sein“, dachte er. „Hoffentlich bin ich nicht falsch geritten.“

Raum hatte er diesen Gedanken bei sich ausgesprochen, als sich auch schon das Dickicht des Waldes zu einem

niedrigeren, blütenübersäten und bienendurchsummten Gehölz lichtete, und wenige Meter weiter gelangte er bereits hinaus auf die Savanne und in eine Landschaft, wie er sie noch nie in seinem Leben erblickt hatte.

Sein erster Gedanke war, daß er sich in dem Krater eines Vulkans oder auf dem Grunde eines zwanzig Meilen langen und sieben Meilen breiten Sees befände. Vielleicht war es nacheinander einmal beides gewesen. Jetzt jedenfalls war es eine rings von Bergen umgebene und grasbewachsene Ebene. Adler zogen majestätisch darüber ihre Kreise und gaben dem Bilde eine nur noch eindringlichere Gewalt. Die endlose Leere und die Grenzenlosigkeit dieses Raumes verschlugen Sai den Atem. Er war der Herr dieser Weite, auf der es nichts gab als den Wind und die Halme und hin und wieder hervorstehende Büschel des Grases.

Er vermochte das alles gar nicht so rasch in sich aufzunehmen. Zwischendurch fiel ihm ein: „Hier soll ich doch die Peone treffen, die mir den Weg weiter zeigen werden. Aber ich sehe keine Peone.“ Er suchte mit den Augen die Ebene ab. Ganz in der Ferne erkannte er einige Flecke, weiße und schwarze. „Das sind die Herden“, sagte er sich, „und bei ihnen werden die Peone sein. Wie das Weiß des Viehs in der Sonne leuchtet. Aber es sind Meilen bis dahin. Keines ist hier in der Nähe. Doch was sagten sie, worauf sollte ich achten? Ich soll zehn Meilen nach Nordwesten reiten bis zu einem Loch in dem Berg, etwa so‘. Nun, laß sehen. Das etwa ist die Nordwestrichtung. Und da ist in der Tat auch das Loch‘, als ob dort ein Stück aus den Bergen herausgehauen oder herausgebrochen wäre.

Das ist der Paß, den er gemeint hat. Dorthin geht mein Weg. Also vorwärts. Aber was für ein Land! Was für ein Leben!“

Es war das herrliche Leben eines Mannes mit einem edlen Pferde unter sich und der freien Weite vor sich. Auch das Pferd spürte die Lockung der Ungebundenheit. Sai fühlte, wie es sich streckte und wie es ausgriff, raum-schaffend, unermüdlich, ein Kenner der Savanne. Dabei schreckten seine trommelnden Hufe Myriaden glitzernder grüner Käfer auf, die um sie herumwirbelten, ein Stück neben ihnen herflogen, sich auf Roß und Reiter niederließen und dann wieder davonschwirrten, sirrend, surrend, summend. Ja, das summende Lied der Käfer wurde zu der Musik dieses Rittes, und Sai sang zu ihrer Melodie: „Ich werde sie retten. Ich werde Carlotta retten. Allerdings wird sie ihren Mann heiraten, aber ich werde es vollbracht haben, und wir werden unser ganzes Leben lang Freunde sein, Freunde auf eine eigene Art, an der niemand sonst teilhaben wird.“

Er hielt die Richtung auf den Paß zu, doch seine Augen suchten das Land nach einem Peon ab. Plötzlich fiel ihm die seltsame Beleuchtung auf, die zu seiner Linken über der Ferne lag. Alle Dinge dort im Süden traten so klar hervor, als ob er sie durch ein Fernrohr sähe. Zu gleicher Zeit vernahm er über Meilen hinweg die Rufe der Peone, das Stampfen der Pferdehufe und die Geräusche der weidenden Viehherden. „Seltsam, wie deutlich alles wird“, dachte er. „Vielleicht bedeutet es Regen.“ Die Bergspitzen im Süden wurden heller und heller, bis sie Flammen in den Himmel zu

sprühen schienen. Diese Flammen verwandelten sich kurz darauf in kupferfarbene Wolkenbänder, deren Farbe in halber Höhe des Himmels in Rosa überging. „Es ist, als ob der Himmel fieberte“, dachte Hai. Mit dieser Veränderung am Himmel ging zugleich aber auch eine Veränderung in der Luft und mit dem Pferde vor sich. Die Luft des Rittes war vorbei. Die Käfer hatten ihren schwirrenden Tanz aufgegeben. Plötzlich wurde die Kupferfarbe an den Bergspitzen entlang dunkel wie Brandrauch.

„Es gibt Unwetter“, dachte Hai. „Mir wäre es lieber, ich säße schon im Schutze des Passes, wenn es losbricht. Komm, vorwärts, Pferd.“

Auch das Pferd gab Anzeichen von Unruhe, oder es merkte irgendwie die Unruhe des Reiters. Es war nervös geworden oder auf irgendeine Art, die Hai sich nicht zu erklären vermochte, gereizt. Er selbst fühlte sich zwar ebenfalls nervös, doch die Unruhe des Pferdes gab ihm zu denken. „Ich glaube, es wittert irgendein wildes Tier oder Schlangen“, dachte Hai. Aber er sah weder das eine noch das andere. Außer ein paar schwanzlosen Ratten und einigen piepsenden und flatternden Vögeln schien es überhaupt keine Lebewesen mehr zu geben. Die Wolkenränder zackten sich zu Felsen aus und griffen nach der Sonne. Das Licht schien zu sterben.

„Es kommt ein böser Sturm auf“, dachte Hai, „einer dieser Gewitterstürme, von denen mein Vater Schauerdinge erzählt hat.“ Er warf einen Blick nach links. Die Dunkelheit hatte die Kette der Berge verwischt. Er warf einen Blick nach rechts. Dort standen die

Berge in einer Blut gleich Gipfeln der Hölle. Geradeaus vor ihm lag der Paß, durch den er hindurch mußte. Er sah dort weder Viehherden noch Peone. „Vielleicht sind sie in der Paßsente“, dachte er, „oder in irgendeinem Hof oder Pserch. Hoffentlich sind sie es, denn dann kann auch ich dort einen Unterschlupf finden.“

Die Luft hatte längst ihre Frische verloren. Sie war lau und doch drückend. Obwohl Hai und das Pferd schwitzten, hatten sie beide das Gefühl einer nahen Todeskälte. Alles Unheil der Welt schien nahe vor dem Hereinbruch. Wirre Gedanken schossen Hai durch den Kopf und verschwanden wieder daraus. Er merkte, daß er nicht einen von ihnen zu halten vermochte. Einzelne talergroße Regentropfen klatschten rasselnd auf das dürre Gras.

Hai hatte mit aller Gewalt versucht, den Paß noch vor dem Ausbruch des Unwetters zu erreichen. Er schaffte es auch, aber die Enttäuschung war um so größer. Der Paß war nichts als ein finsternes Loch zwischen den Steilhängen zweier verwitterter Felsen, das mit einer Biegung in ein nur noch finsterees und von einer Gruppe mächtiger Bäume noch mehr verdüstertes Loch hineinführte. „Aber besser unter Bäumen als im Freien“, dachte Hai und ritt auf die schützenden Bäume zu. Das Klappern der Hufe auf den Steinen machte ein hohles Geräusch, als ob Nägel in einen Sarg getrieben würden. Er hielt das Pferd an, um dieses Hämmern nicht mehr hören zu müssen. Er blickte zurück auf den Krater, den er durchritten. Er sah nichts als eine graue Wand, aus der es plötzlich kalt von den Eisgipfeln der Berge herabfiel. Die große Grasebene

war seinen Blicken entschwunden. Das Unwetter jagte heran und hüllte die Welt in sich ein. „Ein bißchen früher“, dachte Sai, „und es hätte mich draußen im Freien erwischt.“ Plötzlich liefen graue Schatten wie Menschengestalten heran und überall, wo ihre Füße den Boden berührten, sprühte es auf. „Tatsächlich, es ist Regen“, sagte Sai, „nichts als Regen, aber was für ein Regen!“

Die grauen Schatten begannen zu seufzen, aber fast im gleichen Augenblick schon wurde aus dem Seufzen ein Zischen, aus dem Zischen ein Rauschen und aus dem Rauschen ein Tosen. Es verschlang auch den letzten sichtbaren Felsen der Savanne. Es jagte in den Paß hinein. Es riß Sai den Atem aus der Brust. Es überschüttete ihn mit einem Sturz von Regen. Es war, als schlugen die Wellen eines Flusses über ihm zusammen. Sai zitterte vor Kälte. Alles um ihn herum hatte sich in Wasser verwandelt. Er stand im Wasser. Er stand unter Wasser. Die Luft, die er atmete, war Wasser. Der Boden unter den Hufen seines Pferdes war dahinschießendes Wasser. Irgendwo ganz nahe krachte Donner. Aber er sah keinen Blitz. Er sah überhaupt nichts, was sich weiter als höchstens fünfzehn Meter im Umkreis von ihm befand.

Der Wolkenbruch hielt etwa zwei Stunden an, dann ging er in einen schweren gleichmäßigen Landregen über, als ob er nie wieder aufhören würde. Gerade diese Gleichmäßigkeit entmutigte Sai. „Es ist ein richtiger Landregen“, dachte er, „der kann tagelang so dabei bleiben.“ Er suchte sich unter den Bäumen das dichteste Blätterdach und hoffte auf das Beste. Nach einer

weiteren Stunde senkte sich der Himmel selbst auf ihn herab. Während das Wasser von oben und unten auf ihn einströmte, wurde es um ihn herum grau und dicht von einem in sich wühlenden treibenden Wolkenmeer. „Das Pferd würde mich hier schon herausbringen“, dachte Sai, „aber es würde mich wieder zu der Estancia zurückbringen, und ich könnte von neuem beginnen. Es ist besser, ich warte hier. Schließlich muß sich ein solcher Regen doch einmal ausregnen. Das hält keine Wolke lange durch. Ich staune überhaupt, wo diese Wolkenmassen nur herkommen. Sowie der Nebel oder der Dunst oder die Wolke sich verzieht, reite ich weiter.“

Nachdem er sich einmal dazu entschlossen, blieb er dabei. Aber auch die Wolken schienen in gleicher Weise entschlossen. Sie wichen nicht. Ja, sie wurden nur noch dichter. „Himmel“, dachte Sai, „diese Wolken denken nicht daran, sich zu verziehen. Ich kann womöglich tagelang darauf lauern.“ Er überlegte sich, daß er bereits Stunden so wartete. „Ich muß dem Pferde etwas zu fressen geben.“

Das Pferd fand seinen Weideplatz selbst und ganz in der Nähe. Es suchte sich ein paar niedrige Büsche, die es mit sichtlichem Behagen abgraste. „Hoffentlich weiß es selbst, was für ihn gut ist“, dachte Sai, „denn ich habe keine Ahnung davon.“

Er band das Pferd an, und suchte für sich selbst einen Schutz gegen dieses unaufhörliche Triesen, aber er fand nichts. „Wahrscheinlich gibt es hier nicht einmal einen Unterschlupf“, dachte er und schauderte sich. „Dabei werde ich den ganzen Tag und die Nacht und Gott weiß wie lange sonst noch hier aushalten müssen.“

Er ging zu dem Pferde zurück. Er hatte Angst, er könne es verlieren, und er wollte auch nicht so allein sein. Das graue Dämmer um ihn herum war inzwischen so dicht geworden, daß er nicht einmal mehr die ausgestreckte Hand zu erkennen vermochte. In dieser Trübe verging eine Ewigkeit. Der Regen fiel unaufhörlich und unvermindert. Sai brachte die Zeit damit hin, daß er das Pferd besorgte, daß er ihm von dem Korn, das Anton mitgegeben hatte, zu fressen gab, daß er es saufen ließ und daß er es dann wieder in der Nähe der Büsche, an denen es weidete, anpflockte. Danach aß er selbst ein wenig von Antons Vorräten. Und dann war es dunkel. Die Nacht war hereingebrochen. Sai machte sich in dem Busch, von dem das Pferd fraß und der nach Zahnpulver duftete, ein kümmerliches Nest. Er legte sich auf eine Streu von heruntergetretenen Zweigen, so daß er zum mindesten nicht im Schlamm zu liegen brauchte. Er krümmte sich in sich selbst zusammen, bis er wenigstens so etwas wie Wärme spürte. Dann schlief er sogar ein wenig, wenngleich er immer wieder aus Angstträumen hochfuhr, das Pferd könne davon-gelaufen sein.

Das also war seine zweite Nacht auf dem Wege zu Don Manuel. Etwa zu der gleichen Stunde, in der er sich auf seine Zweige ausstreckte, hielt Hefekiel Rust im Anblick der Lichter von San Jacinto, weit am anderen Ende der Zentralprovinz, todmüde sein Pferd an, gab ihm zu fressen und zu saufen, pflöckte es für die Nacht an, legte, um die Schlangen abzuhalten, eine Leine im Kreise um sich herum und streckte sich dann unter freiem Himmel im dürren Grase aus. Der alte Mann hatte

einen Ritt hinter sich, wie er ihn nie für möglich gehalten hatte. Aber da er, durch das jahrelange Stadtleben entwöhnt, sattelwund geworden war, brauchte er die Ruhe, ehe er weiterreiten konnte.

XI.

Hai erwachte einige Stunden nach Mitternacht. Ihm schmerzten sämtliche Glieder, und der Schweiß lief ihm aus allen Poren. Es war drückend schwül und totenstill. Der Wald hielt den Atem an, als sänne er über etwas Furchtbares nach. Es war baltendüster. Der Nebel hatte sich verzogen. Dennoch war kein Sternenglißern zu sehen. Der junge Mond war längst untergegangen. Die Luft war so dick und dumpf, daß Hai das körperliche Gefühl hatte, als ob sich ein gußeiserner Himmel auf die Baumwipfel herabsenkte, um die Erde unter sich zu zerpressen.

Die bange Ungewißheit dieses Wartens darauf, daß der Himmel herabfallen solle, wurde plötzlich zerrissen. Donner, Regen und Sturm steigerten sich mit einem Schlage zu so unheimlicher Gewalt und erreichten etwa eine Stunde nach Morgengrauen eine Wildheit, wie Hai sie niemals für möglich gehalten hatte. Dann aber, während es im Walde von stürzenden Ästen und Bäumen krachte, während die Luft nichts war als jagendes Wasser und dahinrasende Splitter, brach ebenso plötzlich die Gewalt des Unwetters. Das dunkle Gewölk verzog sich nach Lee. Die Sonne kam hervor. Der Wind, der bis dahin der Flügel des Todes gewesen, wurde jetzt

zum Bringer des Lebens. Der Sturm war vorüber. Die Natur war ihrer Fesseln ledig. Hai konnte weiterreiten.

Er konnte weiterreiten, aber er hatte wiederum einen ganzen Tag verloren, und der Weg vor ihm war ein anderer geworden. Er befand sich in einer Welt des Chaos wie am ersten Tage der Schöpfung. Der Boden unter den Bäumen war dicht bedeckt mit jungen Blättern, Zweigen und Raupen. Das millionenfache Leben, das sich bei den ersten Regentropfen hervorgedrängt hatte, war durch diese letzten Güsse zu einem Brei heruntergewaschen worden. Der Boden war durch den Regen so aufgewühlt, daß er so aussah und auch die Füße so einsinken ließ wie ein frisch gepflügter Acker in einem nassen November. Hai ritt wassertriefend unter den Bäumen heraus und in die Mulde des Passes hinein. Eine herrliche Minute sah er die Dinge um sich herum in der Sonne glitzern, fühlte er die Wärme ihn durchdringen wie das Leben selbst. Dann begann es von neuem zu regnen, kein schwerer Regen, aber ein beständiges Träufeln.

Kalt und durchnäßt, wie er war, stapfte er zu Fuß weiter durch den Schlamm, führte sein Pferd, das den Kopf hängen ließ, durch Wasserlachen, Moräste und über Steine. Der Regen fiel und fiel. Es gab weder Weg noch Weiser, nur die Pfahrinne, die sich in einen Gießbach verwandelt hatte und ihm die Richtung bergab zeigte. Es gab weder Tier noch Mensch, nur das Geräusch der Wasser und hin und wieder einen Vogel.

„Und das Schlimmste dabei ist“, dachte er, „daß ich jetzt an die Stelle komme, wo ich abbiegen soll, wenn ich

mich recht erinnere. Ich glaube doch, daß er so etwas gesagt hat: bei einer Kreuzung müsse ich mich links wenden. Hoffentlich klärt es sich noch auf, ehe ich die Stelle erreiche.“

Es klärte sich nicht auf. Es regnete weiter.

Sai war nur gespannt, in was für einer Art von Gegend er sich wohl befinden mochte. Er sah nur wenig davon, nur wassertriefende Felswände, dann Nebel, dann Hügelalten, aus denen Wolkenfetzen herausdampften und vorüberzogen. Dann kam er an eine Gruppe von Bäumen mit solch harten Blättern, daß sie im Winde gegeneinander klapperten. Sais Zähne klapperten zur Gesellschaft mit. Danach traf er auf eine Brücke, die allerdings nicht über, sondern durch einen Fluß hindurch führte. Sai mußte seinem Pferde die Augen verbinden, um es überhaupt hinüberzubekommen. Auf der anderen Seite der Brücke, ein Stück oberhalb des Wassers, stand ein Stein mit einer lateinischen Inschrift:

Bete für die Seelen
von Espinar, Gamarro und Belarde,
die hier ertrunken sind.

Sai blickte zurück auf die Brücke und auf das darüber hinweg und zwischen den Geländerpfosten hindurchschießende Wasser und wunderte sich nur, wie er das je lebend überstanden hatte. Er klatschte seinem Pferde dankbar den Hals. Seiner Meinung nach mußte dies der Oberlauf des Flusses sein, den er bei La Boca gesehen hatte. Doch jede Orientierung war ihm längst abhanden gekommen. Er wußte einfach nicht mehr, wo er war.

Er erinnerte sich daran, daß Anton gesagt hatte, nach rechts gäbe es keinen Weg. Daher bog er bei der nächsten Lichtung nach links ab. Er hatte jetzt weder Weg noch Steg mehr unter den Füßen, sondern nur Schlamm und niedriges Gebüsch. Manchmal tauchten aus den Wolkenfleiern die Schatten von Felsen oder von Bäumen heraus. Manchmal hielt er an und rief, hoffte auf eine Antwort, aber nichts antwortete ihm, nur das Rauschen des Regens, der herunterweinte, als sei alle Hoffnung verloren. „Nun, irgendwo muß ich ja enden“, sagte Sai. „Zurück kann ich nicht, selbst wenn ich es wollte, aber der Fluß ist am Steigen, und keine Macht der Welt bringt mich wieder über die Brücke, nun das Wasser noch höher steht als vorhin. Ein Gutes hat dieser Regen ja doch: solange es regnet, gibt es wenigstens kein Waldfieber.“

Das war zwar auch ein Trost, aber er fühlte sich so krank und zitterte so sehr vor Kälte und Schwäche, kein Fieber hätte schlimmer sein können. Nach einer Zeit merkte er, daß es bergauf ging. Nach weiteren Stunden kam er in einen Wald mit riesenhaften Bäumen, in dem es weder Unterholz noch kaum einmal Licht gab. Er ritt durch ein Dämmerdunkel, in dem es von Stimmen seufzte und in dem es wie von Fußtritten tappte. Der Regen troff in Bändern und Fäden durch das Blätterdach. Nebelgestalten hockten hier und da und sahen geisterhaft hinter den Stämmen hervor. Aber während Sai durch diesen Wald ritt, begann der Regen weniger zu werden.

Anfangs glaubte er, er habe sich nur getäuscht und es rühre nur von dem dichteren Wipfellaub her. Doch

dann verzogen sich die Nebelfäden zwischen den Baumstämmen, die jetzt klar hervortraten wie Götter der Größe und des Schweigens. Dann kamen auch die Vögel und die Insekten wieder hervor. Ameisen gingen zwischen dem, was der Regen zu Boden gebracht hatte, auf Raub aus. Die großen roten oder gelben Schwämme zwischen den Baumwurzeln rollten sich auseinander und wurden zu mächtigen Spinnentieren. Hai sah nirgends eine Spur in der feuchten Erde, aber er merkte, daß sein Pferd ihn auf ein unbekanntes Ziel zutrug.

„Gutes Tier“, sagte er, „du weißt hier besser Bescheid als ich. Wenn du mich irgendwo unter Dach bringst, sollst du bedankt sein.“

Aber eine endlose Zeit verging, ehe dieses Dach erschien. Es begann damit, daß es zwischen den Bäumen heller wurde. Doch dieser Anblick allein schon erfüllte ihn mit neuer Wärme. „Die Sonne“, sagte er. „Jetzt schaffe ich es doch noch, wenn ich nur jemanden finde, der mir die Richtung angeben kann.“ Das Pferd ging unentwegt voran, bis es etwa, nach Hais Schätzung, gegen zwei Uhr nachmittags anhielt und wieherte, und andere Pferde ihm wiehernd antworteten.

Nur wenige Schritte vor ihm lag auf einer Lichtung, die in dem jungen Baumbestand leicht zu roden und einzuebnen gewesen war, eine Hütte oder ein Wohndach, aus deren Schornstein Rauch aufstieg. Es war die Hütte eines weißen Mannes und nicht die eines Indianers, denn die Seiten und Stirnwände bestanden aus entrindeten Planken und das Dach aus Holzschindeln. Sie war alt und verfallen. Sie mußte seit Jahren verlassen gestanden haben, dachte Hai, trotzdem stieg Rauch

von ihr auf. Er hielt sie für ein vorübergehendes Lager oder eine alte Winterhütte von Holzfällern. Dennoch war er froh, daß er sie überhaupt gefunden hatte. Zwei blasser Gesichter starrten ihn durch die halbgeöffnete Tür an, und ein Stück vom Hause entfernt standen zwei Pferde angepflöckt, die mit Weiden aufhörten, sich ebenfalls nach ihm umdrehen und ihn anglocken. Als Hai auf die Hütte zu weiterritt, kamen auch die beiden Gesichter in der Tür weiter hervor, so daß er einen Mann und eine Frau erkennen konnte. Der Mann trat ein Stück vor die Tür. Er war ein untersehter Mann mit frischen Farben, mit hellem Haar und einem blonden Schnurrbart. Was Hai aber vor allem auffiel: der Mann machte den Eindruck, als habe er ein schlechtes Gewissen oder als sei er bei irgend etwas ertappt. „Er hat Angst“, dachte Hai. Als der Mann sah, daß der Besucher noch jung war, ging sichtlich ein Ausdruck der Erleichterung über sein Gesicht, eine Erleichterung, die offenbar so groß war, daß er in ein häßliches Lachen ausbrach.

Die Frau hatte sich in die Hütte zurückgezogen, wo sie (nach den Geräuschen zu urteilen) mit Bettzeug herumhantierte, indem sie entweder Betten machte oder Gegenstände in Bettlaken einschlug. Hai sagte sich: „Hier ist etwas faul. Ich habe sie bei irgend etwas überrascht. Und es muß schon eine üble Riste sein, sonst hätte er nicht so viel Angst.“

„Geh hier der Weg nach Anselmo?“ fragte Hai. Der Mann machte ein dummes Gesicht. Hai wiederholte seine Frage mehr als einmal. Nach einer Weile kam die Frau an die Tür.

„Anselmo?“ fragte sie.

„Si, si, Anselmo.“

„Por aqui, Anselmo.“

Die Frau war zerlumpt und hager, hatte in dem einen Auge einen Fleck. Ihre Lippen und die Nase schienen geschwollen.

„Dies ist also der Weg nach Anselmo?“ fragte Sai.
„La via a Anselmo? Die calle oder route à l'Anselmo?“

„Si, si“, antwortete die Frau und nickte.

Der erste Wunsch des Paares, den Fremden so rasch als möglich von der Hütte zu entfernen, ohne daß er erst einen Blick hineinwarf, war inzwischen einem anderen Wunsche gewichen. Die beiden tauschten einen seltsamen Blick, der Sai höchst verdächtig war. Der Mann hatte mächtige Muskeln. Sein rechter Unterarm war erst vor kurzem gequetscht oder gekraßt worden. In seiner Hose hatte er eine Revolvertasche, in der offensichtlich eine Waffe gesteckt hatte. Im Augenblick zwar war keine darin.

„Por aqui, Anselmo“, sagte der Mann, nahm Sais Zügel und führte das Pferd von der Hütte fort.

„Er dir zeigen“, sagte die Frau auf Englisch.

„Ist es weit bis Anselmo?“ fragte Sai.

Der Mann sagte, er könne nichts verstehen.

„Ich verstehe ebenso wenig“, dachte Sai, „was ihr beiden hier im Walde zu schaffen habt. Ihr wohnt nicht hier. Ihr seid erst vor einer Stunde hierher gekommen. Denn es führen keine Spuren zur Tür, außer den ganz frisch in den Schlamm eingetretenen. Warum seid ihr zwei mitten im Regen hier herausgekommen, um irgendetwas in Bettlaken einzuwickeln? Und was habt ihr in die Bettlaken eingewickelt? Ja, was?“

Der Mann führte ihn an den beiden angepflöckten Pferden vorbei in den Wald und auf einen Pfad, den die Pferde erst vor einer Stunde oder so gekommen waren. Sai kannte seit seiner Kindheit Fußspuren. Er entdeckte plötzlich in dem weichen Boden die Spur eines dritten Pferdes. Drei Pferde waren an diesem Morgen zu der Hütte gekommen. Das dritte war plötzlich im Walde verschwunden. Warum?

Der Mann führte ihn weiter, sagte kein Wort, aber dachte um so mehr. Sai sah sich um und sah, wie die Frau sich von der Hütte fort in den Wald schlich. „Ich möchte wissen, ob ich nicht doch nur im Kreise herumgeführt werden soll, damit sie mich dann von hinten anfallen kann?“ dachte er. Er sah wieder nach vorne und sah, daß der Mann ihn mit einem seltsamen Ausdruck anblickte.

„Ich glaube, die beiden haben nichts Gutes im Sinn“, dachte Sai. „Ich muß hier heraus.“

Für einen Augenblick wußte er sich keinen Ausweg, vor allem nicht ohne einen Führer. Dann aber wurde ihm die verbrecherische Absicht des Paares so sehr zur Gewißheit, daß es ihn zum Handeln zwang. Eine innere Stimme sagte ihm: „Dort hinter der Tür lag ein Toter, ein Ermordeter, ein junger Bursche wie du.“ Ein Bild tauchte ihm vor den Augen auf: die Frau hinter der Tür rollte eine Leiche in ein Bettlaken ein; jedesmal, wenn sich das Gesicht des Toten nach oben herumwälzte, zeigte sich ihm sein eigenes Gesicht. „Vielleicht ist das alles nur Hirngespinnst“, dachte er, „aber ich will von dem Kerl los.“

Er hielt das Pferd an. Er wandte sich mit einem Zeichen an den Mann. Er wußte bei Gott und der Welt nicht, was er im nächsten Augenblick tun würde.

„Dis donc“, sagte er in einem Raubertwelsch, „esta Anselmo loin d'ici? Anselmo . . . sabe? Anselmo, est il bien loin? La ville d'Anselmo est il weit?“

Der Mann nickte mit dem Kopf und grinste, als ob er ihn in Sicherheit wiegen wolle. Irgend etwas in dem Gesicht des Mannes, die Tränensäcke unter den Augen, erinnerten Sai an ein Porträt von Heinrich VIII. Er sah übel aus, weil er Übel tat und Übles plante. Der Mann wandte sich wieder voran. Er schien das Pferd von dem Wege herunterlenken zu wollen. „Wahrscheinlich“, dachte Sai, „ist die Frau die Mörderin. Sie hat den Revolver. Er wird mich im Kreise zu ihr herumführen, und sie wird mich hinter einem Busch hervor niederknallen. Aber er hat Kräfte wie ein Stier. Ich kann ihn weder niederschlagen, noch mich von ihm losmachen, ohne daß es mir an das Leder geht. Doch was kann ich sonst tun?“

Die Stimme in seinem Inneren sagte: „Sage ihm einfach einen Schreck ein.“ Aber er schien nicht gerade der Mann zu sein, der sich so leicht einen Schreck einjagen ließ. „Ich könnte das Pferd scheuen lassen“, dachte er, „doch dann werde ich womöglich selber abgeworfen.“

„Dis donc“, begann er wieder, „sont ils beaucoup de guardias civiles in Anselmo? Moi, je ne veux pas le police. Sabe? Comprende Usted? Police? Muchas guardias me muchas afraido.“

Der Mann sagte etwas auf seine brummige Art und wollte sich wieder daranmachen, das Pferd vom Wege herunterzulenken.

„Die Sache beginnt kritisch zu werden“, sagte sich Sai. „Ich muß versuchen, ihn zu überrumpeln.“

Er war gerade drauf und dran, dem Pferde die Hacken in die Seiten zu schlagen, als die Frau ihnen nachrief. Der Mann blieb stehen und rief zurück. Aus der Antwort der Frau glaubte Sai zu verstehen, daß sie den Mann zu irgend etwas brauchte, mit dem sie allein nicht fertig wurde. „Wahrscheinlich braucht sie ihn, damit er ihr den Revolver lädt“, dachte er. Der Mann schien wütend über das Verlangen der Frau. Er schien zu fragen, ob sie denn nicht allein fertig werden könne. Sie antwortete: „No.“

Der Mann knurrte in der Kehle. „Bah. Las mujeres.“ Er ließ den Zügel los, warf Sai einen drohenden Blick zu, der übles ahnen ließ, und sagte dann etwas, das zu bedeuten schien: „Bleib hier. Ich bin in einer Minute wieder da.“ Er machte sich in der Richtung, aus der die Frau gerufen hatte, durch den Wald. Sai ließ ihn sich etwa zehn Meter entfernen, dann riß er das Pferd herum und trieb es voran. Der Mann drehte sich um und rief ihm nach, er solle anhalten. Als das Pferd dann richtig ausgriff, warf Sai noch einmal einen raschen Blick über die Schulter und sah, daß der Mann zu den angepflöckten Pferden zurücklief.

„Das Untier will hinter mir herjagen“, dachte er, „und er wird mich auffspüren, selbst wenn ich ihn auf eine falsche Fährte zu locken versuchte. Das Schlimmste aber ist, daß ich nicht einmal weiß, ob ich auf dem Wege nach Anselmo oder nach Neu-Jerusalem bin. Doch irgendwo werde ich schon herauskommen. Dieser Wald kann auch nicht ewig dauern.“

Fast im gleichen Augenblick scheute sein Pferd vor einer Blutlache, neben der sich kaum eine Stunde alte

Fußspuren fanden. Große blaue Schmetterlinge saßen rings um die Lache und sog an dem Blut. „Hier haben sie ihn ermordet“, dachte er, „und die beiden werden jetzt hinter mir her sein, weil ich darum weiß.“

Als er nach einer Stunde zum dritten Male anhielt, um auf die Verfolger zu lauschen, gewann er die Gewißheit, daß er nicht verfolgt wurde. Er ritt langsam weiter durch den Wald und überließ die Richtung seinem Pferde, das jetzt zu wissen schien, wohin es zu gehen hatte. Soweit er es in dem Dämmer unter den Bäumen zu beurteilen vermochte, ritt er nach Westen, wenn auch nicht in gerader Richtung, denn die Dornendickichte zwangen ihn das eine Mal hierhin, das andere Mal dorthin auszuweichen.

Dann begann es über ihm in den Wipfeln zu rauschen. Scharen von Vögeln fielen schreiend und kreischend in die Bäume ein und suchten sich ihren Ruheplatz. Plötzlich wurde es ringsum im Walde dunkel, als ob jemand den Lichtschalter abgedreht hätte. Sai wußte, was es bedeutete. Sein Vater hatte ihm oft davon erzählt. Wenn die Sonne hinter dem Monte Melchior verschwand, blieb kaum noch Büchsenlicht. „Der Tag ist vorüber“, dachte Sai. „Bald wird es Nacht sein, und ich habe noch nicht einmal den Weg nach Anselmo gefunden. Komm, los, gutes Tier, und bring mich aus dem Walde heraus.“

Das Pferd schien irgendein Ziel vor sich zu haben. Doch als es nach einer Stunde des Weiterreitens ganz dunkel zu werden begann, befand er sich noch immer im Walde, der sich weder zu lichten versprach, noch in dem menschliche Laute zu hören waren. Wenn Sai einmal

anhielt und rief, antwortete ihm nichts als das plötzliche Verstummen der Vögel und Tiere. Er war wie verschollen in den Tiefen der Wälder, ohne Hoffnung und allein.

Vielleicht war dem Pferde irgendwo in dieser Gegend und in der Vergangenheit einmal etwas Gutes getan worden, so daß es auch jetzt wieder jenem Orte zustrebte. Als es fast schon zu dunkel zum Weiterreiten geworden war, trug es seinen Reiter auf eine Lichtung, wo Indianer die Bäume niedergebrannt, gerodet und ein Maniokfeld angelegt hatten. Indianer und Manioksträucher waren längst verschwunden, aber die Rodung war noch als ein offenes Viereck, etwa fünfzig zu achtzig Meter, vorhanden und mit einem zwei bis drei Fuß hohen gelben Gras bewachsen. Über der Lichtung wölbte sich der Dom oder die Tiefe eines veilchenblauen Himmels, an dem bereits Sterne standen.

Das Pferd brach auf die Grasfläche hinaus und begann sofort hastig zu weiden. Sai stieg ab und blickte sich um. In der einen Ecke der Lichtung entdeckte er einen Wassertümpel.

„Es ist besser, ich bleibe für die Nacht hier“, dachte er. „Ich habe mich verirrt. Vielleicht finde ich morgen früh einen Ausweg. Wenn ich nur die Sonne oder den Polarstern sehen könnte, wüßte ich ihn sofort.“

Sai sattelte das Pferd ab, rieb es mit Gras gut trocken, halfterte es und band es an einen Baum. Dann sammelte er ein paar Arme voll Gras, warf es ihm vor und, während es fraß, sprach er mit ihm, um sich selbst zu trösten.

Den ganzen Ritt über hatte er nichts zu sich genommen, zum Teil aus demselben Gefühl heraus, aus

dem er beim Frühstück zu sich gesagt hatte: „Hoffentlich bekomme ich meine nächste Mahlzeit in Anselmo.“ Jetzt, nun er einsah, daß er auch nach vielen Stunden noch nicht in Anselmo sein würde, holte er den Proviant aus den Satteltaschen. Der Regen hatte das Brot zu Brei werden lassen. Aber Hai krazte etwas von diesem Brei zusammen und aß Wurst dazu. Er trank Wasser aus dem Tümpel, das moorig schmeckte. Er stellte fest, daß er noch eine Mahlzeit von dem Brotbrei in seiner Tasche hatte und daß auch für das Pferd eine gute Haferfütterung übrigblieb. Diese Dinge beschloß er für den Notfall aufzusparen. Zwischen dem Brotbrei fand er vier Silberpeseten, die Anton und das Mädchen dort heimlich hineingesteckt hatten. Es rührte ihn tief.

Aber das Gefühl, das alles andere in ihm überwältigte, war die Sorge um die Freunde, die auf ihn hofften. „Sie müssen ja glauben, daß ich sie getäuscht habe“, dachte er. „Doch sie werden schon jemand anders geschickt haben. Wenn es Hesekiel genau so ergangen ist wie mir, dann möge Gott Carlotta beistehen. Ja, Gott möge ihr beistehen.“

Ein seltsames weißes Leuchten schien hoch herab durch die Baumwipfel. Im nächsten Augenblick schon war es erloschen. Alle Dinge blieben in einem gespenstischen Dunkel zurück.

„Das ist die Nacht“, dachte Hai, „einsam und verloren. Es ist meine dritte Nacht, die ich unterwegs bin, und dennoch habe ich noch nicht einmal meinen Weg gefunden. Aber ich werde ihn finden und morgen früh breche ich bei Tagesgrauen auf. Irgendwie schlage ich mich durch.“

Die Sterne über ihm wurden strahlender. Die Vögel schwiegen einer nach dem anderen. Alle Laute im Walde wurden mit einem Male heimlicher. Die Leuchtkäfer schwirrten wie kleine helle Flammen umher. Hai sammelte noch einmal Gras für sein Pferd, band es noch einmal fester, und machte sich selbst ein Lager aus Gras. Aber er konnte nicht schlafen. Ihn fror.

Am Morgen dieses dritten Tages von Hais Irrfahrt war Hesekiel Rust vor das Haus in Encarnacion galoppiert, wo Don Manuel an der Bahre seiner Mutter die Totenwache hielt. Hesekiel wurde vor Don Manuel geführt, richtete seine Botschaft aus und fügte noch das eine oder andere aus dem Wissen der Unterwelt von Medinas hinzu. Don Manuel wartete eine halbe Stunde, bis daß seine Mutter zur Erde bestattet war. Dann ritt er nach San Jacinto, um weitere Boten, die aus der Hauptstadt kommen konnten, gleich abzufangen. Am frühen Nachmittag rief er alle seine Freunde und Anhänger in den westlichen Provinzen auf, sich mit Waffen, Proviant und Pferden an einer Stelle auf dem Ostufer des San Jacinto-Flusses einzufinden. Genau um die gleiche Zeit, als Hai sich auf sein Lager niederließ, traf Don Manuels erster Anhänger mit zwanzig Mann aus Santiago auf dem Sammelplatz ein. Hesekiel Rust bekam im Hotel von San Jacinto ein Bett und das Versprechen, daß er nie wieder in seinem Leben Not zu leiden brauchte.

XII.

Nachdem Hai zwei Stunden zusammengekrümmt mit den Knien unter dem Rinn und mit seinem Sattel als Zudecke dagelegen hatte, begann er wenigstens das Gefühl zu bekommen, als ob ihm warm würde, und schlief ein.

Sein Schlaf, so unruhig und von Gliederschmerzen und Alpträumen heimgesucht er auch war, war tief. Die Ewigkeit ging über ihn hinweg wie ein Meer. Er lag in der tiefsten Tiefe des Abgrundes, über ihm wölbte sich die Unermeßlichkeit des Universums, doch der eine winzig kleine Schmerz, der ihn eiskalt vom Rücken bis in den Leib durchfuhr, das war er, er selbst. Vor der Unermeßlichkeit des Weltalls war dieser Schmerz nur ein Nichts, aber für ihn bedeutete er alles. Denn dieser Schmerz bohrte und bohrte und wollte ihn zwingen aufzustehen. „Ich muß aufstehen“, murmelte Hai vor sich hin. „Ich muß aufstehen.“

Eine Stimme aus dem Herzen aller Dinge rief ihn an, er solle aufstehen. Mit Gewalt entriß er sich den Fesseln und Qualen des Traumes und entfloh in die Kühle und die Ruhe der Wirklichkeit. Er warf den Sattel beiseite und richtete sich unter Schmerzen auf. Über ihm flimmerte die wirre Pracht des südlichen Sternhimmels, die dem verirrtten Wanderer kaum einen Wink für seinen Weg gibt. Das Gras um ihn herum schien farblos bleich, die Baumstämme pechschwarz, die Spitzen der Halme und Zweige leise zu schwanken. Aus der Nähe des Wassertümpels kam ein Knistern, als ob dort eine Maus zwischen trockenen Ästen schnüffelte.

Von allen diesen Bildern aber trat ihm plötzlich das eine in das Auge, um das es hier ging. Sein Pferd starrte gespannt, reglos und stumm auf etwas hin, das Hai nicht zu erkennen vermochte. Das war es, weswegen es ihn angerufen hatte, er solle aufstehen. Der stumme Schlafkamerad Pferd hatte ihn angerufen, er solle aufstehen und dem Feinde entgegentreten. Eine Welle der Furcht ging von dem Pferde auf seinen Herrn über. Hai setzte sich auf und starrte, wie das Pferd starrte. Er richtete sich auf die Knie und starrte weiter.

Er vermochte nichts zu erkennen als den gelben Streifen des Grases gegen das Schwarz des Waldes, aber irgendwo dort drinnen war etwas, auf das sein Pferd mit allen Fibern lauschte. In diesem Verschwommenen und Unbestimmten vor der finsternen Wand war etwas unterwegs, unhörbar, unsichtbar, aber es sah herüber. Was war es? War es eine Schlange oder ein Puma oder ein Geist dem Grabe entstiegen? Hai fühlte, wie sich ihm das Haar über der Stirn sträubte. Er hörte die Schweißtropfen fallen, die ihm und dem Pferde herabrannen.

Wie lange es gedauert haben mochte, wußte er nie zu sagen. Da kam plötzlich aus dem undurchdringlichen Dunkel dort vor ihm ein kaum noch wahrnehmbarer Laut, doch er bedeutete das Ende der Spannung. Etwas Dunkles schien in diesem Augenblick zurückzutauhen in das Dunkle hinter ihm. Kein Geräusch eines Fußes, keine Bewegung des Grases war zu vernehmen, nichts Sichtbares, auf das man hätte schwören mögen, nur die Ahnung von etwas Riechbarem, der ferne Hauch eines leisen Moschusduftes. Aber das Etwas war nicht mehr

da. Das war gewiß. Hai glaubte zu hören, wie sein Pferd einen Seufzer der Erlösung ausstieß. Er selbst tat es.

Mit diesem Seufzer der Befreiung bei Mensch und Tier war die Spannung mit einem Schlage zerrissen. Das Unheil schien sich zu verziehen. Das Pferd wagte es wieder, seinen Stand zu wechseln. Danach begann auch die Nacht, die für Minuten ihren Atem angehalten zu haben schien, wiederum mit den Myriaden Stimmen ihrer grausamen Finsternis zu sprechen. In das Wispern und Rauschen des Laubes mischten sich das Rasseln der Schlangen, die Wehschreie der Beutetiere, das Kreischen der Fledermäuse, die auf Nachtfalter jagten, und das blutgierige Summen von Millionen von Insekten.

Zwei Stunden blieb Hai bei seinem Pferde stehen, wartete und wachte, bis auch er es wagte, sich wieder zur Ruhe zu legen. Die Insekten nahmen ihm den Blutzoll ab, aber es gelang ihm doch, sich wenigstens etwas zu schützen, und da er jung und außerdem müde war, schlief er eine weitere Stunde.

Plötzlich wurde er von neuem durch jene innere Stimme geweckt, die ihm sagte, daß die Gefahr, was sie auch sein mochte, wieder zurückgekehrt war. Er hörte, wie das Pferd sich mit einem leisen Warnlaut herumdrehte und sich mit dem Kopf in eine neue Richtung stellte. Auch Hai blickte in die gleiche Richtung, doch er sah nichts als das Dunkel der Bäume, deren höchste Spitzen jetzt in dem trügerischen Vormorgendämmer wie aus Stahl gemacht schienen. Hai stellte sich neben das Pferd und legte ihm einen Arm um den Hals. Tier und Mensch

schwiegen gespannt, aber zwischen ihnen schwang die gleiche Furcht. Was dort vor ihnen war, vermochte Hai nicht zu sehen, aber das Pferd sah es. Das einzige, was Hai zu erkennen glaubte, war ein schwarzer Schatten, der sich vor der unbewegten Schwärze bewegte. Als ihm das Warten unerträglich wurde, rief er ihn an.

„Ich sehe dich“, rief er. „Was willst du?“

Es kam weder Antwort noch irgendein Laut. Die einzige Folge dieses Anrufes schien zu sein, daß die Spannung nur noch gespannter und die Stille nur noch stiller geworden war. Als Hai von neuem und mit letzter Anstrengung in das Dunkel vor ihm hinausstartete, merkte er, daß jener schwarze Schatten überhaupt nicht vorhanden, daß aber etwas anderes dort war, nur was? Was vermochte so schweigend, so schleichend wie ein Fieber und so mörderisch wie eine Seuche zu sein? Eine halbe Stunde lang sann es über sein Vorhaben nach.

Dann aber war es wie vorhin von einem Augenblick zum andern nicht mehr da. Es war verschwunden. Hai sah zum Himmel hinauf und sah plötzlich, daß der Stahl der Baumspitzen glänzte und Farbe bekommen hatte. Die Vögel dort oben in den Wipfeln erwachten mit einem Male. Ein Zwitschern und Flügelschlagen setzte sich fort von Baum zu Baum, bis es in allen Zweigen lebendig war. Helles schrilles Schwazen und Kreischen voller Luft und Leben tönte durch den ganzen Wald. Mit lautem Flügelschlagen schüttelten sich ein paar große Vögel den Schlaf aus den Federn. Die Vormorgendämmerung, die den Himmel mit einem ersten warmen Schein überzogen hatte, verblaßte noch einmal

wieder. Dann aber, fast im gleichen Augenblick, lichtete sich die Dunkelheit und löste sich auf. Der Frührottschein flammte über den ganzen Himmel und machte die Baumspitzen erglühen. Innerhalb weniger Minuten war der Morgen da. Hai fror, fühlte sich elend, seine Haut war angeschwollen von juckenden Insektenstichen, aber er war den Mächten der Finsternis entronnen. Die Nacht war vorüber. Er hatte niemals gewußt, was Nacht war. Jetzt wußte er es.

Nun alle Dinge wieder Wärme und Farbe hatten, sah er sich auch die Stelle an, von wo Gefahr gedroht hatte. Die Drohung war davon. Das Pferd graste friedlich. Hai fand weder Zeichen noch Spur. Nur ein schwacher Hauch oder Dunst von Moschus hing noch kaum wahrnehmbar zwischen den Gräsern. „Es ist sicher kein Moschus“, sagte sich Hai. „Aber es hat die gleiche Schärfe. Es riecht nach Gift und nach Tod. Wir müssen hier fort.“

Nachdem er sein Pferd besorgt und gefüttert und selbst gegessen hatte, verließ er die Lichtung. „Ich kenne jetzt die Richtung“, sagte er. „Ich reite nach Norden, wahrscheinlich gerade auf Anselmo zu. Jeder Weg nach rechts bringt mich nach La Boca, jeder Weg nach links zu weit nach Westen. Wenn ich so wie jetzt weiterreite, muß ich zu Mittag aus dem Walde herauskommen. Was nur Rosa von mir denken wird, daß ich so viele Tage vertröbelt habe? Aber ich werde doch noch mein Ziel erreichen, so daß sie sich meiner nicht allzusehr zu schämen braucht.“

Schon nach zwei Minuten merkte er, daß sein Pferd nicht mehr das alte war. Es hatte keinen Mut mehr.

Es fehlte der Einklang zwischen Kopf und Reiter. „Armer alter Bursche“, dachte Hai. „Vor schier Angst ist er die ganze Nacht wach geblieben und läßt nun den Kopf hängen.“ Aber eine Stunde ritt Hai ruhig seinen Weg. Der Wald war offener als am Tage zuvor, mit eingestreuten kleinen Savannen, auf denen Hai am Fall der Schatten seine Richtung bestimmen und einhalten konnte. Er war jedesmal froh, wenn er über eine solche Savanne ritt. Die Wärme und das Licht wirkten auf ihn belebend wie Wein. Aber sein Pferd ging unter ihm wie ein Holzkloß, ohne Mut, ohne Leben, und auch sein eigenes Herz war durch die ewigen Hindernisse wund geworden. „Immerhin habe ich jetzt mein Ziel vor mir“, dachte er.

Er traf auf eine grüne offene Fläche, die von Wassertümpeln unterbrochen war. Wälder von Schilfrohr mit zartgliedrigen Halmen, die von blaßblauen Blütenbüscheln gekrönt waren, umstanden die Teiche. Schwärme von kleinen Vögeln mit goldenen Brüsten flatterten glitzernd darüber hin oder hingen schwankend an den Blütenbüscheln. „Vorsichtig“, murmelte Hai, „hier ist Sumpf.“

Das Pferd kannte die Lücken dieses Bodens. Es weigerte sich. Hai stieg ab, um nach einem Durchgang zu suchen. Vor ihm schien grundloser Morast, der in eine offene Wasserfläche überging, um auf der anderen Seite wieder als Morast zu erscheinen. Dann und wann kroch eine rote Schildkröte aus einem Wassertümpel hervor, über den Schlamm hinweg, um im nächsten Tümpel wieder unterzutauchen. „Eine liebliche Gegend“, dachte Hai. „Ich muß drum herum. Ich werde nach rechts abbiegen und sie umreiten.“

Unbekümmert machte er sich auf den Weg, aber nachdem er bereits zwei Meilen und mehr geritten war, sah er noch immer kein Ende. Im Gegenteil, anstatt aufzuhören, schien sich der Sumpf nur noch zu verbreitern und in einen See auszulaufen, dessen Ufer aus grundlosem Schlamm bestanden und dessen Wasser alle Bäume, die es umspülte, zum Absterben gebracht hatte. Drei- oder vierhundert tote Bäume standen in diesem Teich, dessen Wasser die Farbe von geronnenem Blut hatte. Die Bäume trugen weder Blätter noch Rinde. Sie standen da wie Totengerippe. „Ein fröhlicher Ort“, dachte Sai, „eine erstklassige Dekoration für ein Leichenschauhaus.“

Nichts ließ auf einen Übergang oder die Möglichkeit eines Umgehens schließen. Der Blutpfuhl zog sich weiter bis zu einer Art Ölpfuhl, dessen schwarzes und dickflüssiges Wasser von einer regenbogenfarbenen Haut überzogen schien. Dahinter folgte dann wieder ein Sumpf, in dessen Tümpeln riesige Pflanzen mit Stielen gleich den Wurzeln der Schwertlilie oder gleich Knäueln ineinander verschlungener Schlangen wuchsen.

„Da ich hier nicht herum kann“, sagte sich Sai, „muß ich umkehren und es am anderen Ende versuchen.“ Die Moskitos fraßen ihn hier bei lebendigem Leibe. Wenn er sich auf den Nacken klatschte, war seine Hand voll Blut. Da er gehört hatte, daß Öl die Moskitos vertreiben solle, schöpfte er von einem der Tümpel die Haut ab und schmierte sich damit Hände, Gesicht und Nacken ein. Das brachte wenigstens für eine Zeitlang Erleichterung.

Auf der anderen Seite fand er eine Landzunge, die sich anscheinend quer durch den Sumpf erstreckte. „Hier ist ein Weg“, dachte er, „hier kann ich hinüber.“

Nach einer Meile, die er über offenes Land ritt, schloß sich zu beiden Seiten das Schilf, so daß er durch eine schmale Gasse zwischen den graugrünen und goldenen und mit blauen Federn gekrönten Salmwänden dahintritt. Er mußte das Pferd beständig vorantreiben. „Was ist denn mit dir los, alter Bursche?“ fragte er. Das Pferd ließ den Kopf hängen und zitterte. „Ein böses Zeichen“, dachte Hai, „aber ich muß weiter.“

Er sprang ab und führte das Pferd, bis die Schilfwand ihm auch quer den Weg verstellte. Er drang ein Stück in das Schilf ein. Dann merkte er, daß er bis über die Schuhe in Wasser sank. Aber die Schilfwurzeln oder der Erdboden oder auch beides zusammen boten seinen Füßen einen Halt, so daß er darauf stehen und treten konnte. „Es wird schon gehen“, sagte er, „es scheint einigermaßen sicher zu sein. Doch ganz gleich, dies ist die Richtung, und der Sumpf wird auch mal ein Ende haben. Ich muß sowieso bald drüber weg sein. Und einen neuen Weg zu versuchen, hieße bloß Zeit vergeuden.“

Er patzte wieder hundert Meter weiter und zog das Pferd hinter sich her. Je weiter er vordrang, desto dichter wuchs das Schilf. Die Blätter waren hart wie Raktus und die Halme zäh wie Bambus. Er mußte sich mit dem Rücken voran hindurchdrängen. Manchmal kam er nicht weiter, dann mußte er einen allzu dichten Busch umgehen. Der Schweiß lief ihm dabei von der Stirn. Vögel, die noch nie einen Menschen zu Gesicht bekommen hatten, strichen vor ihm hinweg. Um ihn herum war das tiefe unaufhörliche Summen der Insekten. Sie flogen ihm mit Vorliebe in die Augen.

Sie krochen ihm unter das Hemdqueder. Ihre Bisse brannten wie Feuerfunken. Plötzlich schien es hinter den Halmen licht zu werden. Sai drängte sich hinaus in das Freie. Er stand bis fast zu den Knien in einem zwei oder drei Meilen langen und eine Meile breiten See. Darüber hinweg sah er keinen Weg.

Im gleichen Augenblick gab es ihm einen scharfen schmerzhaften Riß am Bein. Er trat um sich und stürzte zurück in das Schilf. „Das war einer von den Freßfischen, von denen mein Vater Märchendinge erzählt hat“, dachte er, als er sich von dem Schreck erholt hatte. „Die fressen einen Menschen auf. Ich darf also auch nicht einmal hinüberschwimmen.“

Niedergeschlagen kehrte er durch das Schilf zurück. „Gerade als ich glaubte, ich wäre schon drüben“, murmelte er. Dabei merkte er erst an diesem Rückweg, wie weit er in Wirklichkeit vorgeedrungen war. Es schienen Meilen zu sein, ehe er seinen Ausgangspunkt wieder erreicht hatte.

„Zum Henker mit allem“, sagte er, als er sich eine Weile ausruhte und überlegte. „Ich habe es nach Osten versucht, ich habe es auf dem geraden Wege versucht. Wenn es hier überhaupt noch einen Weg nach Norden gibt, dann muß er im Westen zu finden sein. Es ist jetzt fast Mittag, und ich bin noch nicht weiter.“

Also machte er sich auf nach Westen. Er ritt durch einen Wald mit mächtigen Baumriesen, die über ihm dastanden gleich Göttern, die dem Krabbeln eines Käfers im Sande zusehen. Nachdem er eine Stunde geritten war, bog er in ein Tal ein, durch das plötzlich Regendunst heruntergefegt kam. Er war weniger heftig

als der Regen gestern, aber er regnete sich ein, als ob er für ewig anhalten wollte. In wenigen Minuten war der Wald ein trübes Gewoge, in dem gespenstische Wolkengebilde schattenhaft verschwammen, auftauchten und wieder verschwammen.

Hai hielt für Stunden die gleiche Richtung bei, bis er wieder durch einen Sumpf aufgehalten wurde. Ein Bach oder ein Fluß, der vielleicht in das westliche Ende des Sees einmündete, hatte hier weite Strecken des Waldes versumpft. Ein fauliger Schlamm versperrte ihm den Weg. Hier gab es keinen Durchgang. Hai bog nach rechts und traf wieder auf Schilf und Wasser. Er bog zurück nach links, flußauf, bis das Pferd stehen blieb und nicht mehr weiter wollte.

Hai hatte für den Notfall noch einen Rest Hafer aufgespart. Das Pferd schnupperte daran herum, aber wollte nicht fressen. „Armes Tier“, dachte Hai, „es ist ihm zu viel geworden. Ich werde es abreiben und ausruhen lassen. Wenn wir uns beide ein wenig ausruhen, wird es uns beiden nicht gerade schaden.“ Nachdem er das Pferd besorgt hatte, suchte er sich, so gut es ging, einen Unterschlupf und schlief sofort ein. Er erwachte einmal und merkte, daß ihm der Regen in das Gesicht strömte. Er erwachte ein zweites Mal und merkte, daß der Regen aufgehört hatte. Dann aber nahm ihm der Schlaf Leib und Seele wie einen Toten gefangen.

Hai verschlief den ganzen Nachmittag und würde auch bis weit in die Nacht hinein geschlafen haben, wenn ihn nicht plötzlich das Knattern einer Salve von Gewehr- schüssen, die von weit herübertönten, aufgeweckt hätte.

„Da haben wir es“, rief er und sprang auf. „Das ist Don Manuel, der Hilfe bringt.“ Weitere Schüsse folgten, zu Anfang in Salven, dann vereinzelt. Er lauschte gespannt. Er glaubte Pferdegetrappel zu hören, viele Pferde und Pferde in raschem Trabe. Jedenfalls klang es so. „Das kann natürlich nicht Don Manuel sein“, sagte er, als er sich wieder gefaßt hatte. „Aber es können ‚Weiße‘ sein, die ‚Rote‘ in die Flucht jagen. Doch ganz gleich, es sind Menschen. Der Wald ist zu Ende. Vielleicht ist es sogar Anselmo. Komm, mein Pferd. Die Welt hat uns wieder.“

Das Pferd schien frischer zu sein, entweder weil es ausgeruht war oder weil es die Brüder gehört hatte. Als Hai aufsaß, ging es mit neuem Mut voran. Nach einer Viertelstunde wieherte es. Vor ihnen auf lief ein Pfad.

„Das ist er“, rief Hai, „der kleine Pfad nach Anselmo, von dem Anton gesprochen hat. Jetzt sind wir sofort im Freien. Gerade zur rechten Zeit, denn ich habe länger geschlafen, als ich wollte. Es ist schon fast Nacht.“

Die Sonne stand in der Tat bereits hinter dem Monte Melchior. Die Vögel waren schon zu Nest gegangen und schwasteten sich in Schlaf. Der Himmel, der hier und dort durch das Laub sichtbar wurde, rötete sich, verblaßte zu Gelb und ging dann über in Grün, aus dem nun die Sterne auftauchten. Die Feuerfunken der Leuchtkäfer begannen auf der Luft zu schwimmen. Kühle, Stille und Dunkelheit traten in den Wald. Hai schauderte. Dennoch klopfte sein Herz voller Hoffnung, denn auch sein Pferd ging mit neuer Zuversicht. Dann kam von ganz fern herüber das Brüllen von Röhren, das Hai fast die Tränen in die Augen treten ließ. Es war

der gleiche Laut, mit dem zu Hause abends das Vieh in die Ställe zurückkehrte. Jetzt, hier an diesem unbekanntem Orte, kündete es von einem Zuhause, in dem Menschen fern von der Stadt und fern von dem Wahnsinn eines Lopez ein friedliches Dasein führten.

Plötzlich fiel dort vorne ein einzelner Schuß. Er mochte von weither kommen, aber in der unbewegten Luft klang er wie von ganz nahe. Darauf folgte fast im gleichen Augenblick das Trappeln eines galoppierenden Pferdes, das entweder ausbrach oder das von seinem Reiter in höchster Todesangst vorangepeitscht wurde. Es jagte in vollem Galopp quer vor ihm vorüber und also nach Westen, nur ein einzelnes Pferd, aber wildgeworden vor Angst oder vor der Angst seines Reiters. Doch warum?

„Ich wollte, ich wüßte warum?“ dachte Sai. „Horch.“

Er horchte. Viele Männerstimmen sprachen und riefen durcheinander. Danach folgte das Getrappel vieler Pferde, siebzig oder hundert. „So viele wie bei uns zu Hause auf einer Jagd.“ Sie klapperten über einen gepflasterten Platz und fielen dann alle zusammen gleichmäßig in einen raschen Trab. „Sie sind keine zwei Meilen entfernt“, dachte Sai, „nur sie reiten von mir fort.“ Er rief, aber er bekam keine Antwort. Der Lärm der Reiter verzog sich nach Westen. Das Vieh brüllte wieder. „Es muß eine Farm in der Nähe sein“, sagte sich Sai. „Ich werde mich nach dem Viehgebrüll richten.“ Er rief wieder, aber ihm antworteten nur die kleinen weißen Eulen, die ihm zu beiden Seiten folgten, vielleicht weil sie Jagd auf die Käfer machten, die das Pferd vom Wege aufgeschreckt hatte.

Plötzlich kam er aus dem Walde heraus und in eine kleine Baumpflanzung, die offenbar als Windschutz, vielleicht für Kakaobäume, angelegt war. Dahinter dann sah er offenes Gelände und in dessen Mitte die langen niedrigen weißen Gebäude eines Gutshofes, die wie zu einem Fest hell erleuchtet waren. Zu seiner Rechten schienen blühende Obstplantagen zu liegen. Sai sah im Dunkel helle Streifen, die er für Reihen von Pfirsichbäumen hielt. Zu seiner Linken, und ein ganzes Stück weiter fort, sah er hohe Pferche, in denen sich hellfarbened Vieh bewegte und brüllte. Er hörte es stampfen und stoßen und mit den Hörnern an den Balken rütteln.

Er ritt auf die Häuser zu, hielt an und rief, er sei Engländer, man solle nicht schießen. Er bekam keine Antwort. Alles lag still. Nur das Vieh lärmte. Nicht einmal ein Hund schlug an. „Die Leute müssen beim Abendessen sein“, dachte er, „oder beim Melken. Aber seltsam, daß sie keinen Hund haben.“

Der Mond, jetzt etwa drei oder vier Nächte alt, stand tief hinter den Häusern über den glitzernden Spitzen der Sierra. „Ich habe keine Ahnung, in was für eine Himmelsrichtung ich geritten sein mag“, dachte Sai. „Es scheint so, als ob ich genau nach Westen geritten bin. Oder sollte der Mond hier in einem anderen Viertel untergehen?“

Er dachte im Augenblick nicht weiter darüber nach. Er ritt auf das Wohnhaus zu und rief, er sei gut Freund. Einige frisch gepflanzte Büsche zu beiden Seiten des Weges strömten einen starken süßen Duft aus. Käfer und Glühwürmchen schwärmten um sie herum und machten mit ihrem Surren die Stille ringsum nur noch deutlicher.

„Ist jemand da?“ rief Sai. „Hallo. Nicht schießen. Gut Freund.“

Er kam an ein breites weißes Socktor, das weit zurückgeschlagen war. Er ritt langsam hindurch, rief immer wieder, er sei gut Freund. Aber er hörte nichts, nur den Lärm des Viehs in den Pferchen und das Surren der Insekten in den Büschen.

„Nicht einmal ein Hund?“ wiederholte er. „Und auf einem solchen Gutshof müssen doch an die fünfzig Menschen leben. Was dann, wenn sie nun alle im Hinterhalt liegen und mich erst herankommen lassen?“

„Es ist nicht gerade wahrscheinlich“, dachte er nach einem Besinnen, „aber es ist möglich. Vielleicht warten sie dort hinter den Fenstern und durchlöchern mich dann wie ein Sieb. Aber wenn, dann warten sie auch solange, bis sie wissen, wer da kommt. Im übrigen habe ich viel eher das Gefühl, als ob das Haus verlassen wäre.“

Vom Toreingang ab war der Weg gepflastert. Die Pferdehufe klickten. Die Hauswand warf bei jedem Tritt das Klack, Klack zurück. Der Mond neigte sich tiefer hinter das Dach. Aus dem Hause kam kein Laut.

„Heda“, rief Sai. „Gut Freund. Amigo. Un ami. Je suis Anglais. Ingles.“

Aber die Unheimlichkeit dieses Schweigens ließ auch ihn verstummen. Etwas Furchtbares mußte hier am Werke gewesen sein. Ein ungeheuerlicher Schlag mußte das Herz des Hauses getroffen und alles Leben darin ausgelöscht haben. Allerdings noch nicht ganz ausgelöscht, denn als Sai abstieg, sah er, wie ein Rauchfaden aus einem der Schornsteine vor der Sichel des Mondes

vorüberwehte. „Was um alles in der Welt geht hier vor?“ fragte er sich.

Kurz vor dem Hause stand an der linken Seite des Auffahrtweges eine Reihe hölzerner Pfosten mit eisernen Ringen daran. Sai hielt sie zunächst für Pfähle, an denen man Sklaven auspeitschte. Dann aber begriff er, daß es Halfterpfosten waren. Er band sein Pferd an einen der Ringe und ging langsam auf den Eingang zu. Je näher er kam, desto größer schien das Haus vor ihm aufzuwachsen und desto mehr fühlte er sich selbst zusammenschrumpfen. Wenn nur seine Schritte nicht so laut auf dem Pflaster hallen wollten. „Es ist verlassen“, redete er sich zu, „es ist vollkommen verlassen. Aber es ist hell erleuchtet. Es kann also nur innerhalb der letzten Stunde verlassen worden sein, seitdem hier der Schuß fiel.“

Sechs Schritte vom Eingang kam ihm ein Gedanke, der ihm vor Freude das Herz springen ließ. „Natürlich. Dies ist Anselmo, dies ist die Besizung der Elenas, und sie selbst sind mit allen ihren Leuten zu Don Manuel oder haben sich mit anderen ‚Weißen‘ zusammengetan. Ich bin am Ziel. Aber sie werden ihre sämtlichen Pferde mitgenommen haben. Das waren sicher die Pferde, die ich vorhin gehört habe. Ich bin zwar zu spät gekommen, aber sie haben bereits Nachricht erhalten. Hesekiel muß es demnach geschafft haben.“

Mit diesen Gedanken stieg er die beiden breiten Stufen der Freitreppe zur Tür der Estancia hinauf.

Aber der Tür brannte eine elektrische Lampe. Nachtfalter umflatterten sie. Die Tür selbst bestand aus schwarzem Maruca-Holz und war eisenbeschlagen. Ein

großer bronzenener Milcheimer, wie er in Meruel landesüblich ist, hing neben der Tür. „Das soll wohl die Glocke sein“, dachte Hai.

Er schlug gegen das Becken, das sich laut dröhnend um seine Aufhängeschnur herumwirbelte. Er schlug noch einmal und noch einmal, jedesmal lauter. Das Dröhnen erstarb zu einem Zittern der Luft. Aber im Hause blieb alles stumm, keine Stimme, keine Schritte. In den Madre de Cacao-Bäumen raschelte der Wind. Niemand kam. Niemand sprach. „Ist jemand zu Hause?“ rief Hai. Keine Antwort.

„Offenbar ist kein Mensch zu Hause“, sagte Hai. Dann aber kam ihm der Gedanke: „Wie wenn nun die Leute samt und sonders von den ‚Roten‘ gefangengenommen oder umgebracht wären?“

„Aber nein“, widersprach er sich selbst, „die ‚Roten‘ würden das Haus geplündert und in Brand gesteckt haben. Das ist es nicht. Doch ich kann mir aber auch nicht denken, was es ist. Es muß einen seltsamen Grund haben.“ Er schlug noch ein letztes Mal gegen das bronzene Becken.

XIII.

„Nun, wenn sie nicht antworten wollen, dann werde ich eben versuchen, ob ich so hinein kann“, sagte Hai. Er zog an dem geflochtenen Lederriemen und hob den Riegel. Die Tür war unverschlossen. Sie öffnete sich vor ihm auf einen langen hellen Flur oder in eine Halle. Drinnen tickte eine Uhr. Als die Tür aufging, blies der Wind

herein und faßte unter die Bilder an den Wänden. Sie schwangen hin und her, klappten ein paarmal auf und nieder und blieben dann wieder reglos hängen. Zu beiden Seiten des Flurs führten offenstehende Türen in hell erleuchtete Zimmer. Aber nirgends war das Anzeichen eines lebenden Wesens.

„Hallo, da drinnen“, rief Hai. „Gut Freund. Ist da jemand? Senor Elena. He, heda. Ist hier jemand zu Hause?“

Seine Stimme hallte durch den Flur und verhallte. Niemand zeigte sich. „Gut, dann gehe ich hinein“, sagte Hai. Er trat über die Schwelle und schloß die Tür gegen den Wind. Dabei wehte ein Briefblatt und ein Umschlag, die neben ihm auf der Kante eines Tisches gelegen hatten, raschelnd herunter auf die Steinfliesen. Er legte beides wieder auf den Tisch, blieb einen Augenblick stehen und sah sich um.

Er hatte erzählen hören, daß die großen Grundherren wie Fürsten auf ihren Besitzungen lebten. Die Halle, in der er stand, war kahl, weiträumig, weißgeputzt und von Glühbirnen erhellt. Dort standen zwei steife schwarze Stühle und ein Tisch, auf dem silbernes Pferdegeschirr lag. Dort hingen zwei dunkelgewordene Gemälde mit gelben Nymphen darauf und eine alte englische Großvateruhr, die ernst und würdig die Zeit abmaß. Hai trat vor die Uhr und las auf dem Zifferblatt: „Edward Hendred. 1807. Albington. 212.“ Er warf einen Blick auf die Gemälde mit Nymphen in weiten wallenden Gewändern. „Heiligenbilder“, dachte er und wandte sich ab. Das Haus war so still, er wagte kaum einen Schritt weiter zu tun.

„Was kann hier nur geschehen sein?“ fragte er sich.

Er trat zu der ihm nächsten Tür links. Die Tür stand weit offen und gab den Blick in ein erleuchtetes Zimmer frei. Hai klopfte an die Tür, bekam keine Antwort und trat daher unaufgefordert ein. Es war ein großer langgestreckter Raum. Er diente den Bewohnern des Hauses als Esraum. Der Tisch war für dreißig Personen überreichlich gedeckt. Man hatte bereits mit dem Abendessen begonnen gehabt. Körbe mit Brötchen standen auf einer Anrichte neben der Tür. Hai entdeckte sie, als er zufällig mit der Hand daran stieß. Die Brötchen unten im Korbe waren noch warm vom Herd. Auch die große silberne und erst halb geleerte Suppenterrine, die auf dem einen Ende des Tisches stand, war noch warm. Die Tafel war übersät mit den Spuren der Mahlzeit: angebrochene Brote, Schüsseln mit Suppe, Apfelsinensstücke, Bananenschalen und Knochen eines truthahn-großen Geflügels. Die Reste auf den Tellern bewiesen, daß man keineswegs zu Ende gegessen hatte. Man war, bevor man zum Kaffee und zu den Zigaretten gekommen, unterbrochen worden. Irgend jemand war wohl mit einer Nachricht mitten in die Mahlzeit hineingeplatzt. Man war von den Stühlen aufgesprungen, hatte das Essen stehengelassen und war halbsatt auf der Stelle davongeritten. Aber warum war man davongeritten und wohin? Hai wurde ein unheimliches Gefühl in diesem Hause nicht los.

Er ging wieder in die Halle hinaus und rief: „Ist da jemand?“ Aber wiederum erfolgte keine Antwort. „Irgendwo in dieser Bude muß doch ein Mensch zu finden sein“, sagte er. „In der Küche oder in den Wirt-

schaftsräumen wird doch wohl noch eine Frau oder ein Neger oder ein Peon stecken. Sie müssen doch zum mindesten einen Aufseher oder einen Nachtwächter dangelassen haben. Die Küche wird wohl weiter hinten am Flur liegen.“

Er ging den Flur entlang und fand die Küche. Es war ein großer Raum, kahl, sauber und menschenleer. Das Herdfeuer war heruntergebrannt, aber der große Kessel für das Kaffeewasser und das Aufwaschwasser brodelte noch leise vor sich hin. Auf dem Sitzkissen eines Stuhls lag zusammengerollt und die Pfote um den Kopf gelegt, eine schwarze Katze und schlief. „Gott sei Dank ist doch wenigstens ein lebendes Wesen dageblieben“, sagte Sai.

Von der Küche führten Türen in die Wirtschaftsräume, in die Speisekammer und die Aufwaschküche. Sai überwand seine Scheu und warf einen Blick dort hinein. Niemand war darin.

„Nun“, sagte sich Sai, „wenn niemand anders dafür vorhanden ist, dann werde ich meinem Pferde selbst etwas zu fressen machen. Dagegen kann wohl kein Mensch etwas einzutenden haben.“

Er nahm einen der großen Viehfutterkessel, die gegen die Wand lehnten, und machte darin mit warmem Wasser und eingebrocktem Brot einen Drang, dem er etwas Salz hinzufügte. Er trug ihn zu seinem Pferde hinaus, das sich hungrig über das warme Fressen hermachte. Doch es schien nicht das zu sein, was es erwartet hatte. Es ließ es gleich wieder aus der Schnauze laufen. „Gutes Tier“, sagte Sai. „Wenn ich nur wüßte, was ich ihm geben könnte.“

Er trödelte ein paar Minuten bei dem Pferde herum, scheuerte ihm die Ohren, rieb es ab und gab ihm dann, da ein kalter Wind aufgekommen war, einen geschützteren Platz hinter ein paar riesigen Regentonnen. Er hatte im stillen gehofft, es würde sich inzwischen, während er bei dem Pferde herumhantierte, irgend jemand einfinden, aber von einem Menschen war weder etwas zu sehen noch zu hören.

„Ich gehe wieder hinein und suche weiter“, sagte Sai. „Es muß doch jemand da sein, und wenn jemand da ist, kann ich vielleicht etwas für ihn tun.“

Es wurde ihm weit schwerer als beim ersten Male, das Haus noch einmal wieder zu betreten. Es war ihm nur noch unheimlicher geworden. Die Uhr tickte noch, das Licht brannte noch und der Tisch stand noch unaufgeräumt. „Ich möchte zwar nicht gerade gerne dabei ertappt werden, daß ich mir in einem fremden Hause etwas stibieße“, dachte Sai, „aber hier werde ich mir trotzdem etwas zu essen nehmen und das Geld dafür einfach hinterlegen.“

Er aß und trank von dem, was auf dem Tische stand, etwa in einem Betrage von einer Pesete, wenn er das Brot für das Pferd mit hinzurechnete. Er ließ dafür eine seiner Silberpeseten auf dem Tische liegen. „Was soll ich jetzt beginnen und wohin soll ich jetzt gehen?“ überlegte er sich. „Soll ich wieder weiterreiten? Vielleicht, ja, höchstwahrscheinlich bin ich in Anselmo. Aber wo sind die Elenas und wo sind deren Leute? Vielleicht finde ich in einem der anderen Zimmer einen Anhalt.“

Vom Flur gingen noch drei weitere Räume ab, zwei auf der gegenüberliegenden Seite und einer auf dieser Seite, neben der Küche. Die Räume weiter hinten auf

dem Flur schienen Büros oder Arbeitsräume zu sein. „Die werde ich mir zunächst ansehen“, sagte er. „Ich würde mich gar nicht wundern, wenn ich dort einem Toten oder dem alten verrückten Doktor begegnen würde, dem dieses verrückte Sanatorium hier gehört.“ Er klopfte an die Tür nebenan, die geschlossen war. Für eine Sekunde fuhr ihm ein Schreck an das Herz. Er glaubte gehört zu haben, wie auf sein Klopfen dort drinnen jemand die Seiten eines Buches umgeschlagen hatte. Er öffnete die Tür. Der Raum war dunkel. Durch einen offenstehenden Ventilator oben an der Wand strich der Abendwind herein. Er fand den Lichtschalter und knipste sämtliche Birnen an. Der Raum war, wie er erwartet hatte, das Büro der Estancia. In der einen Wand befand sich ein eingebauter Geldschrank. Zwei lange Tische waren mit Haufen von Papieren bedeckt. Aber etwas anderes sprang Hai sofort in die Augen: die Stühle waren auf die Tische gestellt, um Platz zum Ausfegen zu machen. Zwei Besen waren auch dabei gewesen und hatten ausgefegt. Mitten durch das Zimmer zog sich ein Streifen aus Staub, Sand, Papierfetzen, Zigarettenasche und Zigarettenstummeln. Die beiden Besen lehnten gegen den Tisch, wo die verschwundenen Mägde, oder wer es gewesen, sie hatten stehenlassen, als sie — aber durch was? — mitten in ihrer Arbeit unterbrochen wurden. Auf einem dritten Tisch stand eine Reihe flacher viereckiger weißer Porzellan-schalen, die jede etwa einen halben Liter einer braunen oder rötlichbraunen Flüssigkeit enthielten. Hai hielt diese Flüssigkeit für irgendeine Chemikalie, vielleicht ein Sprizmittel gegen Ungeziefer.

Er ging zurück quer über den Flur in das gegenüberliegende Zimmer. Dies war offenbar ein Raum für Frauen. Vor einer langen Sitzbank stand eine Reihe von Spinnrädern. Auf einem Tisch lagen Haufen von Palmblättern, die teilweise schon zu dem weißen Bast zerfasert waren, aus denen die Frauen in Meruel ihre Hüte flochten. Am rückwärtigen Ende des Raumes standen zwei Handwebstühle, auf denen die Weberinnen bereits Teile einer Altardecke mit Heiligenfiguren darauf fertiggewebt hatten. Jemand hatte auf die Palmblätter eine kleine Flasche mit Parfüm geworfen, das jetzt durch den Rost herausfickerte, in einem schmalen Bach über den Tisch lief und zu Boden tropfte. „Selbst hier hat es einen Auffstand gegeben“, sagte Hai. „Wenn ich doch nur eine Stunde eher gekommen wäre. Wenn ich doch nur nicht den vergeblichen Umweg gemacht oder so lange geschlafen hätte. Dann hätte ich wenigstens noch Menschen angetroffen.“

Er ging wieder hinaus auf den Flur. Er lauschte. Niemand hatte das Haus betreten. „Aber da sind ja noch alle die Nebengebäude, die ich absuchen kann“, sagte er sich. „Ich muß einen Menschen finden, bevor ich von hier weiter kann. Ich gehe jetzt zunächst einmal in das Zimmer gegenüber dem Eßraum.“

Es erwies sich als der Wohn- und Schlafraum für eine ganze Gesellschaft von Männern. An der einen Seite hingen indianische, aus gefärbten Fasern geknüpft Hängematten. Der übrige Raum befand sich in dem Zustand der Unordnung, in dem rauhe Männer sich wohlfühlen. Kleider, Gewehre, Patronen, Ledergürtel, Messer, Bücher, Papiere, Uhren, Geld, Zigarren,

durchgebrochene Zigaretten, Pfeifen, Sporen, Reitpeitschen, Streichhölzer, Tabak, Photographien von Mädchen, Pferdebilder, Schuhe, Schnürbänder, Riemen, Zwecken lagen ringsum verstreut. Vor längstens einer Stunde war hier noch Tabak geraucht worden. Aber es roch auch noch nach etwas anderem. Sai kannte den Geruch, nur er wußte im Augenblick und bei dem Tabakdunst nicht genau zu sagen, was es war. Dann aber bei dem Anblick einer abgeschossenen messingnen Patronenhülse fiel ihm sofort wieder ein, wonach es hier roch: nach Pulverrauch. Jemand hatte in diesem Raum und vor nicht mehr als einer Stunde eine Patrone abgebrannt. Dort lag die Hülse.

Sai nahm sie auf. Es war die größte Revolverpatrone, die er je in der Hand gehabt hatte. „Mit dem Ding“, dachte er, „kann man ja einen Bison umlegen. Wer hat nur damit geschossen?“

Er warf die Hülse wieder fort. Sie klingelte zu Boden und rollte davon. Sai stand in diesem Augenblick etwa zwei Schritt von der Tür entfernt. Er war nur zu einem raschen Überblick hereingetreten. Furcht, Sorge, Heimweh und das quälende Bewußtsein, daß er seine Freunde so enttäuscht hatte, nagten in ihm. Er sah zu einem der Fenster hinüber, und wie mit einem Schlage blieb ihm das Herz stehen. Ein Mann mit einem blassen Gesicht und starren Augen beobachtete ihn durch die Scheibe und warf ihm einen eisigen Blick zu, daß ihm das Blut in den Adern gefror. Der Mann hatte die Stirn gegen die Scheibe gepreßt, während er mit der Rechten hinter sich nach seinem Revolver langte. Der Mann gehörte sicher nicht in das Haus. Er war ein Spion und ein Feind.

Sai wartete nicht erst, bis die Hand mit dem Revolver hervorkam. Er huschte zurück in die Halle, schloß die Tür hinter sich und schob den Riegel vor, mit dem alle Türen gesichert waren. Dann schlich er den Flur entlang zur Haustür und verriegelte sie ebenso. Danach stand er für eine Minute und lauschte mit klopfendem Herzen, ob der Mann durch ein Fenster hereinbrechen oder es an der Tür versuchen würde.

Als sich während dieser Minute nichts ereignet hatte, fiel sein Blick auf den Brief, der vorhin bei seinem Eintreten heruntergeweht war. Der Brief lag auf dem Tisch, nur zwei Schritte von ihm entfernt. „Es muß das Letzte sein, was man in diesem Hause zu lesen bekommen hat“, dachte er. „Vielleicht ist es sogar der Grund, weswegen die ganzen Leute geflohen sind. Vielleicht, ja, wahrscheinlich sogar, hat dieser Brief die entscheidende Nachricht gebracht. Zum mindesten aber könnte er an einen der Elenas adressiert sein oder könnte mir sagen, ob ich in Anselmo bin.“

Er sah auf den Umschlag, der von einer festen Hand die Aufschrift trug: S. G. Er hatte einen Abscheu davor, Privatbriefe zu lesen, selbst wenn sie in einem Buche oder in einer Zeitung veröffentlicht waren. „Es widerstrebt mir“, sagte er, „aber ich muß wissen, wo ich bin. Ich werde mich dafür entschuldigen, wenn sich mir je die Gelegenheit dazu bietet.“ Er zog das Schreiben aus dem Umschlag. Es war nicht der eigentliche Brief (der war fort), sondern ein Stück Papier, das dem Briefe beigelegen hatte, ein halbes Blatt eines gewöhnlichen bläulichen Briefpapiers, auf das dieselbe Hand mit Bleistift die Worte geschrieben hatte: „Si, Anselmo.“

„Was um alles in der Welt bedeutet jetzt das?“ fragte sich Sai. „Ja, Anselmo? Ich würde sonst etwas dafür geben, wenn ich nur wüßte, was hier gespielt wird.“ Alles um ihn herum war still, nur die Uhr tickte.

Mit einem kleinen bettelnden Mauzen kam die schwarze Kaze, die auf dem Rückenstuhl geschlafen hatte, den Flur herunter. Es war ein noch junges Tier, mager, mit einem kleinen Kopf und einem Stummelschwanz. Es scheuerte sich an Sais Beinen und schnurrte. Sai beugte sich zu ihm herunter und streichelte es. Aber er hielt dabei genau die Rükchentür im Auge.

„Der Mann ist durch die Rükchentür hereingekommen“, dachte er. „Er hat die Kaze aufgeschauert oder hat Zugluft gemacht, die sie vertrieben hat. Ich muß hier heraus.“

Das Fenster des Büros schien ihm noch der geeignetste Ausgang, um möglichst schnell zu seinem Pferde zu kommen. Er schlich in das Büro und verschloß die Tür hinter sich. Dann lauschte er mit klopfendem Herzen auf rasch und heimlich sich nähernde Fußtritte auf dem Flur oder draußen unter dem Fenster. „Vielleicht“, dachte er, „werde ich gar nicht einmal erst Fußtritte zu hören bekommen, sondern gleich die Hand dieses Untiers an der Türschnalle. Er ist ein Spion und ein ‚Roter‘, dieser Teufel. Horch.“

In die Stille hinein fiel der Stundenschlag der Uhr mit dem Dröhnen einer Kirchenglocke. Sai war gerade daran, den innen angebrachten Fensterladen zu öffnen, als eine kleine schrille Klingel, die in einer auf dem Tische stehenden Metallgabel hing, zu rasseln begann. Der Schreck über diesen plötzlichen Laut machte Sai fast das

Herz aussetzen. Er sah, wie das Instrument, das da an den Haken hing, von dem Rasseln der Glocke schütterte. Er hatte wohl schon von solchen Apparaten gehört und gelesen, doch noch nie einen zu Gesicht bekommen. Das Rasseln hielt etwa zehn Sekunden an, verstummte, rasselte wieder für fünf Sekunden, um dann wieder zu verstummen. Danach läutete es eine halbe Minute in einem fort, als ob es mit Gewalt eine Antwort erzwingen wollte. Man versuchte mit diesem toten Hause zu telephonieren.

Hai fand schon in wenigen Sekunden seinen Mut wieder. Jemand wollte telephonieren. Warum sollte er sich nicht melden? Er war es Carlotta schuldig, trotz des „Roten“ draußen vor der Tür, diesen Versuch zu wagen, wenn er dadurch erfahren konnte, wo er sich befand und wohin er zu reiten hatte. Er hatte keine Ahnung, wie man telephonierte. Er nahm den Apparat vom Haken und horchte einmal an diesem Ende, das nächste Mal an dem anderen. Es blieb stumm. „Das Ding ist abgedreht“, sagte er. „Wenn ich nur wüßte, wie solch ein Vieß funktioniert. Ja?“ rief. „Ja? Wer ist da? Was ist los?“

Er bekam keine Antwort. Es rauschte nicht einmal darin. Plötzlich kam ihm der Gedanke, daß der Draht vielleicht durchgeschnitten sein oder daß man den unsichtbaren Rufer in diesem Augenblick niedergeschossen haben könnte. Er hängt den Apparat wieder auf und öffnete den Fensterladen. Als er ihn zur Seite klappte, klirrte die Glocke von neuem, aber leiser, winselnd, so als ob sie nur noch einmal zum Läuten ansetzte und es dann aufgab. „Die Drähte sind durchgeschnitten“, murmelte Hai. „Das hat dieser Teufel von Spion getan.“

Sai lehnte sich vorsichtig aus dem Fenster. Er erkannte zunächst nichts. Dann nahm die Dunkelheit mehr und mehr Gestalt an: Bäume, die sich im Winde bewegten, Palmen, deren Wedel gegeneinander klatschten, und die Sterne, die nach und nach immer deutlicher herauskamen. „Es geht“, dachte Sai. „Der Teufel ist nirgends zu sehen. Ich werde es versuchen.“ Er kletterte hinaus, stellte sich sofort fest auf die Füße und erwartete jeden Augenblick, daß ihn jemand anspringen würde. Niemand sprang. Niemand war zu hören oder zu sehen. Nur das Pferd schnupperte an der Erde und der Wind rauschte in den Bäumen. Sai knotete den Zügel los, saß auf und ritt vorsichtig an.

Auf dem freien Platz vor dem Eingang hielt er an, lauschte und versuchte, etwas zu erkennen. Kein Mensch zeigte sich.

Er drängte sein Pferd Schritt für Schritt bis an die Hausecke, aber er hielt es fest im Zügel, jeden Augenblick bereit zu einem blißschnellen Anritt. Sehr vorsichtig beugte er sich an dem Halse des Pferdes entlang vor, bis er um die Ecke blicken konnte. Vor dem erleuchteten Fenster stand noch immer der Spion, langte noch immer mit der Hand hinter sich nach seinem Revolver und preßte noch immer die Stirn gegen die Scheibe. Er starrte in das Fenster hinein. Sai konnte sein Gesicht sehen.

„Mein Gott“, dachte Sai, „er ist noch immer da. Oder ist er schon wieder da?“ Fünfzehn Sekunden lang bewegte er nicht einen Muskel. Auch der Spion bewegte sich nicht. Sai wartete darauf, daß die rechte Hand plötzlich mit dem Revolver hervorzucken würde. Aber sie kam nicht.

Er wartete wieder fünfzehn Sekunden, aber der Mann rührte sich noch immer nicht, stand vor dem Fenster, preßte seine Stirn gegen das Glas und starrte unentwegt hindurch. Hai hatte Katzen und Füchse mit der gleichen Spannung vor dem Ansprung lauern sehen, aber Katzen und Füchse hatten zum mindesten vor Spannung gezittert. Dieser Mann blieb reglos.

„Aber wonach um alles in der Welt starrt er sich die Augen aus?“ fragte sich Hai. „Es muß jemand in dem Zimmer sein, den ich nicht gesehen habe, als ich drinnen war.“ Dann aber sagte er sich: „Was auch immer in dem Zimmer zu sehen ist, mit diesem Manne da ist irgend etwas nicht in Ordnung. Der ist einfach nicht mehr ganz bei sich.“

Plötzlich faßte ein Windstoß hinter das Fenster, durch das Hai herausgesprungen war. Er hörte es zuknallen und in Scherben klirren. Der Luftzug, der durch das Haus fuhr, warf drinnen eine Tür auf und stieß den Fensterflügel, gegen den der Mann lehnte und der nicht übergeriegelt war, ein Stück auf. Die Folge war alles andere, als was Hai je hätte erwarten können. Der Mann glitt zur Seite, rutschte an der Mauer entlang und brach zu Boden. Dabei machte der Revolverarm eine so unwahrscheinliche Verdrehung, wie es ein lebendiger Arm niemals vermocht hätte. Das Licht, das jetzt hell durch die Fensterscheibe fiel, zeigte Hai das Loch in dem Glase, durch das die Kugel jenem Manne den Tod gebracht hatte.

Bei der ersten Bewegung des Fallenden hatte Hai sofort gewußt: dieser Mensch ist tot und ist auch vorhin schon tot gewesen. Der Pulvergeruch im Zimmer er-

klärte alles. „Mein Gott“, sagte sich Sai, „ich muß hier weg.“

Als der Tote fiel, war das Pferd zur Seite gescheut. Die Kälte und die Angst des Reiters stachelten es weiter an. Es drängte von dem Hause fort und jagte geradewegs in eine Pfirsichpflanzung hinein. Sai hörte Pferdegewieher und die Stimme eines Mannes, der hinter ihm herrief. Aber die entsetzliche Vorstellung, es sei der Tote, der da rief, ließ ihn sich weit über den Hals des Pferdes beugen und es nur noch mehr anspornen. Er hörte Schüsse und Rufe, er solle anhalten oder etwas dergleichen.

Zu jeder anderen Zeit hätte er vielleicht angehalten. Aber da er noch immer das Bild des fallenden Toten vor Augen hatte, brachte er es nicht über sich. Wenige Augenblicke später war er sich zwar darüber klar, daß mehrere Männer hinter ihm herriefen, drohend und in keiner zivilisierten Sprache, aber da setzte er bereits über den Zaun der Pflanzung hinweg, wo ein paar Balken zu Boden gebrochen waren, und jagte über ein Stück Savanne auf den Wald zu. Er hörte, daß Pferde hinter ihm herkamen. Er rief, er sei Engländer und gut Freund. Der Mann, der ihm am nächsten war und das vielleicht für ein Schimpfwort nahm, schoß in die Richtung des Rufenden, aber verfehlte sein Ziel. Sai brach durch trockenes Buschwerk hinein in das Dunkel des Waldes und überließ dabei den Weg seinem Pferde. Hinter ihm brachen viele Hufe durch das gleiche trockene Gebüsch. Er rief wieder, er sei Engländer und gut Freund, aber die Verfolger fluchten, schrien, er solle anhalten, und schossen auf ihn. Im Reiten hörte er das Pfeifen und Schwirren

von Vögeln. Dann aber zischten und fauchten einige dieser Vögel dicht an seinen Ohren vorbei und rissen neben ihm Zweige von den Bäumen. Da wußte er, daß diese seltsamen Vögel nichts anderes als Gewehrflugeln waren.

Die Verfolger, bis auf einen, hielten ihre Pferde an. Das Feuer hörte auf. Nur der eine Mann folgte ihm weiter und schrie weiter, er solle anhalten. Plötzlich riß auch dieser eine Verfolger sein Pferd zum Stehen, aber Sai fühlte es kalt über den Rücken laufen. Es kam ein Schuß und ein Einschlag. Sein Pferd bäumte sich auf, brach in die Knie, riß sich wieder hoch und jagte blindlings in den Wald hinein. „Er hat mein Pferd getroffen“, sagte Sai, „aber nicht schlimm, sonst könnte es nicht mehr so durchgehen.“ Seitdem war seine einzige Sorge, daß er sich überhaupt nur im Sattel hielt.

Wie lange er so durch den Wald ritt, vermochte er nicht zu sagen. Das Pferd lief in seiner Angst so lange, bis es nicht mehr konnte. Dann blieb es stehen, schreckhaft, nervös, vor jedem Schatten scheuend und zitternd.

Der Mond war längst untergegangen. Sai vermochte zu erkennen, daß er sich in einer Mulde oder in einem Krater mitten im Walde befand. Er stieg ab. Er versuchte das Pferd zu untersuchen. Es wollte sich nicht untersuchen lassen, aber es hatte offenbar eine Schußwunde auf der Kruppe. Er versuchte, das arme Tier zu beruhigen. Er fand einen Grassack an einem Bache und wollte es grasen und trinken lassen, doch es verweigerte beides. „Armer alter Bingo“, sagte Sai, „du bist zu Tode erschöpft. Ruh dich erst einmal aus.“

Er band es an, sattelte es ab und breitete ihm seinen Mantel über. Das Tier blieb stehen, wo es stand, ohne

auch nur den Versuch zu machen, sich auf dem Rücken zu wälzen. Es ließ den Kopf hängen, als sei es mit ihm zu Ende.

„Nun stecke ich endgültig in der Klemme“, dachte Hai. „Ich weiß nicht, wo ich bin. Ich bin vier Tage unterwegs. Ich habe ein Pferd umgebracht und ein zweites zusehenden geritten, und bin wieder im Walde verirrt.“

Er lauschte auf irgendeinen Laut von Mensch oder Vieh, aber er vernahm nichts als die Geräusche des Waldes. Wieder überfiel ihn das Entsetzen, die Angst vor dem gleichen Entsetzen wie in der letzten Nacht, das Entsetzen vor dem Manne an dem Fenster. Doch schließlich befreite ihn der Schlaf von dem Entsetzen des Wachseins. Er sank in einen Abgrund der Besinnungslosigkeit und schlief für Stunden.

Während dieses vierten Tages von Hais Irrfahrt kam der junge Notar Chacon zu Don Manuel und überbrachte ihm die Nachricht von den letzten furchtbaren Geschehnissen. Zu gleicher Zeit begannen sich immer mehr Männer und Pferde am Sammelplatz einzufinden. Einige Exemplare der gotteslästerlichen Proklamation, die über Porto Matoche hereingekommen waren, steigerten die Erregung im Westen zur Siedehitze. Ganz San Jacinto folgte Don Manuels Aufruf. Als Hai sich zum Schlafen niederlegte, brach Don Manuel mit einer Vorhut von etwa hundert Mann vom San Jacinto-Flusse zu seinem Vormarsch nach Osten auf.

XIV.

Hai schoß mitten aus dem Schlaf hoch. Der Wald schien mit einem Schlage angefüllt von den Schreien wahnsinnig gewordener Wesen, von einem Kläffen aus tausend Rehlen irr sinniger noch als tausend bellende Füchse.

„Wilde Hunde, verrückt geworden“, war Hais erster Gedanke. Aber der Wahnwiz dieses Kläffens bohrte sich ihm blizschnell zwischen Schädel und Hirnhaut, so wie die Vorstellung: ein Wiesel kommt! plötzlich das Hirn eines Kaninchens zum Irrsinn zu treiben vermag. Er sprang zu seinem Pferde, dessen Flanken flogen. Er riß den Halfter los. Er warf sich auf den blanken Rücken des Tieres. Er griff nach dem Kopfstück, und im gleichen Augenblick schon ging das Pferd in panischer Angst mit ihm durch. Roß und Reiter flohen blind wie der Vogel, der nachts aus seinem Nest aufgejagt wird. Was bedeuteten Sattel oder Taschen, wo die Finsternis selber zu schreien anhub.

„O Gott, was kann das nur sein?“ dachte Hai. „O Gott, wenn sie hinter uns her wären.“ Die Nacht schien erfüllt von brennenden Augen, aber es waren nur die Leuchtkäfer und nicht jene Meute. Das Pferd arbeitete sich durch den Morast eines Rohrdickichts, das unter seinen Hufen krachte. Hai beugte sich tief auf den Pferdehals und schloß die Augen. Es war wie ein Spießrutenslaufen und schien niemals enden zu wollen. Danach ging es durch hohes Gras, das ihn mit Tau durchnäßte. Hai fühlte, wie der Boden unter ihnen weicher wurde. Plöz-

lich bligte sternensimmernd vor ihnen die Fläche eines Sees oder eines breiten Flusses auf. Hai sah einen Fisch herausschießen, zurückklatschen und einen funkelnden Sprühregen aufwerfen. Im nächsten Augenblick bereits schwamm das Pferd. Das Wasser um sie herum leuchtete.

Hai war sich bewußt, daß bei dem jetzigen Zustande des Pferdes die kleinste Kleinigkeit genügte, um es untergehen zu lassen. Er glitt deshalb vom Rücken des Tieres herunter, ließ sich an der Seite entlangtreiben, ergriff den Schwanz und schwamm hinter ihm her. Nach etwa fünfzig Metern fühlte das Pferd Boden unter den Hufen, brach auf die Knie, riß sich wieder hoch und erreichte das Ufer. Hai arbeitete sich mit Händen und Füßen nach vorne, bekam den Zügel zu fassen und zog das Tier auf das Trockene. Dort standen sie beide für eine Weile atemlos keuchend und zitternd vor Kälte.

„O Gott im Himmel, was um alles in der Welt mag das nur gewesen sein?“ dachte Hai. „Niemals habe ich etwas so Entsetzliches gehört. Gott sei Dank, daß wir ihnen entronnen sind. Nur einen Augenblick noch und sie hätten uns gehabt. Ich glaube, ich würde verrückt werden, wenn sie hinter mir herkämen. Horch.“

Aber kein Laut der schreienden Meute war mehr zu hören. Nur das Rohr raschelte, und die springenden Fische klatschten auf das Wasser. „Es wird wohl Regen geben“, murmelte Hai mit klappernden Zähnen, „daher springen die Fische. Wenn ich nur meinen Mantel und den Sattel mitgenommen hätte.“

Aber die lagen beide zusammen mit den Taschen irgendwo im Walde, wo Hai sie niemals wiederfinden würde. „Mein Gott, ist mir elend“, sagte er und zitterte. „Ich

muß von diesem Wasser fort. Vielleicht gibt es hier Alligatoren. Daran habe ich überhaupt noch nicht gedacht. Komm weiter, alter Bingo. Wir suchen uns einen besseren Platz für dich.“

Sie drangen durch ein Dickicht und kamen auf eine offene Stelle, die im vorigen Jahre abgebrannt sein mußte. An der kühlen Farbe des Himmels schätzte Hai, daß es etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang sei. Das Pferd blieb erschöpft stehen. „Du bist kränker als ich“, sagte Hai. „Ich werde sehen, was ich tun kann, um dich aufzuwärmen.“

Er rupfte Gras ab. Das Pferd rührte es nicht an, aber es diente dazu, um es trocken zu reiben. „Ich würde sonst etwas geben, wenn ich jetzt einen Eimer warmes Bier für das Pferd bekommen könnte“, sagte Hai. „Es ist schlimm, ich habe nichts, nicht einmal mehr Brot. Aber hoffen wir, daß die Sonne bald kommt und Wärme bringt.“

Die Kälte faß ihm in allen Gliedern. Er schlug die Arme um sich und versuchte sich warm zu laufen. Es schien Stunden zu dauern, daß die Morgendämmerung über den Himmel floß. Endlich kam auch sie.

„Gott sei Dank“, sagte Hai. „Wenn nun noch eine Morgenglocke läuten würde und wenn es nur eine Ruhglocke wäre.“

Keine Glocke läutete, dafür klatschten ringsum in den nahen Bäumen die hunderte der erwachenden Vögel mit den Flügeln. Als das Licht wuchs, hob sich auch der Lärm der Vögel zu einem Brausen. Nachdem sie die Flügel gelockert, schwangen sie sich in die Luft, sammelten sich zu Scharen und flogen auf Nahrungssuche davon.

Ein Schwarm ließ sich auf einem Baume mit großen weißen wächsernen und süß duftenden Blüten nieder. Schwaden dieses fast unerträglich süßen Ruches wehten auch zu Sai herüber. Er sah, wie die Vögel an den Blüten rupften und die Blumenblätter fraßen. Sai ging zu dem Baum hinüber und versuchte eines der Blütenblätter. Er sagte sich, daß das, wovon diese Vögel lebten, auch ihm nicht schaden könne. Es schmeckte wie gesüßtes Wachs. Er aß davon und aß in dem tröstlichen Gefühl, daß die Wildnis auch für ihn Nahrung bereit hielt. Als er zu dem Pferde zurückkam, fand er es tot am Boden liegen.

Es war das erste Mal, daß er einen Freund durch den Tod verloren hatte. Er setzte sich neben ihn nieder und weinte. Er war keiner, der leicht Tränen vergoß. Seit Jahren hatte er nicht geweint, aber die letzten vier Tage hatten ihn erschüttert und er fand sich in jener letzten Einsamkeit, daß er erst jetzt ganz begriff, welch ein Freund ihm das Pferd in den Stunden der Gefahr und der äußersten Not gewesen. Nun war es von ihm gegangen. Nun war er erst wirklich allein. Das Pferd lag tot auf der Seite. Auf der Kruppe hatte es eine Schußwunde. „Der arme alte Bingo hat mir zweimal in der letzten Nacht das Leben gerettet, und nun ist er selber tot“, sagte Sai. „Bei Gott, solange ich lebe, ich werde niemals wieder unfreundlich zu einem Pferde sein.“

Nachdem er eine halbe Stunde wie betäubt dageessen hatte, stand er auf und blickte sich um. Er befand sich auf einer Grasinsel, rings von Bäumen eingeschlossen, an denen die Schlingpflanzen ein Feuerwerk von Blüten aufglühen ließen. Zu seiner Rechten war Schilf und

Wasser, über denen die Sonne heraufstieg. Zu seiner Linken dehnte sich das Dämmer des Waldes.

„So wie ich jetzt stehe, sehe ich nach Norden“, überlegte er, „nahezu genau nach Norden. Das ist die Richtung, in der ich aus dem Walde herauskomme. Einen Tag kann ich noch marschieren. Die Kraft habe ich noch in mir. Innerhalb dieses Tages muß ich aus dem Walde heraus sein, oder ich schaffe es nie.“

Der Gedanke, daß Carlottas Schicksal von ihm abhing und daß Rosa ihn auf dem Wege, Hilfe zu holen, glaubte, regte sich in ihm mit neuer Kraft. Wieder und wieder ließ er die Geschehnisse an seinen Augen vorüberziehen, die ihn aufgehalten hatten. „Es ist gerade, als ginge ich einen Weg, der mich immer weiter von meinem Ziele wegführt“, sagte er. „Wenn ich einmal versuchen wollte, nicht nach Anselmo zu kommen, würde ich es womöglich erreichen. Ich bin vier Tage und etwas unterwegs. Oder sind es schon fünf Tage und etwas? Und wenn ich es wirklich durchholen sollte, käme ich wahrscheinlich zu spät.“

Sai machte sich auf den Marsch nach Norden. Er begann, Stimmen zu hören, die ihm in das Ohr flüsterten und die ihm einmal dies und ein anderes Mal das anrieten. Er war von so vielen Stimmen umgeben, daß er sich manchmal von einem Schwarm unsichtbarer aber mit menschlichen Stimmen begabter Vögel umschwirrt glaubte. Der Weg führte ihn meilenweit über dürres Schilf und totes Astwerk, das im vorigen August von einem Tornado niedergebroschen war. Das Schilf, das gerade in seiner Blüte umgeweht worden, war nicht verrottet, sondern hart geworden wie Bambus. Das junge

Schilf, das durch das alte hindurchwuchs, hatte es zu einer Decke verfilzt, die zu hoch war, um sie niederzutreten, und zu fest, um sich hindurchzudrängen. Das meiste Schilf stand um diese Jahreszeit etwa handhoch im Wasser. Nachdem Hai sich zwei Stunden lang damit abgekämpft hatte, stieß er auf eine Reihe vom Winde entwurzelter Bäume. Dreihundert Meter lang lag vor ihm eine Mauer aus mächtigen Erdschilden, von denen sich schwarze, ineinander verflochtene Wurzeln über die Löcher, aus denen sie herausgerissen waren, hinwegreckten. Es war wie ein Wall schwarzer Schlangen, die ihm den Weg versperrten. Als er diesen Wall erklettert hatte, sah er jenseits davon einen See, umgeben von Schilfwäldern und überkreist von weißen Falken. Die Schönheit dieses Bildes: das sonneschimmernde Wasser, in dem sich Wald, Blume und Vogel, jedes wiederum eine Schönheit in sich selbst, widerspiegelten, war un-nennbar. Für Hai jedoch bedeutete sie nicht Schönheit, sondern Schreck. Denn sie zog sich offenbar meilenweit nach links und rechts quer über seinen Weg. Er sah den Stand der Sonne am Himmel. Das gab ihm wenigstens Auskunft über seine Marschrichtung. Er hatte bisher genau die Nordrichtung eingehalten. Hier aber war der See, eine halbe Meile Wasser, vor ihm, und keine Furt und kein Boot.

„Mir bleibt also nichts anderes übrig, als nach Westen daran entlang zu gehen“, dachte er. „Dies muß das gleiche Wasser sein, das mich gestern weiter östlich aufgehalten hat.“

Nachdem er seine Kleider in der Sonne hatte trocknen lassen, wandte er sich und ging unweit vom Ufer am See

entlang nach Westen. Sein Wille voranzukommen wurde gedämpft durch den Hunger. Nach etwa zwei Stunden zwang ihn ein schwarzer Sumpf, in den Quellen sickerten, vom See fort nach Süden abzubiegen, um ihn zu umgehen. Er geriet weiter und weiter, über eine Stunde lang, nach Süden. Als er sich am halben Morgen niederlegte, um sich auszuruhen, hatte er das Gefühl, daß er weiter von Anselmo entfernt sei als je zuvor.

Wie es bei jungen Menschen in den ersten Tagen des Hungerns stets geschieht, machten auch bei ihm Müdigkeit und Entkräftung den Hunger weniger spürbar. Während des Ausruhens beobachtete er, wie etwa hundert Meter von ihm entfernt auf einem Sonnenfleck die Vögel sich um etwas balgten. Er ging darauf zu und fand einige dornige Sträucher, die selbst in dieser frühen Jahreszeit voller gelber Pflaumen von etwa Schlehengröße hingen. Vögel, Schmetterlinge und alle möglichen anderen Insekten taten sich daran gütlich. Auch er steckte ein paar dieser Früchte in den Mund und meinte, noch niemals so köstliche Pflaumen geschmeckt zu haben. Danach aber zog er für sich die Lehre, von jetzt ab beim Essen bereits an die nächste Mahlzeit zu denken. Er flocht sich aus Palmblättern eine Art Tragkorb. Dahinein sammelte er etwa zwei Pfund Pflaumen und nahm sie für unterwegs mit.

Seiner Schätzung nach stand die Sonne gerade im Süden, als es ihm gelang, den Sumpf zu überqueren und wieder nach Norden zurückzubiegen. Diesseits des Sumpfes erwies sich der Weg als wesentlich besser. Mit frischem Mut schritt er aus, marschierte etwa eine halbe Stunde nach Westen, bis er erneut durch eine südliche

Ausbuchtung des Sees aufgehalten wurde. Also trottete er wieder einmal nach Süden.

Als er zwei Stunden mutlos und müde dahingetrabt war, hörte er weit weg, irgendwo im Süden, einen einzelnen Gewehrschuß. Er rief, in der Hoffnung, der Schütze würde ihm antworten. Er vernahm keine Antwort auf seinen Ruf, aber allein schon der Gedanke, daß dort jemand war, der ihm vielleicht in seiner Not beistehen und ihn auf keinen Fall unglücklicher machen könnte, als er bereits war, ließen ihn in die Richtung, aus der der Schuß gekommen war, abbiegen und von Zeit zu Zeit immer einmal wieder rufen. Nach etwa zwei Minuten des neuen Marsches glaubte er, Rauch zu riechen. Es war nur ein flüchtiger Hauch, und es gelang ihm auch nicht, ihn noch einmal einzufangen, aber er war dennoch überzeugt, daß es Holzrauch gewesen. „Irgendwo brennt ein Feuer“, dachte er, „und ich werde Menschen finden.“

Eine halbe Stunde später glaubte er in der Nähe der Stelle zu sein, an der vorhin der Schuß gefallen war. Er rief: Hallo! und noch einmal: Hallo! Da entdeckte er unter einem Mahagonibaum in einem Fleck weicher Erde eine Fußspur. Der Mahagonibaum war vom Alter, Wind oder Blitz zersplittert. Aus dem Spalt quoll ein hellblaues Schwammpolster. Dieser Anblick traf ihn wie ein Schlag vor den Kopf. Es war seine eigene Fußspur. Als er den Rauchgeruch wahrnahm, hatte er neben demselben Baum gestanden. Daran war nicht zu zweifeln. Der Baum und der Schwamm waren ihm aufgefallen. Sie waren unverkennbar. Außerdem war die Fußspur fraglos genau die gleiche. Er war zu klug, um sich irgend etwas darüber vorzumachen. Er

war im Kreise gegangen. Er hatte seinen Richtungsinn verloren.

„Aber wenn ich jetzt auch noch den Kopf verliere“, sagte er sich, „dann bin ich endgültig erledigt.“

Er blieb für ein paar Minuten still sitzen und versuchte, sich dadurch wieder in die Gewalt zu bekommen, daß er sich alle Dinge, die zu seinen Gunsten sprachen, aufzählte: „Ich habe etwas zu essen gehabt. Ich habe noch die Pflaumen. Es regnet nicht. Ich kann nicht weit von einem Lagerplatz oder von einem Jagdrevier sein. Das beweist der Schuß. Wie oft ich auch fehlgelaufen bin, ich kann nicht mehr weit vom Ende des Waldes entfernt sein. Was auch geschieht, ich darf die Hoffnung nicht aufgeben, denn Hoffnung bringt Hilfe. Wenn ich fest daran glaube, daß ich noch einmal aus diesem Schlamassel wieder herauskomme, so werde ich auch herauskommen. Ich glaube fest daran. Ich glaube, daß ich nur auf einen dieser Bäume hier zu klettern brauchte, um über das Ende des Waldes hinweg in das Freie blicken zu können.“

Dieser Gedanke, er könne das Freie sehen, kam ihm wie eine Erleuchtung. Doch war es nicht einfach, einen Baum zu finden, der einen Ausblick versprach und der zugleich auch zu erklettern war. Nach einigem Suchen fand er einen, der ihm geeignet schien. Er sah wie ein Mahagonibaum aus, war aber so von Schlinggewächsen eingehüllt, die den Händen und Füßen festen Halt bieten würden, daß von dem Stamm selbst kaum etwas zu sehen war. Sai machte sich daran, hinaufzuklettern. Bevor er noch weit gekommen war, merkte er bereits, daß die Ranken der Schlingpflanze behaart waren wie

zu Haufe der Efeu oder die Nesseln, und daß ein Hinaufklimmen ein böses Stück Arbeit sein würde. „Ich bin wieder schwächer geworden“, sagte er sich. Staub, abgestorbene Zweige und Rindenstücke fielen ihm ins Gesicht und in den Nacken, aber er hielt durch, selbst als er in einen Schwarm schwarzer Baumameisen hineingeriet. Er gelangte aus dem grünen Dämmer der Baumkrone hinaus in ein hundertfarbenes Blütenmeer, in einen Sturm des Lichtes, umschwirrt von Vögeln und Schmetterlingen. So weit er sehen konnte, war alles ein Meer von Blüten, das sich zu grünen Wogen auf-türmte und hier und da von Spitzen und Zinnen und Fontänen seltsam geformter Blätter überragt wurde. Nach keiner Richtung hin schien es ein Ende zu haben und nirgends unterbrochen zu sein, denn selbst das Wasser des Sees blieb unter den Bäumen verborgen. Dieses Meer glitzerte und glühte. Es sumimte von Leben. Es frohlockte vor Lust am Leben. Es lebte den ganzen Tag über in der Sonne, und bei Nacht zeigten ihm noch der Mond und die Sterne das Widerspiel des Lebens und brachten ihm den Frieden, den der Mensch niemals findet. Es war wundervoll, aber es war fern aller Menschlichkeit. Kein Mensch kam je hier herauf.

Nachdem Hai wieder hinuntergeklettert war, wandte er sich weiter nach Westen, indem er sich von Baum zu Baum Sichtzeichen merkte, um nicht wieder im Kreise zu gehen. Seine Hände brannten von den Haaren der Schlingpflanze, als ob er Brennesseln gepflückt hätte. Sein Gesicht brannte auf eine etwas andere Art. Es schmerzte, so wie es ihn vor Jahren in der Schule einmal geschmerzt hatte, als ihm ein Mitschüler einen

nassen Rugbyball mit aller Kraft gegen das Kinn getreten hatte. Dieser heißende Schmerz breitete sich weiter aus, über den Nacken bis zur Brust und am Rückgrat entlang. Er scheuerte sich die Haut, aber das Scheuern machte es nur noch schlimmer. Nach einer Stunde merkte er, wie es ihm um die Augen herum dick wurde. In den Lippen und an den Fingern hatte er ein Gefühl, als ob sich die Haut strammte. „Ich schwellen an“, sagte er. „Ich muß auf einem Giftbaum gewesen sein. Wenn es schlimmer wird, werde ich nichts mehr sehen können. Ich werde von oben bis unten anschwellen.“

Nach einer weiteren Stunde waren seine Augen so zugequollen, daß er nicht mehr deutlich sehen konnte. Sein ganzes Gesicht war geschwollen. Es fühlte sich kaum noch wie lebendiges Fleisch an. Dazu trommelte es ihm in den Ohren, als trommle ihm jemand auf das Gehirn. Seine Hände waren so geschwollen, daß er die Finger nicht mehr krumm machen konnte. Als er auf eine Pflanze traf, beugte er sich nieder, um sich selbst im Wasserspiegel zu betrachten. Er vermochte das Bild nur undeutlich zu erkennen, aber er bekam einen Schreck über sein Aussehen. „Wenn eine von diesen Blasen aufbricht, ist es zu Ende mit mir.“ Er mußte sich setzen, um den Schreck zu überwinden. „Ich werde blind werden. Es wird wahrscheinlich in einigen Stunden wieder vorbeigehen, aber bis dahin werde ich blind sein. Heute abend werde ich blind sein, vielleicht die ganze Nacht, vielleicht noch morgen, und ich weiß nicht, wo ich bin, noch wie ich hier herauskommen soll. Wenn doch nur das Dröhnen in meinen Ohren aufhören wollte.“

Es hörte nicht auf. Es wurde lauter, immer im gleichen Rhythmus, eine ganze Stunde lang. Es schlug wie der Puls. Dann plötzlich ging es in einen anderen Rhythmus über, nicht mehr wie der Herzschlag, sondern erregender. Hai krampfte sich das Herz unter einer Hoffnung. Er stand reglos. Er lauschte. „Ich weiß, was es ist“, sagte er schließlich. „Es ist ein Eisenhammer, eine Maschine, gar nicht weit entfernt, wahrscheinlich eine Zeche. Ich bin nach Meruel hineingekommen, wo es Bergwerke gibt. Dies ist eins. Ich gehe jetzt geradewegs darauf zu.“

In ihm war wieder Hoffnung, seitdem er gewiß war, daß dieses Hämmern von Menschenhand kam. Selbst die „Roten“ würden ihm immer noch lieber sein als der Wald. Er ging auf das schlagende Geräusch zu, das plötzlich leiser wurde, so daß er es kaum noch hörte. Er ging weiter. Er betete, daß es nicht ganz aufhören möge. Es wurde jetzt rasch dunkel im Walde (weil die Sonne unterging, nicht weil er blind wurde). Er sehnte sich danach, unter Menschen zu sein, bevor die Nacht kam. Er rief von Zeit zu Zeit. Dann übertönte das Flügelschlagen der zu Nester fliegenden Vogelschwärme das Hämmern.

Als die Flügel endlich zur Ruhe gekommen waren, erschien auch das trommelnde Geräusch wieder unter den leiseren Lauten der Nacht. Es schlug jetzt einen neuen Rhythmus mit einem volleren Ton. „Das ist keine Maschine“, sagte Hai. „Jetzt weiß ich, was es ist. Es ist eines dieser Tam-tams, dieser Eingeborenen-trommeln. Sie muß schon ganz in der Nähe sein. Ich werde noch einmal rufen.“

Es kam keine Antwort. Der Trommler, wenn es überhaupt ein Trommler war, achtete wohl nur auf seinen Takt, war wohl ganz versunken in den Rhythmus, der seine Seele gefangen nahm. Was bedeuteten ihm Nacht, Natur oder ein verirrtes Menschenwesen?

Schließlich sah Hai zwischen den Bäumen ein Licht. Dort brannte ein kleines Feuer, das manchmal von sich davor bewegenden Gestalten verdunkelt wurde. „Es ist ein Lagerfeuer“, dachte Hai. „Es muß ein Indianerlager sein, denn ein Weißer würde niemals dieses Getrommel mit anhören wollen.“

Eine leise furchtsame Frage regte sich nun doch in ihm, ob die Indianer ihm nicht feindlich entgegentreten würden. Er hatte gehört, daß die Waldindianer manchmal von weißen Verbrechern, die bei ihnen Zuflucht gefunden hatten, aufgestachelt würden. Doch selbst Kannibalen, so sagte er sich, würden wenigstens nicht auf der Stelle über einen Menschen herfallen, der so sehr von Pflanzengift entstellt und entkräftet war wie er. „Sie würden mir erst einmal gehörig etwas zu essen geben.“ Durch das unaufhörliche Dröhnen der Trommel vernahm er jetzt auch laute Stimmen und den Lärm der Leute in der Poblacion.

Er rief noch ein paarmal. Dann hatte man ihn gehört, denn die Lagerhunde begannen zu bellen.

Wenige Minuten später kam er auf eine Lichtung, die an drei Seiten von indianischen Hütten umgeben war. In jeder Hütte brannte zwischen Steinen ein Feuer. Bei dessen Schein erkannte er in den Hütten Leute in weißem Zeug oder etwas Ähnlichem. Kleine Hunde bellten vor den Eingängen. Irgendwo aus der Nähe

kam ein klatschendes Geräusch. Männer schwasteten, Weiber sangen ihre Kinder in Schlaf, der Trommler trommelte unentwegt weiter. Von irgendwo kam ein gleichmäßig dumpfes Stampfen. Es hörte sich an, als würde ein Bündel nasses Leinen mit einer Wäscheteule geschlagen. Seltsame Wesen wie winzig kleine Teufel kamen aus den Hütten hervor, lachten ihn aus und schlichen lautlos seitwärts davon. Er vermochte sich nicht vorzustellen, wer oder was sie waren. Die Leinstampferin begann ein melancholisches Lied, etwa von der Art, wie ein Hund den Mond ansingt. Die Luft war angefüllt von Gerüchen nach warmem Essen, verbranntem Gummi und duftendem Öl.

„Ich bin Engländer. Gut Freund“, rief Hai. „Nicht schießen. Ich bin Engländer.“ Er rief es mehrere Male, bevor sich irgend jemand um ihn kümmerte. Dann trat ein weißgekleideter Indianer aus einer der Hütten auf ihn zu. Es war ein pausbäckiger kleiner lächelnder Mann, grauhaarig, heiter und höflich. Er redete Hai in einer Sprache an, die nur einsilbige Worte kannte und die Hai noch nie gehört hatte. Er starrte entsetzt Hais Gesicht an, rang die Hände und sagte: „Mar, mar“, was Hai für Indianisch hielt und ihm zu bedeuten schien: „Du hast ein geschwollenes Gesicht.“ „Jawohl“, antwortete Hai, „das habe ich allerdings. Très mar.“ Der Indianer betrachtete Hai vom Kopf bis zum Fuß, was ihn offenbar zu der Überzeugung kommen ließ, daß Hai am ganzen Körper einigermaßen „mar“ sei.

Eine heifere Stimme aus einer der Hütten gegenüber rief dem Indianer einen Befehl zu, worauf dieser in seinen Mitleidsbezeugungen so plötzlich aufhielt, als

habe ihm einer einen Stich versetzt. Er schien Sai aufzufordern, näherzutreten. Sai ging auf die Hütte zu, aus der die Stimme gerufen hatte. Der Indianer blieb an seiner Seite.

Die Hütte war, wie die anderen Hütten der Poblacion, etwa neun Meter lang und vier Meter breit. Das Kopfsende der Hütte war offen. Das Dach, mit Palmblättern gedeckt und mit Bast durchflochten, hing zu beiden Seiten bis nahe auf den Erdboden herab. Vorne in der Hütte brannte ein Feuer zwischen zusammengeführten Steinen, die, wie Sai bemerkte, unverkennbar behauen waren. Hinter dem Feuer bewegte sich eine Gestalt, die jetzt dem Indianer den Befehl gab, daß Sai nicht eher näherzutreten solle, als bis der Indianer ihn angemeldet hätte. Als das geschehen, führte der Indianer Sai in die Hütte.

Sai sah über das Feuer hinweg die schwere Gestalt eines weißen Mannes, der nur mit Hemd und Reithose bekleidet war und einen Patronengürtel trug. Der Mann hatte sich in diesem Augenblick über das Feuer gebeugt, hielt einen Zweig hinein, mit dem er dann eine tönernerne Lampe anzündete.

„So, da haben wir Licht“, sagte er, „und nun lassen Sie sich einmal anschauen.“

Er hob die Lampe und betrachtete Sai mit einem merkwürdigen Ausdruck im Gesicht, den Sai sich nicht zu deuten wußte. Er war ein kräftig gebauter, ziemlich großer, vierschrötiger Mann mit dünnem, gelbem Haar, das wie eingeöltes Messing glänzte. Er war, selbst in dieser Wildnis, sauber rasiert. Er hatte graublau-äugige Augen. Seine Nase war, bis auf die trotzig

aufgebogene Spitze, schmal und gerade. Um seinen Mund hatte er die Züge von Trotz, Hohn, Verachtung und letzter Furchtlosigkeit. Er war ohne Zweifel Engländer, etwa fünfundvierzig Jahre alt, und hatte sich einmal unter gebildeten Menschen bewegt.

„So“, sagte der Mann, „und wo zum Teufel kommen Sie her?“

Hai erzählte seine Geschichte, daß er sich auf dem Wege nach Anselmo verirrt habe.

„Anselmo?“ fragt der Mann. „Anselmo? Ich habe nie etwas von einem Anselmo gehört? Wo ist das?“

„Keine Ahnung“, antwortete Hai. „In der Ebene, zwanzig Meilen von Santa Barbara. Ist das nicht hier in der Nähe?“

„Alter Freund, wir sind hier im Urwald von Melchior“, sagte der Mann. „Aber was haben Sie bloß mit Ihrem Gesicht gemacht?“

„Vergiftet an giftigem Efeu.“

„Das kann auch nur einem Neuling passieren. Morgen sind Sie blind. Was soll ich mit Ihnen anfangen?“

„Vielleicht lassen Sie mich solange hier, bis meine Augen wieder besser sind, und geben mir dann einen Führer mit.“

„Ich habe keinen Führer.“

„Oder bringen mich auf den Weg. Es kann ja nicht weit sein.“

„Hat Ihnen irgendwer von mir erzählt oder Sie hier heraufgeschickt?“

„Nein.“

„Sind Sie ganz allein hier im Walde?“

„Ja.“

Dann gab es eine Pause. Der Mann stellte die Lampe weg. Sai hatte sich langsam an die karglichen Bewillkommungen durch die Eingefessenen von Santa Barbara gewöhnt, aber dieser Mann war ein Landsmann und hatte wenigstens einige Spuren von Lebensart an sich. Der Mann saß auf dem Rand seiner Hängematte und hatte die Füße auf einen niedrigen Holzschemel gestellt. Er schaukelte sich hin und her, während er sich etwas zu überlegen schien.

„Haben Sie Geld?“ fragte er schließlich.

„Nicht bei mir. In Santa Barbara.“

„Und wahrscheinlich auch zu Hause auf der Bank?“

„Wenn das alles ist, was Sie mir zum Willkommen zu bieten haben, dann kann ich ja wieder gehen. Entschuldigen Sie, wenn ich Sie gestört habe.“

„Haben Sie Spielkarten bei sich?“

„Nein. Gute Nacht.“

„Wie sie meinen.“

Sai drehte sich um. In ihm kochten Zorn und Mitleid mit sich selbst, daß er sich in seiner Not und hier in der Wildnis so von einem Landsmanne behandeln lassen mußte. Er wußte nicht, wohin er sich wenden, noch wie er in der Dunkelheit und bei seinen Schmerzen vorankommen sollte, aber er dachte nicht daran, bei diesem Burschen zu bleiben. Er ging hinaus auf den freien Platz zwischen den Häusern. Dort drinnen war Behaglichkeit, Heiterkeit, Glück. Jedes Haus schien angefüllt mit zufriedenen und fatten Männern und Frauen, die Feuer hatten und ein Lager für die Nacht und Geselligkeit und Gewißheit über das Morgen.

Er besaß nichts von alledem. Er war Meilen von jedem von ihnen entfernt, und er war elend und krank.

„Heda, alter Freund“, rief der Mann ihm nach, „wo wollen Sie hin?“

„Fort.“

„Ich möchte nicht, daß Ihre Leiche mir den Wald verpestet und das Wild vergrämt. Aber das würde das Ende vom Liede sein“, sagte der Mann. Er rief plötzlich mit harter Stimme nach dem Indianer, der im nächsten Augenblick und lautlos von irgendwo auftauchte. Er sprach rasch ein paar Worte mit dem Indianer und gab ihm Befehle. „Hören Sie“, sagte der Mann dann zu Hai, „bei dem Zustand Ihrer Augen können Sie unmöglich weiter. Ich habe Chug-Chug hier gesagt, er soll Sie in eine unbenutzte Hütte bringen. Er wird Ihnen irgendein Zeug gegen Ihre Blasen und etwas zu essen geben. Gehen Sie mit ihm. Er sorgt für Sie.“

„Ich danke Ihnen“, sagte Hai.

„Sie halten es doch auch wohl für richtiger, wenn Sie mit ihm gehen?“ fragte der Mann.

„Allerdings“, sagte Hai. Der Indianer machte ihm ein Zeichen, daß er ihm zu einer der Hütten an der rechten Seite des umbauten Platzes folgen möge. Als Hai die dunkle Hütte betreten hatte, verschwand der Indianer und ließ ihn allein. Die Hütte war wie die übrigen zu beiden Seiten von dem bis auf die Erde herabreichenden Dache geschlossen und an den beiden Enden offen. Hai fühlte sich grenzenlos verlassen. Das Tamtam dröhnte und dröhnte noch immer. Sein ganzes Blut schien von dem Gift in der Haut dünn und bitter geworden. In der Hütte nebenan schwaigten Leute miteinander. Einige

fangen. Dann tauchten vor dem Eingang der Hütte die kleinen Teufel wieder auf, lachten ihn aus und verschwanden lautlos zur Seite.

Der Indianer erschien wieder, brachte Feuerholz und glühende Asche. Damit machte er auf der Herdstelle aus behauenen Steinen ein Feuer, das die Umgebung wenigstens etwas erhellte. Sai sah an der einen Wand ein paar blecherne, stark zerbeulte Reisetroffer. Der Indianer gab Sai durch Zeichen zu verstehen, er solle sich in die Hängematte setzen, die zwischen den Hauspfosten ausgespannt hing. Sie war aus weißem Baumwollstoff und trug farbige Bastfransen. Sai setzte sich, wie ihm bedeutet war, und stellte die Füße auf eine Bank aus irgendeinem Hartholz. Andere Indianer brachten ihm in einer Kalabasse einen Brei oder irgend etwas Zusammengekochtes. Er aß es dankbar. Es war heiß und gepfeffert. Es brachte ihn wieder zum Leben zurück. Während er aß, untersuchte der Indianer seine Füße auf Sandflöhe. Als er gegessen hatte, schmierten die Indianer ihm Gesicht und Hände mit einer ihm unbekanntem weichen, feuchten Masse ein, die sie inzwischen gekaut hatten. Es roch ranzig, aber es linderte sofort den Schmerz. Ein Indianer brachte ihm eine baumwollene Decke für die Hängematte. Darin drehte er sich ein und legte sich zur Ruhe: in Sorge um seine Freunde, tief unglücklich über sein Versagen, krank am Körper und in der Seele getroffen.

So müde er auch war, er konnte nicht schlafen. Ihm tat alles weh. Er krümmte und wand sich in seiner Hängematte. Das Tamtam dröhnte weiter und wechselte alle Stunde einmal seinen Rhythmus. Niemand im

Dorf schien schlafen zu wollen. Männer und Frauen waren in Bewegung, schwasteten, erzählten sich endlose Geschichten oder sangen stundenlang, gleich melancholischen Hunden. Manchmal fiel Hai für Minuten in einen leichten Schlaf, bis eine Berührung seiner Hände oder seines Gesichtes mit der Hängematte ihn wieder aufweckte. Immer, wenn er wachte, dröhnte das Tamtam, erzählte jemand eine Geschichte. Kleine Hunde mit spitzen Schnauzen, großen, spitzen Ohren und räubigem Fell kamen von Zeit zu Zeit in die Hütte geschlichen und schnappten, wie es schien, nach Käfern. Die seitwärts schleichenden kleinen Teufel kamen nicht wieder, aber er dachte oft genug an sie.

Am diesem fünften Tage seiner Irrfahrt zu Don Manuel zogen die „Weißen“ aus den westlichen Provinzen vierhundertsiebenunddreißig Mann in San Jacinto zusammen. Sie rückten in Don Manuels vorgeschobene Stellung jenseits des Flusses ein. Als letzter Versammlungsort wurde San Pablo, dreißig Meilen vor Santa Barbara, festgesetzt. Sie hatten reichlich Pferde. Das war aber auch das einzige, womit die Truppe glänzen konnte, denn ihre Bewaffnung bestand in der Hauptsache aus Macheten, Revolvern, Vogelstinten und Jagdgewehren aller Arten, Kaliber und Munition. Doch keiner zögerte auch nur einen Augenblick, sich dem Marsche auf Santa Barbara anzuschließen. Sie waren alle kirchentreue Männer, die wußten, daß ihr Glaube bedroht war. Der Pfarrpriester von San Luis, wo Don Manuel sein Lager aufgeschlagen hatte, segnete ihren Ausmarsch. Alle waren sie heilig und fest davon überzeugt, daß sie in einen Kreuzzug gingen.

XV.

Gegen drei Uhr morgens fiel Hai in einen tieferen Schlaf. Er wachte erst wieder auf, als ihn fror. Sein Feuer war ausgegangen und die Decke war ihm weggerutscht. Als er danach suchte, merkte er, daß sein Gesicht so angeschwollen war, daß er kaum noch aus den Augen sehen konnte. Der Schmerz hatte aufgehört, aber er war aufgedunsen wie ein Mastischwein.

„O Gott“, stöhnte er, „ich werde nicht die Hand vor Augen sehen können. Ich kann schon nicht einmal mehr die Wand der Hütte erkennen. Ich werde auch heute nicht nach Anselmo kommen. Ich bin an Händen und Füßen gebunden. Ich werde zu spät kommen. Vielleicht wird man Carlotta töten, und ich werde schuld daran sein.“ Er stieg aus der Hängematte. Es war nur zu wahr: er war fast blind. Ohne einen Führer konnte er nicht weiter. „Pferde“, dachte er, „aber diese Leute haben keine Pferde. Meine einzige Hoffnung wäre ein Fluß. Vielleicht bin ich in der Nähe eines Nebenflusses vom San Jacinto. Wenn ich ihn mit einem Kanu hinunterfahre oder wenn ein Indianer mich hinunterfährt, könnte ich vielleicht sogar heute noch Don Manuel erreichen. Hier muß es doch Flüsse geben, die in den San Jacinto münden. Wenn der Bursche die Wahrheit gesagt hat und wenn dies hier der Wald von Melchior ist, dann muß ich in der Nähe des San Jacinto oder eines seiner östlichen Nebenflüsse sein. Ich muß mit diesem Burschen reden und ihn um Hilfe angehen. Wenn er sich auch noch so bockbeinig wie ein Maulesel anstellt, so ist er trotz allem doch Engländer.“

Da es dunkel und kalt war, schwang er sich wieder in seine Hängematte, um ein wenig Wärme oder Schlaf zu suchen. Er schlief auch in kurzen Anläufen, die immer wieder von Alpdrücken unterbrochen wurden. Die Kälte traf ihn von unten. Sie drang ihm in alle Knochen. „Aha, junger Mann“, sagten Stimmen in seinen Träumen zu ihm, „jest bist du in unserer Gewalt, jest werden wir dich heimsuchen mit Krämpfen, mit Schmerzen, mit Waldfieber, mit Blindheit. Jest sitzt dir das Gift in den Eingeweiden. Jest werden wir dich martern und peinigen.“

Als er das nächste Mal erwachte, war es heller Tag, wenn auch noch früh. Das Leben des Dorfes, das sich eben erst, tief in der Nacht, zur Ruhe begeben, regte sich schon wieder. Das klatschende Geräusch der Wäschekeulen, mit denen das nasse Leinen auf den Steinen geklopft wurde, hatte von neuem begonnen. Frauen sangen. Kleine, braune Kinder spielten in dem Patio. Die spitzohrigen Hunde hatten die Nasen unter das Fell gesteckt und schliefen in der Sonne. Die kleinen Teufel wanderten herum und lachten die Leute aus. Hai erkannte sie jest als taubengraue Papageien mit rosigen Brüsten. Ihre hellen Augen und die festen Krümmschnäbel gaben ihnen den wissenden Blick von alten Lebemännern. Sie drehten den Kopf auf die Seite, blickten ihn aus einem Auge schief an und überlegten, ob sie seinen Anbiederungsversuchen wohl trauen durften. Dann aber gingen sie ihm doch lieber aus dem Wege.

Hai schwang sich aus der Hängematte, um aus seinen verquollenen Augen einen ersten Blick auf die neue Welt um ihn herum zu werfen. Sein Körper fühlte sich an,

als ob er nicht mehr zu ihm gehörte. Er war nichts als Schmerz und Stiche. Sein Gesicht und seine Hände waren wie abgestorben. Sein Mund war pelzig vor Schleim. Er trat hinaus in den Morgen.

Soviel konnte er doch noch erkennen, daß er einem Pfade nachzugehen vermochte, der an seiner Hütte entlang zu einem etwa sechs Meter breiten Flusse hinabführte. Dort saßen nackte Männer und Frauen bis zum Kinn im Wasser und badeten. Einige Frauen schlugen Bündel feuchter Baumwolle auf den Ufersteinen. Magere Kinder banden winzige Steinchen an Bastfasern und machten sich daraus Bolas, mit denen sie Libellen fingen.

Nachdem Hai sich am Flusse gewaschen und die geschwellenen Augen gekühlt hatte, kehrte er in das Dorf zurück. Er hoffte, den weißen Mann zu finden. Der aber war nicht mehr in seiner Hütte. In dieser Morgenfrühe waren die meisten Dorfbewohner bereits an irgendeine Arbeit gegangen. Die Frauen stampften oder kneteten Maniok oder buken Brot daraus. Sie lachten Hai freundlich an. Eine von ihnen gab ihm Brot und eine Kürbisflasche voll Fleischbrühe. Während er auf einer Hängematte saß und aß, baute sich ein mit drei Tabakdosendeckeln bekleideter Indianer vor ihm auf, grinste, zeigte auf seine Brust und sagte: „Me Johnny God-dam.“ Leider war das alles, was er an Englisch konnte. Hai versuchte durch Zeichensprache herauszubekommen, wo der weiße Mann wäre, wohin man flußabwärts käme und wo die nächsten weißen Ansiedlungen lägen. Seine Darbietungen erregten großes Interesse, aber niemand verstand sie. Er machte offenbar auf sie den Eindruck, als bete er um gutes Wetter.

Er ging zu der Hütte zurück, in der er die Nacht verbracht hatte. Er war voll Kummer und Sorge und Hilflosigkeit. Chug-Chug, wenn er den Namen richtig verstanden hatte, brachte einige wohlriechende Blätter, mit denen er vorsichtig Sai entzündete Haut einrieb. Es linderte. Chug-Chug war ein fröhlicher Mann, der immerfort schwast. Sai fragte ihn etwas auf Englisch und mittels Zeichen, doch das vermehrte nur noch Chug-Chugs Redeschwall, ohne daß Sai irgendwie klüger geworden wäre.

„Ich werde bis Mittag warten“, dachte Sai. „Der Weiße wird zu Mittag zurück sein. Mein Vater hat mir erzählt, daß es im Urwalde so Brauch ist, zu Mittag zu essen und dann Siesta zu halten. Nach der Siesta werde ich aufbrechen können. Der Kerl ist eine richtige hartnäckige Zecke. Aber selbst eine hockbeinige Zecke wird doch einem Kameraden den Weg sagen. Und je mehr ich darüber nachdenke, desto fester bin ich eigentlich davon überzeugt, daß ich von hier aus den San Jacinto-Fluß und vielleicht sogar heute nacht noch Don Manuel erreichen kann.“

Er stand am Eingang der Hütte und blickte für einige Minuten auf das Bild primitiven Lebens da vor ihm. Die Sonne, die in die Lichtung hereinbrannte, belebte auch ihn von neuem. Er fühlte sich erwärmt und getröstet zugleich. Er begann auch ein wenig besser aus den Augen zu sehen und merkte, daß er seine Finger wieder krumm machen konnte. Das deutlichste Anzeichen der beginnenden Besserung aber war das Gefühl, daß er sich nur hinzulegen brauchte, um fest einzuschlafen.

Er trat zurück in die Hütte. Er hatte plötzlich die Empfindung, als ob bis zu dem Augenblick, in dem er

sich soeben umgedreht hatte, jemand hinter ihm in der Hütte gestanden haben mußte. „Seltsam“, dachte er, „es muß an den geschwellenen Augen liegen und daran, daß ich aus dem Hellen in das Dunkle komme. Oder wie komme ich sonst dazu, den Pfosten da für einen Menschen zu halten?“ Er ging noch einmal zurück, um dessen ganz sicher zu sein. „Das ist es offenbar gewesen“, dachte er. „Es sah aber aus wie ein Mensch.“

Er setzte sich auf seine Hängematte und versuchte darüber nachzudenken, inwieweit er selbst schuld an seinem Irrwege sei. Dann gingen seine Gedanken wieder zu dem Engländer. „Was ist er und was macht er hier und warum ist er so ablehnend? Er muß irgendeine Art von Prospektor sein. Er ist kein Ingenieur, denn er hat keine Apparate oder Maschinen bei sich. Er wird auch nicht nur Jäger oder Forscher sein. Dafür benimmt er sich zu ungehörig. Ich möchte darauf wetten, daß er Goldsucher oder Erzschrfer ist, der hier etwas gefunden und nun Angst hat, daß ihm jemand anders in die Quere kommt. Darauf möchte ich jede Summe wetten. Daraus erklärt sich dann auch, warum er so abweisend ist und mich so schäbig aufgenommen hat. Ich möchte nur dahinterkommen, wer der Mann ist. Offenbar sind das da drüben an der Wand seine Koffer.“

Die Koffer waren die üblichen kleinen blechernen Reisekoffer, die absichtlich so flach gehalten sind, damit sie auf einem Schiff unter die Koje geschoben werden können oder bei einem Maulesel nicht zu weit von den Seiten abstehen. Sie waren einmal schwarz lackiert gewesen, aber sie hatten bereits allerhand durchgemacht und der Lack war heruntergeschuert. An manchen Stellen

glänzte das Blech durch, im übrigen waren sie zerbeult und mißfarben. Oben auf dem einen Deckel war in einstmal's weißer Farbe der Buchstabe D gemalt. Auf dem Deckel des anderen Koffers war noch der größte Teil des Buchstabens W zu erkennen. Beide Koffer hatten eine Zeitlang unbenutzt dagestanden. Ranken von Schlingpflanzen, die sich hier unter dem Dach hindurchgezwängt hatten, waren darüber hingewuchert. „D und W“, wiederholte Sai. „Ein Buchstabe ist auf beiden Koffern weggescheuert. Wahrscheinlich also heißt der Mann D . . . W . . . Dreifiger Weißer oder Dürftiges Willkommen oder Dunkler Wanderer: die Anfangsbuchstaben passen auf alle drei. Aber ich sollte mich lieber noch etwas hinlegen.“

Er schwang sich in die Hängematte in der Hoffnung, daß die Ruhe auch seinen Augen gut tun würde. Er sah, daß der Hund am Eingang der Hütte noch immer die Nase in das Fell gesteckt hatte, dann aber fiel die Müdigkeit über ihn her und senkte ihn in einen bleiernen Schlaf.

Er erwachte Stunden später mit dem Gefühl, als ob jemand in der Hütte wäre und mit ihm sprechen wolle. Er hatte Mühe, sich aus der Umklammerung des Schlafes zu befreien. Aber während er noch dagegen ankämpfte, hatte sich der Fremde, oder wer es gewesen sein mochte, schon wieder entfernt. Als er völlig erwachte, war die Hütte leer. „Seltsam“, dachte er bei sich, „mir war doch, als ob jemand hier gewesen wäre, als ob ich dort eine Gestalt, einen ausgewachsenen Mann, gesehen hätte, der mir etwas sagen wollte. Wahrscheinlich habe ich geträumt. Wenn man hierzu-

lande nur nicht immer beim Aufwachen einen so scheußlichen Geschmack im Munde hätte.“

Er stand auf und reckte sich. Er fühlte sich dumm und dumpf, aber dennoch ein wenig ausgeruht. „Ich werde nachsehen, ob dieser D. W. schon wieder zurück ist“, dachte er.

Er merkte, daß das Dorf Siesta machte. Er hatte bis in den Nachmittag hinein geschlafen. Es war stiller, als es zu irgendeiner Nachtstunde gewesen. Er rief vor dem Eingang der Hütte des Weißen. „Sind Sie da? Kann ich Sie sprechen?“ Als er keine Antwort bekam, warf er einen Blick hinein. Der weiße Mann war noch nicht zurück. „Noch unterwegs“, dachte Sai. „Gemein.“

Es widerstrebte ihm, während der Abwesenheit des Besitzers die Hütte zu betreten. Nichtsdestoweniger sah er sich drinnen um. An einem der Hauspfosten hingen Kleidungsstücke aus gelblichem Drell, dazu ein Ledergürtel, der mit dem Buchstaben D gezeichnet war. Auf der Gegenseite der Hütte, hinter der Hängematte, stand ein Tisch. Er bestand lediglich aus zwei Brettern, die auf einem großen Schemel befestigt waren, wie sie die Indianer für ihre Gotteshäuser schnitzen. Auf dem Tische lagen allerlei Gegenstände, die zumeist Steine oder Erzproben zu sein schienen. Sai vermochte nicht genau zu erkennen, was es war. Unter dem Tisch lag noch ein Blechkoffer mit den Zeichen D W an der Seite. Der Koffer stand offen und enthielt nur Schuhe. Am Fußende der Hängematte lag zusammengerollt eine gute braune Kamelhaardecke, genau die gleiche, wie Sai sie bei seinem Gepäck in Santa Barbara hatte.

Außer dem üblichen segeltuchernen Wassertack, einem Segeltucheimer mit einem in den Rand eingespleißten dünnen Tau und einer Segeltuchwanne, in der sich D. W. am Morgen abgeseift hatte, schien die Hütte nichts weiter Bemerkenswertes zu enthalten. Hai hatte einige Erfahrung beim Einkauf von Ausrüstungsgegenständen. Er sah, daß alle diese Dinge von bester Qualität, nur eben sehr abgenutzt waren. „Aber keine Werkzeuge“, dachte Hai. „Er hat seinen Arbeitsplatz oder seine Schürffstelle irgendwo in der Nähe. Dort werden auch die Werkzeuge sein.“

„Nun“, sagte Hai zu sich selbst, „ich möchte diesem Manne nicht nachspionieren. Ich möchte nur, daß er zurückkommt und daß ich ihm mal den Wind von vorne geben kann.“

Er machte einen Spaziergang durch die Lichtung und brachte eine Stunde damit hin, sich die Papageien und die kleinen Hunde zu Freunden zu machen. Sie waren zahm, aber mißtrauisch. Es gelang ihm nicht. Der Tag schleppte sich mühsam weiter, während Hai auf D. W. wartete. Das Dorf war reizvoll und der Wald herrlich anzusehen, aber er sehnte sich von beiden fort und wieder auf seinen Botenweg, solange noch Hoffnung bestand.

Nach einer Weile fiel ihm ein, es ließe sich vielleicht in der Hütte, in der er geschlafen hatte, irgend etwas von Belang finden. Er hatte sie noch nicht genau daraufhin untersucht. Aber nun seine Augen weniger geschwollen waren, lockte es ihn, etwas um die Hand zu haben. Vielleicht war da sogar ein beiseite geworfenes Buch.

Im äußersten Winkel der Hütte lag ein kleiner Haufen Rehricht. Hai nahm ein angekohltes Stück Holz von

der Feuerstelle und begann damit die Abfälle auseinander zu räumen. Es waren alle möglichen weggeworfenen Gegenstände, die dort in der Ecke, in die der Regen hereingeschlagen war, nur noch mehr verrottet waren. Er fand: ein Stück eines Segeltuchsackes, den die Ameisen zerfressen hatten; eine abgenutzte Tabakpfeife, deren Holz vom Sonnenlicht ausgebleicht war; ein abgesehnittenes Stück eines ledernen Streichriemens; drei kleine Knäuel brüchig gewordenen Zinndrahtes; vier abgerissene Schnürbänder; einen zerbrochenen Bügel; eine Schraubenmutter; eine vermoderte leere Pappschachtel, die einmal Patenthosenkнопfe enthalten hatte und die Aufschrift trug: „Weg mit Nadel und Faden“; eine fast vollständige Reithose aus Drell, in dem die Ameisen gewesen waren; zwei Briefumschläge oder Fächer davon; ein völlig durchweichtes kleines dickleibiges Buch.

Dieses Buch zog er an das Licht, um es näher zu betrachten. Es erwies sich als eine vollständige Ausgabe von Miltons Gedichten, „gedruckt im Jahre 1828 für S. Smith, Buchhändler, 193, High Holborn“ und in grünes Leinen gebunden. Das Titelbild zeigte Milton „nach einem Siegelabdruck“ und gegenüber die Bignette einer Eva zwischen Dahlien und einer sich wild bäumenden Schlange. Auf dem Vorsatzblatt des Buches stand mit blasser Tinte und in einer Frauenhandschrift:

Für Dudley Wigmore

von seiner Mutter. Am 12. August 1881.

„Dudley Wigmore“, sagte Sai bei sich selbst. „D . . . W . . . So heißt also der Kerl. Ein seltsames Buch für

so einen, und man sollte meinen, er hätte mit dem Geschenk seiner Mutter etwas besser umgehen können.“

Das Buch war aufgequollen und von der Feuchtigkeit zusammengeklebt. Sai öffnete es vorsichtig und legte es zum Trocknen in die Sonne. Dann ging er zu dem Rehrichthausen zurück, um nach weiteren Schätzen zu suchen. Er fand aber nichts weiter als ein paar Zeugfetzen, die von Ameisen und Käferlarven durchlöchert waren. Er sah sich die beiden Stücke zweier Briefumschläge an, die beide englische Marken trugen. Auf der einen Marke konnte man, wenn man das Papier gegen das Licht hielt, auch noch den Teil eines Poststempels erkennen. Sai las die Buchstaben „allet“. Er versuchte sich irgendeinen englischen Ort in das Gedächtnis zu rufen, dessen Name mit „allet“ endete. Er fand keinen. „Es klingt auch eher nach einem französischen Namen“, dachte er. Einer der beiden Abrisse trug die Aufschrift:

D. Wigm —
c/o Messrs. W —
Sant —

Das übrige war weggerissen. Der zweite kleinere Abriß bestand nur noch aus einem Stück der Briefklappe, der Marke und den Endbuchstaben einer Adresse in anderer Handschrift:

— Esq.
— et Cie.

Sai ließ die beiden Papierfetzen wieder auf den Rehrichthausen flattern. Einige Blätter des Milton waren schon trocken. Er schlug die Seiten um, damit auch die

anderen trocken würden. Da er doch nichts Besseres zu tun hatte, holte er sich zwei Schemel aus der Hütte, legte das Buch auf den einen, setzte sich auf den anderen und verbrachte Stunden damit, Stücke aus den Gedichten zu lesen, wie jeweils die Seiten trocken wurden. Die Indianer sahen ihm dabei mit Neugier und Furcht zu. Sie waren offenbar der Meinung, er vollführe irgendeinen Zauber. Sein seelischer Zustand und der Ort, an dem er sich befand, gaben dabei den Worten des Dichters ein Gewicht, wie sie es für ihn auf der Schule niemals gehabt hatten. „Wenn meine Augen erst wieder besser sind“, dachte er, „werde ich das ganze Buch durchlesen. Es ist wundervoll.“

So verging der Tag Stunde für Stunde, ohne daß der weiße Mann irgend etwas von sich sehen und hören ließ. Einige Indianer, die mit Maniok in die Poblacion zurückgekehrt waren, brachten Hai etwas Zusammengekochtes und ein Stück heißes Brot. Nachdem er gegessen, trug er die Schemel und das Buch in seine Schlafhütte.

„Es ist seltsam“, sagte sich Hai, „immer wenn ich in die Hütte komme, habe ich das Gefühl, als ob jemand da ist. Es liegt offenbar an der Art, wie das Licht auf den Pfosten fällt.“

Die Sonne sank jetzt rasch hinter den Monte Melchior. Ein letzter Strahl fiel quer durch die Hütte bis in die äußerste Rehrichthecke. Dort blinkte etwas an der Erde. Hai nahm es auf. Es war ein kleines goldenes Medaillon, das an einer verrosteten eisernen Uhrkette hing. Nachdem er es gesäubert hatte, öffnete er es mit einiger Mühe. Es enthielt die kleine, kaum daumen-

große Photographie eines Mädchentopfes. Es war ein hübsches, junges Mädchen von einem scharfäugigen, brünetten Typ.

„Wahrscheinlich ist das seine Braut“, dachte Hai und schloß das Medaillon wieder. „Er wird es in der Dunkelheit verloren haben und sich freuen, daß er es wiederkriegt.“

Er legte das Medaillon auf einen der Holzschemel, um es gleich bei der Hand zu haben, wenn D. W. zurückkam. Dann setzte er sich auf seine Hängematte und dachte an Carlotta. „Morgen früh, und ganz gleich, was geschieht, morgen früh gehe ich von hier los. Wenn ich Glück habe, komme ich auch jetzt noch zur rechten Zeit. Ich darf einfach nicht zu spät kommen. Ich muß es schaffen.“

Als die Sonne hinter dem Monte Melchior versunken war und das Licht plötzlich aus der Welt verschwand, grübelte er darüber nach, ob er wohl trotz allem doch noch zur rechten Zeit kommen würde. Bei einem Wahnsinnigen wie Don Lopez war es schwer zu sagen, was inzwischen geschehen. Aber wenn nun das Schlimmste geschehen war? Wenn er doch zu spät kam?

Er war müde von den Beschwerden der Irrfahrt. Sein ganzer Körper schrie nach Ruhe. Er lehnte sich hintenüber in seine Hängematte, und schon war er eingeschlafen. Er schlief fest. Er hatte allerhand nachzuholen. Aber selbst noch in der Tiefe des Schlafes quälte ihn ein Gefühl, als ob irgend etwas nicht stimmte. Hin und wieder, wenn die Bewußtlosigkeit ein wenig

nachließ, hatte er das Gefühl, als ob neben ihm ein Unglück oder etwas noch Schlimmeres geschehe, als ob dort ein Mensch in höchster Not sei. „Ach“, antwortete er im Schlaf, „du bist es, Carlotta. Sei ruhig, ich werde alles versuchen, um ihn zu warnen und zu holen. Ich werde alles versuchen, obwohl es aussieht, als hätte ich die Dinge verwirrt.“ Dann aber, als die Bewußtlosigkeit weiter nachließ, fühlte er mit einem Male, daß es nicht Carlotta war, sondern der Mann, den er vorhin gesehen hatte. „Ja“, sagte er im Schlaf, „heute nachmittag war ein Mann in der Hütte, und jetzt ist er wieder da. Was kann ich für ihn tun? Wo sind Sie? Zeigen Sie sich.“ Er kämpfte sich aus dem Schlaf zu dem Bewußtsein der wachen Welt zurück, die jetzt langsam auf ihn zukam, während eine andere Welt, die deren Stelle eingenommen hatte, nun hinter dichten Nebeln verschwamm. Er sah, oder glaubte doch zu sehen, daß ein Mann am Eingang der Hütte stand und ihn aus traurigen Augen anblickte. „Gut“, rief Sai, „ist es schon Abendbrotzeit? Ich habe geschlafen, aber ich bin wach. Ich bin im Augenblick wach.“ Als er sich aufrichtete und die Augen öffnete, verging die Gestalt in der Finsternis, die jetzt als leise sich bewegendes Blattgelaub schwarz vor dem leuchtenden Sternenhimmel stand. „Es ist seltsam, immer wieder ist mir so, als ob ein Mann dort stünde. Ich glaube, man kann sich so etwas auch einbilden.“

Er kam jetzt völlig wieder in die Welt des Dorfes zurück. Lampen und Feuer brannten. Frauen sangen. Das Tamtam dröhnte. „Ich will doch nachsehen, ob D. W. wieder da ist“, sagte er.

Chug-Chug kam ihm dabei zuvor. Der Indianer war hereingetreten und bat ihn durch Zeichen, ihm in die andere Hütte zu folgen. „D. W. ist demnach wieder da“, dachte Hai. „Nun, dann auf ihn.“

Er folgte Chug-Chug in die andere Hütte, die von drei Lampen erhellt wurde. Ein Klappstisch war aufgestellt worden. Essen stand darauf. Der Mann saß Hai gegenüber auf einem Feldstuhl am Kopfende des Tisches. Er hatte einen abgetragenen Patronengürtel über die Schulter geschlungen, dessen eine Tasche D. W. gestempelt war. Er war gerade dabei, eine leichte Jagdbüchse mit einer Gewehrschnur und einer eingölten Feder zu reinigen. Er hatte das Gewehr noch auf den Knien liegen und ließ den Verschuß auf- und zuschnappen. Hai vermochte ihn jetzt deutlicher zu sehen als in der letzten Nacht. Im allgemeinen fand er seinen ersten Eindruck bestätigt, daß ihm dieser Mann nicht lag und daß in ihm mehr rohe Gewalt als Klugheit oder Güte waren.

„Sie sollten lieber was essen, alter Freund“, sagte der Mann.

Das Essen war ein öliges, pfefferiges Fleischgericht und wurde mit Maniokbrot zusammen aufgetragen, das Hai bereits zweimal am Tage bekommen hatte.

„Suchen Sie sich selbst eine Sitzgelegenheit“, sagte der Mann. Er war kein sehr liebenswürdiger Gastgeber. Er schien Hais Anwesenheit übel zu vermerken. Immerhin war es eine Art Aufforderung, Platz zu nehmen. Hai zog sich einen Schemel an den Tisch und setzte sich.

„Ich glaube, ich muß mich wohl vorstellen“, sagte der Mann. „Haben Sie mal was von Brocket Letcombe-Bassett, dem wilden Konservativen, gehört?“

„Nein“, sagte Hai.

„Nun, das war ein Vetter meines Vaters. Mein Vater ist Geistlicher oder war es. Ich weiß nicht, ob er noch lebt. Ist mir auch egal.“

„Sie sind also Mr. Letcombe-Bassett?“

„Ja.“

„Demnach wäre noch ein anderer Engländer hier, ein Mr. Wigmore?“

„Wigmore? Kennen Sie ihn?“ fragte der Mann.

„Nein“, sagte Hai, „aber ich fand ein Buch, das ihm gehörte, und dieses kleine Goldmedaillon. Kennen Sie ihn?“

„Ja. Er war Goldsucher. Er starb hier vor mehreren Jahren an Waldfieber.“

„Armer Teufel“, sagte Hai. Ihm schien es ein einsamer Tod für einen Mann mit einer Mutter und einer Braut.

„Ja“, sagte der andere, „er starb vor ein paar Jahren an Waldfieber. Sowie die Regenzeit aufhört, gibt es hier viel Waldfieber.“

„Waren Sie bei ihm, als er starb?“

„Nein, nicht eigentlich bei ihm. Erst nach seinem Tode. Ich wollte mich wohl hüten, in seine Nähe zu kommen. Waldfieber steckt an.“

„Liegt er hier begraben?“

„Ja, oder jedenfalls nicht weit von hier. Ich habe ihn von den Indianern und nach Indianerart begraben lassen, in einem Loch in seiner Hütte.“

„In der Hütte, in der ich schlafe?“

„In der Sie schlafen? Nein. In einer Hütte im Busch, wo er umgekommen ist.“

„Haben Sie seinen Angehörigen Nachricht von dem Tode geben können?“

„Nein. Ich habe keine Ahnung, daß er überhaupt Angehörige hat.“

„Hatte er denn keine Briefe bei sich? In meiner Hütte liegen Fetzen von zerrissenen Briefen. Vielleicht könnten wir die wieder zusammensetzen.“

„Da waren keine Briefe. Wigmore hatte keine Briefe bei sich. Wahrscheinlich haben Sie Fetzen von Briefen an mich gesehen, von meinem geliebten Vater. Hol ihn der Teufel.“

„Nein. Diese Briefe waren an Wigmore gerichtet.“

„So?“ sagte der Mann. „Ich habe aber keine gefunden. Ich habe seine Sachen durchgesehen. Das ist schließlich das Geringste, was ein Landsmann einem anderen hier draußen zuliebe tun kann.“

„Er hatte eine Braut und eine Mutter.“

„Woher, zum Teufel, wissen Sie das denn? Ich habe Wigmore genau gekannt, das heißt, so genau man einen Kerl von seiner Sorte überhaupt kennenlernen kann. Er war ein seltsamer Vogel, ein undurchsichtiger Mensch. Wenn Sie einem von diesen einsamen Männern begegnen, die in solchen Gegenden wie diesen hier nach Gold suchen, dann können Sie bestimmt darauf ab, daß da etwas faul ist. Er sprach nie über seine Vergangenheit, aber er ließ durchblicken, daß er eine Vergangenheit hätte. Außerdem soff er wie ein Igel.“

„Hat er je Gold gefunden?“ fragte Hai.

„Er war einer von den Goldsuchern aus Leidenschaft. Die finden immer so viel, daß sie ihre Indianer bezahlen

und sich ihre Patronen kaufen können. Aber meistens verwildern sie nach einer Zeit, das heißt sie werden Indianer.“

Inzwischen hatte er seine Büchse mit dem Riemen an die Dachstütze gehängt. Sai sah die Initialen D. W. auf dem Kolben eingebrennt. Es war einmal Wigmore's Büchse gewesen. Sai fühlte ein Unbehagen bei der Art, wie der Mann über Wigmore sprach. Er wollte mehr wissen.

„Es ist doch ein entsetzliches Ende“, sagte er, „so hier draußen in der Wildnis umkommen zu müssen, Tausende von Meilen von zu Hause.“

„Über verdammt noch mal besser, als von Ärzten in einem dreißigen Hospital vergiftet zu werden.“

„Ich gäbe was darum, wenn ich so viele Brieffetzen zusammenbekäme, daß ich wenigstens herauskriegte, wo seine Angehörigen wohnen.“

„Ich habe Ihnen ja schon gesagt: es gibt keine Briefe.“

„Es gibt Reste von Briefen, denn ich habe sie selbst gesehen. Übrigens, hören Sie, gibt es noch eine Möglichkeit, Näheres über ihn zu erfahren.“

„Und wie?“ fragte der Mann mit plötzlich gespannter Aufmerksamkeit.

„Von Leuten in Santa Barbara. Ein Brief an ihn war über eine französische Firma in Santa Barbara gerichtet. Ich nehme an, daß die seine Vertreter waren, und in Santa Barbara kann es höchstens ein oder zwei französische Firmen geben. Bei denen könnte ich nachfragen und auf die Weise leicht herausbekommen, woher er stammte.“

„Vertreter? Französische Firma? Sie meinen Char-denal. Das ist ein Ausrüstungsgeschäft in Santa

Barbara. Da kaufte er meistens seine Vorräte. Das war nicht sein Vertreter, sondern er war da Kunde. Daher habe ich auch nach seinem Tode einen Indianer mit einem Briefe hingeschickt und Wigmore's letzten Auftrag zurückziehen lassen. Die wissen also, daß er tot ist."

"Aber sollten die nicht auch wissen, woher er gekommen ist?"

"Wigmore war ein dunkler Ehrenmann. Woher er kam, das hat er sogar mir in all den Monaten, die wir zusammen waren, nicht einmal erzählt. Ich sehe daher nicht ein, warum er es gerade seinem Krämer erzählt haben sollte."

"Sie kennen nicht zufällig eine englische Stadt, die auf ‚allet‘ endet?" fragte Sai.

"Allet?" sagte der Mann mißtrauisch. „Nein, ich kenne kein ‚allet‘. Aber wenn ich Ihnen mal was sagen soll: Ihnen scheint dieser Wigmore auf das Gehirn geschlagen zu sein. Wissen Sie bestimmt, daß Sie nicht einen Anfall von Waldfieber haben? Es beginnt oft damit, daß man sich über einen Toten oder über dergleichen aufregt."

"Ich rege mich ja gar nicht über ihn auf", antwortete Sai. „Mir tun nur die Mutter und das junge Mädchen leid, die nun die ganze Zeit an ihn denken und immer noch auf eine Nachricht von ihm hoffen."

"Wie ich schon mal gesagt habe: ich glaube bestimmt nicht, daß er noch eine Mutter oder eine Braut hat. In den ganzen Monaten, die ich ihn gekannt habe, hat er nicht ein einziges Mal von ihnen oder von einem

Briefe, den sie geschrieben hätten, gesprochen. Schlagen Sie sich Wigmore aus dem Kopf. Er war ein dunkler Ehrenmann und ein Säufer. Ich glaube sogar, er wurde wegen irgendeiner Geschichte gesucht. Jedenfalls war er eine höchst zweifelhafte Figur. Aber nun zu Ihnen: Sie sagen, Sie wollen nach Anselmo? Liegt das in der Nähe von Santa Barbara? Dann sind das immerhin siebenzig Meilen von hier. Bis zur nächsten Straße sind es allein schon zwanzig Meilen.“

„Können Sie mir nicht morgen früh einen Indianer mitgeben, der mich bis zu der Straße führt? Meine Augen sind schon wieder besser. Die Schwellung ist bis morgen ganz verschwunden.“

„Morgen geht es nicht.“

„Warum nicht? Sie würden mich wirklich zu großem Dank verpflichten.“

„Morgen kann ich keinen einzigen Indio wegschicken. Er würde nicht einmal gehen, wenn ich selbst mitginge. Sie feiern nämlich morgen eins von ihren Mondfesten.“

„Nun denn: warum nicht heute Nacht?“

„Weil Sie selbst heute Nacht noch nicht dazu imstande wären und weil außerdem diese Aracuis bei Nacht nicht einen Schritt tun. Was ich übrigens durchaus begreifen kann. Denn erstens sind die Schlangen unterwegs, zweitens die Jaguare und drittens, wie sie sagen, die Geister.“

„Die Geister würde ich schließlich noch auf mich nehmen, wenn Sie mir nur den Weg sagen würden.“

„Den finden Sie niemals. Vor allem jetzt nicht bei Neumond.“

„Werden Sie ihn mir morgen zeigen?“

„Ja, ich werde ihn Ihnen morgen zeigen.“

„Früh? Als erstes? Würde es Ihnen etwas ausmachen, ganz früh aufzubrechen, damit ich die Straße noch vor Dunkelwerden erreichen kann?“

„Wir werden so früh als möglich aufbrechen.“

„Dürfte ich mich dann einmal danach erkundigen, was Sie eigentlich sind? Ich meine, was Sie hier draußen in der Wildnis machen?“

„Ich? Ich bin eine von den verfluchten Seelen, die sich ihren Weg selbst suchen und sich nur um ihr eigenes Geschäft kümmern.“

„Gewiß“, sagte Hai. „Ich wollte auch nicht neugierig sein.“

„Sie sagen, Sie haben kein Geld bei sich?“

„Nein.“

„Können Sie Karten spielen?“

„Ja.“

„Es macht aber keinen Spaß, zu spielen, wenn man nichts zu setzen hat. Haben Sie eine Uhr?“

„Ja, aber in das Werk ist Wasser hineingekommen. Sie ist stehengeblieben.“

„Dann gehen Sie lieber ins Bett, wenn Sie morgen früh herauswollen. Ich kann doch nicht Schwarzen Peter mit Ihnen spielen. Wenn Sie hier wieder mal hereinschauen, dann bringen Sie wenigstens Pinkpinke mit, damit Sie was in den Pott zu setzen haben, und außerdem vielleicht auch für Ihre Hotelrechnung.“

„Es tut mir leid, daß ich kein Geld bei mir habe. Aber was die Hotelrechnung angeht, so brauchen Sie mir nur Ihren Namen und Ihren Vertreter zu sagen und ich

werde den Gegenwert dessen einzahlen, was ich hier bei Ihnen verzehrt habe. Oder Sie können auch meine Uhr dafür nehmen. Sie ist gut und fast neu. Sie muß nur gereinigt werden, dann geht sie wieder.“

„Über die Rechnung sprechen wir morgen. Jetzt legen Sie sich lieber schlafen.“

„Also schön. Gute Nacht.“

Der Mann gab keine Antwort. Er stand da, starrte Sai aus seinen kalten, harten, blauen Augen an und verzog seine Lippen zu einem höhnischen Lächeln. Sai hatte das Gefühl, er sei noch nie in seinem Leben einem innerlich so von Haß erfüllten Menschen begegnet. „Er ist ein ekelhaftes Schwein“, dachte er.

Er kam in seine Hütte. Er hatte wieder die Empfindung: da steht doch jemand, dieses Mal sogar so stark, daß er rief: „Ja, wer ist da?“, ehe er gewahr wurde, daß er sich getäuscht hatte. „Es ist seltsam“, sagte er, „jedesmal wieder habe ich das Gefühl, daß ein Mann dasteht. Ich bin schon ganz nervös geworden von diesem Wald. Außerdem sieht auch der Pfosten da aus wie ein Mensch, und ich falle immer von neuem darauf herein. Im übrigen wollte ich wirklich, es wäre jemand da, Dudley Wigmore oder sonst einer. Dann wäre ich wenigstens nicht allein von diesem höhnischen Teufel abhängig.“

Immer noch wütend auf den Kerl schwang er sich in seine Hängematte und versuchte an andere Dinge zu denken: an Carlotta und Rosa, die ihre Hoffnung auf ihn gesetzt hatten; an Carlottas wundervolle Unmut, Schönheit und Güte, die jetzt nach der Laune eines Wahnsinnigen mitten unter Lumpengefindel im Ge-

fängnis saß; dann an sich selbst, der sie retten sollte und der sich im Walde verlaufen hatte. Für einen Mann mit solchen Gedanken gab es keinen Schlaf.

Es wäre auch sowieso nicht leicht gewesen einzuschlafen, denn das Dorf feierte eine Jagd oder ein Mondfest, Hai wußte nicht genau, was. Ein halbes Duzend Trommeln dröhnten. Dann entzündeten die jungen Männer des Stammes mitten auf dem Patio oder Dorfplatz ein Freudenfeuer. Sie türmten es hoch auf mit Holz, das die Frauen am Tage gesammelt hatten. Dann, als es brannte, begannen sie, rings im Kreise herum zu marschieren. Einige bliesen auf eintönigen Hörnern oder auf zweitönigen Flöten. Andere klatschten mit Scheiben aus Hartholz oder rasselten mit Bohnen in Kalabassen. Wer nicht Musik machte, sang. Die kleinen spitzohrigen Hunde saßen vor den Hütteneingängen auf ihren Hinterteilen, hatten den Kopf zurückgelegt, bis sie nur noch Kehle schienen, und sangen gleichermaßen. Die kleinen Kinder wachten aus dem Schlaf auf und schrien in hohen Tönen. Die Männer des Stammes sangen oder erzählten Geschichten. Die Frauen und kleinen Mädchen schleppten Holz für das Feuer herbei.

„Es ist, als ob ich tausend Meilen von aller Zivilisation entfernt bin“, dachte Hai. „Vielleicht dauert es Tage, bis ich nach Anselmo oder sonstwohin komme.“

Das Feuer erleuchtete das Innere der Hütte. Hai sah wieder die beiden Blechkoffer mit den Buchstaben D und W. Da er nicht schlafen konnte, wandten sich seine Gedanken den Koffern zu. „Mit diesem Mann ist irgend etwas nicht geheuer“, sagte er bei sich selbst. „Seine

Beziehung zu Wigmore ist höchst wunderbar. Er erklärt, ein Goldfucher sei stets ein faules Ei. Nun, er selbst macht auch nicht gerade den Eindruck eines sehr frischen. Er erklärt, er habe Wigmores Sachen durchgesehen und keinen Brief gefunden. Ich weiß doch genau, daß Briefe vorhanden waren, die er selbst erst vor kurzem auf den Rehrichthausen geworfen hat. Er hat keinen Versuch gemacht, Wigmores Angehörige aufzufinden. Er behauptet, er hätte einen Bericht über Wigmores Tod abgeschickt, und doch trägt er Wigmores Patronengürtel und benützt dessen Gewehr. Und außerdem: den armen Burschen in seiner Krankheit allein zu lassen? Pfu! Teufel.“

„Ich werde mir einmal die Koffer ansehen“, sagte er und stieg aus der Hängematte. „Wenn Wigmore Goldfucher war, finde ich dort vielleicht eine Karte oder eine Zeichnung. Mit einer Karte würde ich bestimmt hier herausfinden.“

Er zog den vordersten der beiden Koffer unter den Schlingranken hervor. Der Koffer erwies sich bis auf zwei kleine Hemdenknöpfe und einen Hosenknoopf als leer. Hai kippte den Koffer zur Seite und stellte fest, daß sich weder Schild noch Adresse daran befand. „Das hilft mir nicht weiter“, sagte er. „Nun der andere.“

Mit dem zweiten Koffer hatte man ein Loch verstellt, das die Hunde in die Hüttenwand gekrazt hatten. Er war mit einem dicken Stein beschwert worden, damit die Hunde ihn nicht beiseite schieben sollten. Außer diesem Stein befanden sich nur einige Kleinigkeiten darin, die Hai an das Licht holte und untersuchte. Es waren das: eine Riemenschnalle; zwei Hälften eines auseinander-

gefallenen Bleistiftes; das Blei dieses Stiftes; ein verschimmeltes und verknötetes Stück Band, das aussah, als habe es einmal ein Paket Briefe zusammengehalten; zwei durchweichte Briefe, beide abgestempelt in Shepton-Mallet, der eine am 1. Februar, der andere am 8. Februar 1886, beide gerichtet an „Dudley Wigmore, Esq., c/o Vereinigte Zuckerkompanie, Santa Barbara“, der eine unterzeichnet mit „Deine Mutter“, der andere mit „Deine May“; und als letztes von allen ein verwittertes ameisenzerfressenes Taschenbuch, feucht und stückig geworden und von einem Gummiband so fest zusammengepreßt, daß es eher einem Stück modrigen Holzes als einem Buch ähnlich sah.

„Das ist seltsam“, sagte Hai. „Diese Briefe sind geöffnet und sind in der Tasche getragen worden. Die Tage der Absendung liegen erst dreizehn Monate zurück. Aber der Bursche da behauptet, daß Wigmore schon vor ein paar Jahren' gestorben ist. Entweder also war Wigmore vor einem Jahre noch am Leben, oder diese Zecke da hat die Briefe geöffnet, als Wigmore bereits ein Jahr tot war. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß der Bursche sich in dem Todesdatum geirrt haben sollte. Er sagte: ‚vor ein paar Jahren‘. Bei so etwas kann man sich doch unmöglich irren. Daran muß man sich doch erinnern, wann der einzige weiße Mann auf zwanzig Meilen im Umkreis gestorben ist. Außerdem behauptet er, daß Wigmore ein Goldsucher aus Leidenschaft und ein Säufer gewesen sei. Dann ist es doch immerhin seltsam, daß sich kein Handwerkszeug für Goldsucher, weder Pfannen noch Siebe, noch Waagen, noch irgendwelche Chemikalien für Erzforschungen, finden lassen. Außer-

dem, wenn er soff wie ein Igel, dann ist es doch seltsam, daß keine Flaschen mehr da sind. Mein Vater erzählte, daß jeder Waldindianer für eine Flasche, die hier ein Vermögen darstellt, eine Woche lang arbeiten würde. Aus Flaschen machen die Leute sich Lampen, Schmuck, Messer, Schaber und Pfeilspitzen. In der ganzen Siedlung ist aber, so weit ich sehen kann, auch nicht die Spur einer Flasche. Demnach trank Dudley Wigmore höchstwahrscheinlich nicht wie ein Igel. Wahrscheinlich war er also auch kein Goldsucher. Wahrscheinlich also starb er auch nicht ‚vor ein paar Jahren‘, sondern erst längstens vor einem Jahr. Folglich hat der Mann da drüben gelogen. Wenn er aber schon über das Leben die Unwahrheit sagt, dann sagt er wahrscheinlich auch die Unwahrheit über den Tod. Ein Wigmore ist hier gewesen. Dieser Wigmore ist allem Anschein nach tot. Der Mann, der von diesem Tode weiß, hat Wigmores Gewehr und seinen Patronengürtel und vielleicht also auch seine Goldmutung und seine Schürfwerkzeuge. Der Mann, der die Unwahrheit über Wigmore erzählt, hat von dessen Verschwinden Vorteile gehabt. Nehmen wir einmal an, dieser Mann hätte Wigmore ermordet, um sich in den Besitz von dessen Sachen zu bringen. Wer ist dieser Mann? Ich möchte wetten, daß er mir nicht seinen richtigen, sondern einen falschen Namen gesagt hat, um mich glauben zu machen, er sei mit anständigen Leuten verwandt. Er ist weder ein Gentleman noch ein Mann mit irgendeinem menschlichen Gefühl im Leibe. Er ist eine Zecke oder ein Verbrecher. Es würde mich nicht im geringsten überraschen, wenn er Wigmore ermordet hätte. Wenn er aber ahnt, daß ich das von ihm annehme, so

wird er wahrscheinlich auch mich ermorden. Ich glaube nicht, daß der sich lange deswegen besinnt, ob er einen Menschen um die Ecke bringen soll oder nicht. Ich muß mich also morgen böse vorsehen. Doch vorerst möchte ich noch einen Blick in das Buch werfen. Vielleicht hilft mir das weiter.“

Das Buch war nur wenig mehr als Papierbrei. Das Buch war einmal ein längliches Taschenbuch mit einem schwarzen Lederdeckel gewesen. Jetzt war die Farbe des Deckels und der Vorsatzblätter durch die Seiten gedrungen, hatte sie zusammengeklebt und sie wie mit Blaubeerensaft durchtränkt. In der Mitte des Buches fanden sich zwei Seiten, auf denen in einer sauberen Handschrift Bleistiftaufzeichnungen eingetragen und noch zu lesen waren. Es handelte sich offenbar um Listen von Namen. Bei näherem Hinsehen stellte sich heraus, daß es Verzeichnisse von Worten in verschiedenen Sprachen waren. Die linken Reihen enthielten englische Worte, die anderen Reihen indianische Worte aus mehreren Dialekten.

„Es ist ein Wörterbuch, ein mehrsprachiges indianisches Wörterbuch“, sagte Hai. „Da haben wir also die Erklärung, wer oder was Dudley Wigmore war. Er war einer von den Leuten, die wissenschaftliche Bücher über Indianer und indianische Grammatiken schreiben. Das ist auch nicht die Handschrift eines Goldsuchers aus Leidenschaft. Er war ein Gelehrter, und das einzige, wonach er suchte, war ein neuer Indianerstamm mit einem unbekanntem Dialekt.“

Hai hatte, über das Buch gebeugt, am Eingang der Hütte gestanden. Das Freudenfeuer leuchtete ihm bei

seiner Untersuchung. Plötzlich aber sagte ihm eine Stimme, daß er beobachtet würde. Er blickte auf, blickte unwillkürlich oder wie eingegeben nach links und sah am Eingang einer anderen Hütte Letcombe-Bassett stehen und ihn um die Hausecke herum beobachten. „Das Bieft spioniert hinter mir her“, dachte Sai und drehte sich um. „Er weiß, daß mir die Geschichte hier verdächtig vorkommt. Er hat mich beobachtet. Er will sehen, was ich tue.“ Der Gedanke, bespizelt zu werden, machte ihn anfangs besorgt, dann aber vergnügt. „Wenn du schon zu spionieren anfängst“, dachte er, „dann wollen wir doch mal sehen, ob wir dir nicht eine Nase drehen können.“

Er versteckte das Buch für die Nacht auf dem Pfosten-gesims. Dann legte er sich in die Hängematte und dachte krause Gedanken, bis er nahe vor dem Einschlafen war. Ein leises Geräusch am Hütteneingang machte ihn sofort hellwach. Irgend jemand hatte sich heimlich dort herangeschlichen und hielt den Atem an.

„Ja? Wer ist da?“ rief Sai.

„O, Sie sind noch wach?“ antwortete Letcombe-Bassett. „Ich bin nur deswegen so leise, ich wollte Sie nicht aufwecken. Ich glaubte, Sie wären schon eingeschlafen. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß wir morgen sehr früh aufbrechen werden, wenn Sie sich so fühlen, daß Sie weiterkönnen.“

„Nach Anselmo? Ich werde schon können.“

„Anselmo kenne ich nicht. Ich kann Ihnen nur den Weg zur Straße zeigen, die Sie dann nach Santa Barbara bringt.“

„Das genügt. Ich danke Ihnen.“

„Gut. Dann brechen wir also bei Tagesanbruch und nach einem sehr zeitigen Frühstück auf. Schlafen Sie wohl.“

Er verschwand aus dem Eingang und ging hinüber zu seiner eigenen Hütte. Sai hatte ihm noch Gute Nacht gewünscht. „Ein höchst faules Ei“, dachte er. „Der treibt hier draußen nichts Gutes, und er hat auch mit mir nichts Gutes vor.“

Diese Gedanken tauchten in seinem Gehirn langsam unter in dem Lärmen des Dorfes, und das wiederum löste sich auf in der Nacht, die alles verstummen machte. Sai schlief in seiner Hängematte ein. Die Baumwolldecke war halb heruntergerutscht.

Am diesem sechsten Tage von Sais Irrfahrt machten die fünfhundert und etliche Mann, aus denen Don Manuels Armee bestand, ihren ersten Fünfzig-Meilen-Marsch nach Osten und schlugen ihr Lager bei den Wasserlöchern von Amarga auf. Dort stießen weitere siebzig Mann, die ihnen entweder gefolgt oder die vom Norden oder Süden herangeritten kamen, zu ihnen. Als sie von Amarga aufbrachen, betrug ihre Streitmacht über sechshundert Mann.

XVI.

Als Sai sich aus seiner Hängematte erhob, weil ihn fror, sah er, daß es fast hell war. Die jungen Leute versammelten sich zur Jagd. Einer begann, auf einer Flöte ein melancholisches Geräusch zu vollführen, in das andere einfielen, indem sie mit ihren Blasrohren den Takt dazu

klappten. Die Frauen waren bereits an der Arbeit, beim Maniokstampfen oder beim Feuerholzmachen. Die jungen Leute zogen ab in den Wald. Die jungen Mädchen gingen gemeinsam zum Baden. Die Kinder, Hunde, Schweine und Papageien wurde alle mit einem Male lebendig. Nur die erwachsenen Männer blieben noch in ihren Hängematten liegen, aber auch sie hatten schon ihre Pfeifen in Brand gesetzt.

„Wenn es erst ganz hell ist“, sagte sich Sai, „werde ich das Taschenbuch noch einmal durchsehen. Vielleicht findet sich bei Licht doch noch mehr.“ Er tastete mit der Hand nach dem Sims. Das Buch lag nicht mehr da. Es war auch nicht auf die Erde oder in die Hängematte gefallen. Es war verschwunden.

„Ich sage ja“, dachte Sai, „der Bursche muß mich letzte Nacht aus irgendeinem Grunde beobachtet haben. Darum ist er das erste Mal so heimlich in die Tür gekommen. Als ich dann schlief, muß er sich noch ein zweites Mal hereingeschlichen und mir das Buch gestohlen haben. Na, schön. Das heißt jedenfalls so viel, daß er auf der Lauer liegt. Nur, ich liege jetzt ebenso auf der Lauer. Aber, weiß der Himmel, er wird mich niemals nach Anselmo lassen, nun es so weit gekommen ist. Nein, er wird mich niemals fortlassen. Ich muß vor ihm auf der Hut sein. Nur, was soll ich tun?“

Er fand keine Zeit mehr, darüber nachzudenken, was er nun tun sollte, denn in diesem Augenblick tauchte Letcombe-Bassett wieder auf. Er schien in einer weit besseren Stimmung zu sein als bisher.

„Sie sind schon auf?“ sagte er. „Gut. Früh raus, das ist das Vernünftigste hier in den Tropen. Man ge-

wöhnt sich rasch an solche Urwaldbräuche. Sie sind die einzige Möglichkeit, wie man sich hier am Leben erhält. Sowie Chug-Chug uns was zu essen gebracht hat, brechen wir auf."

"Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen", sagte Sai, "daß Sie mich auf den Weg bringen wollen."

"Nicht der Rede wert", antwortete der Mann. "Hier draußen muß eben ein Engländer dem anderen unter die Arme greifen. Das ist doch das Wenigste, was man tun kann."

Sai fiel es auf, wie seltsam sich die Laune des Mannes in der letzten Nacht gebessert hatte. Gestern abend noch hatte er den Gedanken, ihm den Weg zu zeigen, wütend abgelehnt. Jetzt war er geradezu erpicht darauf. Sai sagte sich ganz klar, daß dieser Umschwung einen Grund haben mußte, und daß dieser Grund, da er einem gefährlichen Menschen entsprang, ebenso gefährlich sein würde.

"Ich nehme doch an, daß ich die Straße noch vor Einbruch der Dunkelheit erreichen kann?" fragte Sai.

"Was für eine Straße?"

"Die Straße nach Santa Barbara."

"Ach, die Straße", sagte der Mann. "Das glaube ich nicht."

"Aber Sie sagten doch, es seien nur zwanzig Meilen."

"So? Teufel, es ist mehr. Aber vielleicht erreichen Sie sie doch. Ja, wenn Sie Ihre heilen Knochen behalten oder wenn Ihnen nicht sonst etwas zustößt, müßten Sie sie eigentlich erreichen."

"Und können Sie mir etwas zum Essen und Wasser mitgeben?"

„Das nehmen Sie besser nicht von hier mit. Sie müssen sich nur damit abschleppen. Nein. Ein paar Meilen von hier treffen wir auf eine andere Siedlung und dort besorgen wir für Sie einen Tragsack und eine Kürbisflasche. Außerdem brauchen Sie dann nicht mehr so viel zu tragen. Aber da ist Chug-Chug mit dem Essen. Ich trinke zum Frühstück nach spanischer Sitte stets Schokolade. Ein Mann, der auf nüchternen Magen schon Maté trinkt, dem muß es schon verdammt dreckig gehen. Das ist für mich genau so wie Dünnbier bei einer Hochzeit.“

Nach dem Frühstück drängte er sofort zum Aufbruch. Er trug die Jagdflinte unter dem Arm und den Patronengürtel mit den Buchstaben D. W. über der Schulter. Sai blickte nicht darauf hin. Er vermied sorgfältig jede Anspielung auf D. W. Er war nur gespannt, ob er wohl im Laufe des Morgens nähere Bekanntschaft mit der Flinte machen würde, und überlegte sich, ob das wohl der Grund dafür war, warum der Mann ihm abgeraten hatte, Essen und Trinken mitzunehmen. „Wenn ich doch niedergeknallt werden soll“, dachte er, „dann möchte er natürlich genau so wenig an Essen und Trinken vergeuden wie an Patronen. Aber soll ich überhaupt niedergeknallt werden? Hat er wirklich die Absicht, mich umzubringen? Und wenn, wie kann ich dem entgehen? Ich kann mich nicht weigern, mit ihm zu gehen. Das würde die Dinge sofort auf die Spitze treiben. Ich muß mit ihm gehen, muß die Augen aufhalten und auf mein Glück vertrauen. Je schlimmer ich es mir vorstelle, desto besser werde ich dabei wegkommen.“

Der Mann ging voran, führte sie den Weg aus dem Dorfe hinaus, über den Fluß, in dem die Indianer

badeten, und zu einem schmalen Pfade durch ein Rohrdickicht. Die Richtung dieses Pfades war südlich und westlich, was, wie Hai wußte, bestimmt nicht die Richtung nach Santa Barbara war.

„Ist dies denn der Weg?“ fragte Hai. „Santa Barbara muß doch nördlich oder östlich von uns liegen.“

„Natürlich“, sagte der Mann. „Aber dies ist trotzdem der Weg. Später biegt er nach Norden herum. Man muß aber zuerst nach Westen, um die Sümpfe zu umgehen. Das ganze Wasser, das aus den Bergen kommt und das nicht von den Bäumen aufgesogen wird, sickert hier unten heraus und sammelt sich in diesen Sümpfen. Folgen Sie mir nur ruhig.“

„Also gehen Sie voran“, sagte Hai. „Es ist sehr nett von Ihnen, daß Sie sich solche Mühe mit mir machen.“ Er fand es aber mindestens ebenso nett, den Mann mit der Flinte vor sich zu haben.

Der Pfad war ein ausgetretener, sehr schmaler Indianerpfad, der sich zwischen den Mauern der hochaufgeschossenen gläsernden und raschelnden Rohrhalme hindurchschlängelte. Sie hatten harte goldene Schäfte, von denen sich wie Maisählsen gelbe Blattcheiden ablösten. Die Halmspitzen hoch oben, zwei Meter über Hais Köpfe, waren bläulich oder schimmerten bläulich gegen den Himmel, der selbst wiederum in dem schmalen Spalt zwischen den gelben Wänden grünlich erschien. Der Pfad wand sich hin und her, genau so wie der Führer des Stammes vor langen Jahren, als die Indianer zuerst diesen Weg kamen, einem Baumstumpf oder einer Schlange ausgewichen sein mochte. Schon nach den ersten wenigen Minuten war es unmöglich, die Richtung

zu erkennen. Das einzige, was Sai darüber auszusagen vermochte, war, daß der Weg niemals nach Osten ging, denn er hatte nie die Sonne im Gesicht.

„Wir wollen es mit dem alten Waldläuferbrauch halten“, sagte der Mann, „auf der Fährte spricht man nicht.“

Sai fühlte sich dadurch nur erleichtert, daß er nicht zu reden brauchte. Er behielt den Rücken des Mannes vor ihm, der mit gesenktem Kopfe dahinging, ständig im Auge. „Was mag dieses Untier jetzt denken?“ überlegte sich Sai. „Wann wird er sich umdrehen und mich über den Haufen schießen? Oder er denkt darüber nach, was für saubere Arbeit er mit Wigmore gemacht hat und wie er sie dieses Mal noch besser machen kann. Oder er kämpft mit sich selbst, ob ich nicht doch ein zu großer Rindskopf bin, um sich über mich überhaupt aufzuregen. Es heißt, was das angeht, so möchte ich bestimmt darauf wetten, daß er entschlossen ist, mich zu erledigen. Die Frage ist wohl nur: wann?“

Das war allerdings die entscheidende Frage, aber damit waren die anderen noch längst nicht beantwortet. Vor allem blieb immer wieder die erste Frage: „Wird er es tun?“ und danach die zweite: „Was kann ich dagegen tun?“

Doch es gab anscheinend keinen einigermaßen aussichtsreichen Weg, dem zu begegnen. Sais Gehirn arbeitete klar und erwog jede kleinste Möglichkeit. Der Mann war bewaffnet. Er trug sein Gewehr anschlagsbereit. Er war rasch und wahrscheinlich durch sein jahrelanges Waldleben darin geübt, sich auf der Stelle herumzuwerfen und einen Schnellschuß sicher anzu-

bringen. Er war kräftig, weit kräftiger als Hai. Wenn Hai sich jetzt auf ihn werfen würde, um ihm das Gewehr zu entreißen, würde er Hai sicher ohne große Mühe abtun, da er stärker, ebenso gewandt, aber weit gefährlicher und in besserer körperlicher Verfassung war. Wenn er langsam zurückbleiben, sich dann umdrehen und zurücklaufen würde, käme er auch nur bis zu dem Dorfe des Mannes, wo ihm niemand einen Ausweg zeigen, aber alle den Weg verraten würden, den er eingeschlagen hatte. Wenn er zur Seite in das Röhricht sprang, konnte er Glück haben, konnte er durch irgendein Wunder ein Versteck finden, das ihn verbarg, aber weit wahrscheinlicher würde er bei dem ersten Sprunge in einem Dickicht landen, das ihn so lange festhielt, bis sein Feind ihn erledigt hatte. Und selbst wenn er nicht gleich in den ersten Minuten von einer Kugel getroffen wäre, würde er doch allein im Busch umherirren, ohne zu wissen, wo und wohin. Er könnte vielleicht Tage darin umherwandern, ohne einen Ausweg zu finden.

„Ich kann wirklich nichts anderes tun“, sagte sich Hai, „als abwarten, solange er mir noch Zeit läßt und bis ich eine Möglichkeit zur Flucht sehe, um dann meine Chance wahrzunehmen, die erste, die kommt, ganz gleich, nur fort. Im Augenblick gibt es keine. Aber warum führt er mich so weit und warum gerade diesen Weg? Wenn er mich nur lossein wollte, dann hätte er mich schon längst abschießen und auf einen Ameisenhaufen legen können. Vielleicht bringt er mich trotz allem doch auf den Weg nach Anselmo oder auf die Straße. Bei Gott, wenn das klar geht, dann werde ich mich bei ihm entschuldigen. Aber ich will wetten, es geht nicht klar. Er

hat irgend etwas im Sinn. Nur der Augenblick für die Entscheidung ist noch nicht gekommen.“

Sie gingen nach Indianerart hintereinander durch das Röhricht und sprachen kein Wort. Seltsame Gedanken und drohende Spannung schwangen zwischen ihnen vom einen zum anderen. Bis das Rohrdickicht einem Dschungel wich, das sich über ihren Pfad wölbte und den Himmel verschloß. Sie gingen wie in einem grünen Tunnel. Lichtbalken durchbrachen das Gewölbe, in denen farbenbunte glitzernde lebendige Flecken sich herabsenkten oder aufschwebten oder manchmal auch als Schmetterlinge still in der Luft standen. Sai sah sich zu seiner Rechten nach einer Möglichkeit um, wo er durchbrechen und sich in Sicherheit bringen könnte. Doch nichts zeigte sich. Der Mann ging weiter wortlos vorauf.

Nach einer halben Meile in dem Tunnel des Dschungels sah Sai vor sich den Schein einer Lichtung. In diesem Augenblick drehte der Mann sich zu ihm um.

„Wir sind bald da“, sagte er.

Sai fühlte genau, daß sie „bald dawaren“, aber er fragte zurück: „Doch noch nicht an der Straße?“

„Nein“, sagte der Mann, „nicht an der Straße, aber wo wir hinwollen.“

„Wie weit sind wir gegangen? Vier Meilen?“

„Sagen Sie: zwei und ein Stück.“

„So im Walde scheint es mehr.“

„Ich kenne den Wald, ich bin an ihn gewöhnt“, sagte der Mann. „Aber finden Sie ihn nicht unheimlich?“

„Nein“, antwortete Sai, „nicht, solange ich noch das Sonnenlicht sehe.“

„Dieses letzte Stück ist ein bißchen unheimlich“, sagte der Mann. „Wenn einer darauf ausginge, einen anderen um die Ecke zu bringen: hier wäre die richtige Stelle.“

„Kann sein“, sagte Sai und wurde sehr hellhörig. „So habe ich es allerdings noch nicht angesehen. Mit Indianern und in einem solchen Walde allein werden Sie wahrscheinlich stets Gefahr laufen. Oder haben die Indianer zu viel Angst vor Ihnen?“

„Man weiß nie, wie man mit Indianern dran ist“, sagte der Mann. „Aber solch eine Stelle wie diese würden sie sich aussuchen, wenn sie mich um die Ecke bringen wollten, und kein Mensch würde etwas davon merken. In einer Woche wäre man nichts als Knochen und in zweien nichts als grünes Kraut, unauffindbar, ein Stück dieser Welt.“

Er ging voran und trat hinaus auf eine Lichtung, die erst vor kurzem und durch gemeinsame Arbeit vieler Männer gerodet sein mußte.

„Nun?“ fragte der Mann und zeigte mit einem Kopfschütteln voraus. „Was sagen Sie jetzt dazu?“

Dieses „Dazu“ war ein steinerner Tempelbau, dessen Wände mit Bildwerken von Göttern eines längst versunkenen Volkes bedeckt waren. Bis vor wenigen Monaten war das alles vom Dschungel überwuchert gewesen. Jetzt war durch Feuer, Beil und Menschenkraft die Fassade freigelegt und der Eingang geöffnet worden.

„Was sagen Sie dazu?“ wiederholte der Mann.

„Mir scheint es einer von diesen indianischen Tempeln zu sein“, sagte Sai.

„Ja wohl“, antwortete der Mann, „und einer, der noch unberührt geblieben ist. Verstehen Sie was von diesen Dingen?“

„Nein. Leider nicht.“

„Was halten Sie aber davon?“

„Es ist großartig.“

Es war in der That ungemein großartig: zwei mächtige Säulenreihen und bis zum Gesims bedeckt mit grotesken steingehauenen Göttergestalten. Sai schätzte das Bauwerk etwa fünf Steinwürfe lang. Es war aus Ziegeln gemauert und mit Haussteinen verblendet. Überall, wo Baumzweige die Verblendsteine gesprengt hatten, lag das Mauerwerk bloß. Es bestand aus kleinen Ziegelsteinen, die mit einem sehr dünn aufgetragenen, aber wie Glasfluß harten Mörtel verbunden waren. Die Ziegel waren rosenrot und offenbar ebenso fest wie Stein. Das ganze Dach des Tempels war mit Bäumen, Büschen, Sträuchern und Blumen bewachsen. Es war herrlich, es war unvorstellbar schön. Sai drängte sich der Gedanke auf, daß dies einer der Orte war, nach denen Dudley Wigmore gesucht hatte.

„Ich habe schon seit einiger Zeit die Leute an der Arbeit gehabt“, sagte der Mann. „Ich habe schon ein wenig Luft geschafft. Aber was glauben Sie, wo wird der Schatz liegen?“

„Ich denke, die Spanier haben bei der Eroberung sämtliche Tempelschätze mitgenommen.“

„Diesen nicht. Denn diesen Tempel haben sie nie zu sehen gekriegt.“

„Ich möchte aber doch darauf wetten“, sagte Sai.

„Nun, ich weiß es“, entgegnete der Mann. „Dieser Tempel war bereits Hunderte von Jahren vor der Ankunft der Spanier im Dschungel versunken. Ich kann es beweisen. Sehen Sie hier.“

Er führte Hai an das Tempeltor, vor dem einst ein mächtiger Mahagonibaum gestanden hatte. Dieser Baum war weggesägt und weggeschlagen worden. Der Boden ringsum war bedeckt mit Aschereften, Holzsplintern und abgehauenen Zweigen.

„Hier ist der Beweis“, sagte der Mann, „daß der Baum längst vor der Landung der Spanier diesen Eingang des Tempels versperrt hat. Zählen Sie die Jahresringe in dem Baumstumpf.“

„Sie haben recht“, sagte Hai und warf einen Blick auf die zahllosen Ringe. „Aber setzen diese Tropenbäume nicht mehr als einen Ring im Jahre an?“

„Nein, das tun sie nicht“, entgegnete der Mann. „Doch was meinen Sie, an welcher Stelle könnte der Schatz liegen?“

„Meiner Ansicht nach etwa unter dem Altar. Aber die Leute werden ihn vielleicht mitgenommen haben, als sie von hier fortzogen.“

„Sie sind nicht von hier fortgezogen.“

Hai wartete ab. Er wußte jetzt, daß der Mann irgendwie seine Hilfe bei der Schatzsuche brauchte. Er vermied jede Frage, um das Gespräch nicht auf Dudley Wigmore oder auch nur in dessen Nähe zu bringen. Er war überzeugt davon, daß Wigmore diesen Tempel entdeckt und daß er deswegen sein Leben lassen müssen. Alles, was der Mann wußte, wußte er von Wigmore.

„Es wird ein schweres Stück Arbeit sein“, sagte Hai, „dort hineinzudringen.“

„Aber gar nichts gegen das, erst einmal an den Tempel heranzukommen. Das Dach ist nicht eingestürzt.“

„Das würde mich immerhin wundernehmen“, sagte Hai, „wenn das Dach nicht eingestürzt sein sollte. Bei dem Gewicht der Bäume, die dort oben wachsen?“

„Das Dach kann überhaupt nicht einstürzen“, erwiderte der Mann. „Die Erbauer kannten noch keine Gewölbe. Daher ist das Innere auch so eng. Das Dach besteht lediglich aus Steinplatten, die über steinerne Träger gelegt sind. Es ist so fest wie Fels. Der ganze Tempel besteht aus mächtigen Mauern mit nur sehr engen Innenräumen. Natürlich wird sich drinnen allerhand Schutt finden. Dieses tropische Pflanzenzeug dringt ja überall hindurch wie sickerndes Wasser, aber es läßt sich leicht wegräumen, das steht fest, ganz leicht.“

„Es müßte sehr interessant sein, einmal festzustellen, wie es drinnen aussieht.“

„Interessant? Das glaube ich“, sagte der Mann. „Dieser Tempel wurde von den sogenannten Quechals errichtet. Sie hatten eine Art von Bilderschrift, in der sie auch ihre Geschichte aufgezeichnet haben. In Santa Barbara hat man solche steinernen Chroniken und hat sie auch entziffert. Doch man weiß immer noch sehr wenig von diesen Ureinwohnern, denn sie waren bereits vor der Ankunft der Spanier verschwunden. Nun aber habe ich einigen Grund zu der Annahme, daß dies der Haupttempel der Quechals gewesen ist, der Sonnentempel oder der Tempel des Goldes. Wie Ihnen wahrscheinlich bekannt ist, war er bereits zur Legende geworden, als die Spanier in das Land kamen. Sie hörten davon. Sie suchten lange danach. Aber sie haben ihn nie gefunden. Dafür sorgte schon das Waldfieber. Nur durch einen wunderbaren Zufall hätte man ihn finden können. Die

Quezals waren übrigens ein großes Volk. Oben in Melchior können Sie noch ihre Städte sehen. Aber das Fieber kam und rottete sie aus. Meiner Meinung nach muß dieser alte Götterladen bis oben hin voll Gold stecken.“

„Was für Gold?“ fragte Hai.

„Opfergold.“

„Wissen Sie denn überhaupt, ob sie Gold opferten?“

„Sie opferten alles Gold, das sie fanden. So sagen ihre eigenen Geschichtsschreiber. Hunderte von Jahren, tausende Pfunde Gold. Wenn Sie auch nur einen Bruchteil dessen glauben, was Sie selbst sehen, und nur ein Zehntel von dem, was Sie von mir hören, dann besteht immer noch die allergrößte Wahrscheinlichkeit, daß die Quezals einen Haufen Gold hier zusammengeschleppt haben und daß es heute noch hier liegt.“

„Das wäre ein Fund, der sich immerhin lohnen würde.“

„Also, was meinen Sie: wollen Sie mir dabei helfen? Ich habe mit Hilfe der Indianer die Lichtung geschlagen, aber ich möchte, soweit es irgend möglich ist, vermeiden, daß die Indianer das Gold zu sehen kriegen. In das Geschäft gehören weiße Männer, aber keine von unseren braunen Brüdern. Die Sippschaft würde sich von oben bis unten mit Gold behängen, bis man in Santa Barbara Wind davon kriegt. So etwas kommt hier im Urwalde rasch herum, und dann spuckt uns die Regierung dazwischen. Sie sehen selbst: für einen allein ist die Arbeit zu viel, aber ich glaube doch, daß wir zu zweien den Schutt wegräumen und an den Altar herankommen können. Und wir brauchen bestimmt zwei Mann, um das

Gold einzuschmelzen und nach Santa Barbara zu schaffen. In der Münze wiegt man es uns haushoch mit Pesos auf. Ich kann Ihnen nur so viel sagen: hier liegt das große Geschäft.“

„Das klingt alles sehr verlockend“, sagte Sai.

„Verlockend? Ich meine, das ist verdammt verlockend. Das sowieso.“

„Ich muß aber zuerst und auf jeden Fall nach Anselmo“, sagte Sai.

„Das weiß ich“, sagte der Mann, „das weiß ich. Aber was bedeutet für Sie Anselmo gegen das, was ich Ihnen hier zu bieten habe? Ein, zwei Wochen stellen wir hier unsere Fallen auf, und dann? Was kann Ihnen dann noch Anselmo sein? Dann sind Sie imstande, ganz Anselmo zu kaufen, was sage ich, zehnmal zu kaufen, Anselmo mit Haus und Hof und Rind und Rücken. Und ich werde zu Hause den dicken Willems spielen und mir einen fabelhaften Tierpark zulegen.“

„Ich weiß“, sagte Sai, „ich gebe ja zu: es klingt verlockend. Aber haben Sie denn überhaupt Hacken und Brecheisen?“

„Sawohl, dort in dem Steintrog, damit die Ameisen nicht heran können.“

„Meiner Schätzung nach müßte man in vierzehn Tagen damit durch sein.“

„Das müssen wir sogar. Je eher desto besser. Schon damit uns nichts dazwischen kommt.“

„Sie meinen: das Waldfieber?“

„Nein, aber diese Utracuis schwärzen alles herum, und jede kleinste Neuigkeit verbreitet sich mit Windeseile.“

Also: sollen wir anfangen? Was meinen Sie? Raus aus dem Sattel und ran!“

„Ich möchte es schrecklich gerne.“

„Na schön. Abgemacht. Ich gebe Ihnen ein Drittel von allem, was wir finden. Eine Million Pfund, kann durchaus möglich sein.“

„Das wäre allerdings sehr anständig von Ihnen. Aber bevor wir uns an die Arbeit machen“, sagte Hai, „möchte ich doch sehr gerne einmal den Bau abschreiten und ihn mir aus der Nähe ansehen. Ich habe noch nie solch einen Tempel gesehen.“

„Also gut, nehmen Sie erst einmal ein Auge davon voll“, sagte der Mann. „Ich habe nichts anderes von Ihnen erwartet, als daß Sie im richtigen Augenblick Geschmack an der Sache bekommen würden. Ich bringe die Hacken mit.“

Hai trat einen Schritt zurück, um einen Überblick über die Front des Gebäudes zu gewinnen. Der Mann behielt ihn dabei dauernd im Auge. Hai sah eigentlich nichts von dem Tempel. Es war ein unwirkliches Durcheinander wilder Göttergestalten, überschäumt von Blüten, überragt von den Blattspieren der Palmen und eingetaucht in einen blutroten Schimmer. Hai wußte, daß der Mann ihn beobachtete. Hai wußte, daß dieser Mann, um sich allein in den Besitz des Tempels zu setzen, Dudley Wigmore getötet hatte. Die Umstände dieses Mordes standen ihm jetzt klar vor Augen. Wigmore, der Wissenschaftler, hatte diese Ruine entdeckt und freigelegt. Dann war dieser Mann, dieser Landstreicher und Wegelagerer, durch Fügung oder Zufall dorthin gekommen und hatte Wigmore ermordet. Nun auch er, Hai, dorthin ge-

kommen, wünschte der Mann von ihm Hilfe beim Aufsuchen und Heben des Schatzes. Wenn er sich weigerte, würde er innerhalb von zehn Sekunden eine Kugel im Schädel sitzen haben. Wenn er annahm, würde er eine Woche oder vierzehn Tage schwere Arbeit und dann die Kugel bekommen. Wenn er zu fliehen versuchte, was hatte er für Aussichten? Er würde in einer Fieberzeit in einem fieberverseuchten Walde umherirren, bis er elend zugrunde ging oder irgendwo in einem Sumpf verfaßte.

„Wir fangen hier zunächst bei dem Tore an, vor dem der Baum gestanden hat“, sagte der Mann. „Es ist vielleicht nicht der Haupteingang, aber sicher ein vielbenutzter Eingang gewesen, denn der Stein dort ist von zahllosen Fußtritten ausgeweht.“

„Gut“, sagte Hai, aber die Worte blieben ihm in der Kehle. Er wußte nicht, was er tun sollte. Es gab nichts, was er tun konnte. Er fühlte plötzlich, daß es für ihn nichts anderes gab, als, koste es, was es wolle, im Walde unterzutauchen. „Ich werde niemals wieder herauskommen“, sagte er sich, „aber nur weg von diesem Kerl.“

Das Gebäude dort vor ihm erstreckte sich quer über die Richtung von Norden nach Süden. Sie standen dicht nebeneinander etwa vor der Mitte.

„Nun, haben Sie genug gesehen?“ fragte der Mann. „In den nächsten zehn Tagen haben Sie noch reichlich Gelegenheit dazu.“

„Ich möchte einmal an der einen Seite entlanggehen“, sagte Hai. „Ich möchte sie einmal abschreiten.“

„Schreiten Sie“, sagte der Mann. „Es sind hundert Meter.“

„Haben Sie es gemessen?“

„Ja.“

„Nun, ich möchte es doch einmal abschreiten und es mir dabei gleichzeitig aus der Nähe ansehen.“

Hai ging an der Reihe der Götter entlang zum südlichen Ende des Tempels, das noch nicht von Schlingpflanzen freigelegt war. Der Wald drängte sich hier heran und hüllte es ein. Hai drehte sich um und blickte an dem Gebäude entlang. Was ihn am meisten beeindruckte, war dessen Stummheit, die blutrote Farbe dort, wo die Verblendsteine abgeplagt waren, und die Tatsache, daß jeder Zoll irgendwie lebte. Der Mann beobachtete ihn und spielte mit seinem Gewehr. Er saß auf dem Steintrog, der die Werkzeuge enthielt, genau wie eine Rase, die mit einer Maus im gleichen Käfig sitzt, sie ruhig aus den Klauen und ein paar Schritte laufen läßt, in die Sonne blinzelt und sich das Fell leckt. Hai tat so, als ob er die Bildhauereien betrachtete. Er war überzeugt, daß der Mann genau wußte, was in seinem Kopfe vorging. „Ich muß jetzt anfangen“, dachte er, „ich muß abschreiten.“

Er hob seinen Blick zum anderen Ende des Gebäudes. Dudley Wigmore stand dort, ihm gegenüber, hatte die rechte Hand gegen die Mauer gestützt und winkte ihm mit der linken, zu kommen. Es war seltsam. Wigmore stand dort und stand auch nicht dort. Hai sah ihn deutlich und verlor ihn wieder aus den Augen. Danach hatte er das bestimmte Gefühl, als ob jemand auf den Tod Trauriges dort stünde und ihn zu sich herflehte. „Gut, ich komme“, sagte Hai und machte sich daran, schritt und zählte.

Als er auf der Höhe des sitzenden Mannes an das Mitteltor kam, wurde er angerufen. „Sie brauchen nicht weiterzugehen. Die andere Hälfte ist genau so lang. Nochmal fünfzig Meter.“

„Ich gehe bis ans Ende“, sagte Sai. „Ich glaube, Ihre Zahlen stimmen nicht. Sie haben sich wahrscheinlich um fünf Meter verrechnet.“

„Sie können doch mit Ihren Schritten kein Metermaß kontrollieren.“

„Ich antworte gleich“, sagte Sai. „Nur noch eine Minute, bitte. Ich möchte meine Zahl nicht verlieren.“

Er ging weiter, zählte mechanisch und hatte dabei die ganze Zeit über die entsetzliche Angst, er könne von hinten erschossen werden. Der Schweiß lief ihm am ganzen Leibe herunter. Hoffnung stieg in ihm auf, die Flucht könne doch noch gelingen. Verzweiflung bedrängte ihn, er solle sich dem Manne zu Füßen werfen und um Gnade wimmern. Aber die Gedanken an die Heimat, an Carlotta, an alles das, was er noch zu tun hatte, schienen ihn zu schützen. Er lebte von Sekunde zu Sekunde. „Einundachtzig.“ Er lebte. „Zweiundachtzig.“ Keine Kugel. „Dreiundachtzig.“ Noch nicht tot. Dudley Wigmore war wieder da. Sai vermochte den Ausdruck seines Gesichtes zu erkennen: todestraurig, dennoch voller Zuversicht. Dudley Wigmore war nicht mehr da. Das Ende des Tempels war da, die mächtige Eckfigur eines Gottes mit einem Helm, einer Schlange und einem Adler, der das Bein eines Mannes im Schnabel hielt. Sai hatte bis hundert gezählt. Plötzlich war Dudley Wigmore wieder da und zeigte auf den Wald hinter dem Tempel. Der Boden senkte sich dort in eine Wildnis

aus grauen Dornen, grünem Gestrüpp und größeren Büschen, die ausfahen wie Stechpalmen. Sai ging weiter und zählte laut die Schritte: „Hundertundzehn. Hundertundfünfzehn.“

„Se, alter Freund“, rief der Mann. „Eine Minute. Warten Sie einen Augenblick.“

Möglicherweise hatte er plötzlich Verdacht geschöpft. Jedenfalls schnappte er die Sicherung seines Gewehres herum, erhob sich und ging rasch auf Sai zu.

„Ich bin gleich zu Ende“, rief Sai. „Es sind bestimmt mehr, als Sie herausgebracht haben. Ich komme auf hundertundsiebenundzwanzig Schritte.“

Er blickte sich nach dem Manne um. Er schätzte die Entfernung bis zu ihm auf etwa fünfundvierzig Meter und bog dann ruhig, als besichtige er zu Hause eine Ruine, um die Ecke des Gebäudes herum.

Im gleichen Augenblick aber, als er aus Sicht war, sprang er an der Schmalseite des Tempels entlang und stürzte sich in das Gebüsch. Er zwang sich seinen Weg durch das Gesträuch, tiefgeduckt, um nicht gesehen zu werden, und lief, wie er noch nie in seinem Leben gelaufen war, hügelab. Er war vielleicht sechzig Meter gerannt, den Kopf voraus, die Arme zum Schutz gegen die Dornen vor die Augen gelegt, als irgend etwas Hartes ihm kurz unterhalb des Knies quer vor das Bein schlug, so daß er der Länge lang und mit aller Gewalt in das Dickicht hinunterstürzte. Es war ein wilder Sturz, der ihm den Atem verschlug. Er kam wieder zu sich mit einem rasenden Schmerz im Bein. „Ich bin angeschossen“, dachte er, „angeschossen und am Bein getroffen.“

Oben vom Fuße des Tempels hörte er Letcombe-Bassett rufen: „He, hallo, wo sind Sie, alter Freund?“ Er hörte ihn ganz nahe in den Büschen herumstochern, offenbar mit dem Lauf seiner Flinte. „Ich bin nicht angeschossen“, sagte sich Hai, „ich bin über einen Baumstumpf gestürzt.“ Er wagte nicht, auch nur einen Muskel zu rühren. Er wagte kaum zu atmen. Letcombe-Bassett schien so nahe, schien fast unmittelbar über ihm zu stehen.

„Melden Sie sich“, rief Letcombe-Bassett. „Wo sind Sie abgeblieben? Antworten Sie.“ Er lauschte auf eine Antwort und, da keine kam, fluchte er leise vor sich hin.

„Sie brauchen gar nicht so zu tun, als ob Sie mich auf die paar Meter nicht hören könnten“, rief er wieder. „Also antworten Sie.“

Hai schlug das Herz in der Kehle, dennoch mußte er über diesen Befehl lächeln. Es klang genau so, wie wenn sie früher als Kinder Verstecken spielten und der Sucher den hinter den Büschen Versteckten zurief: „Nun sag doch mal einer Ruckuck.“

„Lassen Sie doch den Quatsch. Wo sind Sie?“

Danach folgte eine Pause. Letcombe-Bassett lauschte, nicht so sehr auf eine Antwort, als auf einen Laut, der Hai hätte verraten können. Hai lag unbewegt wie ein Stein. Es war nicht einfach, denn er war in eine unbequeme Lage gefallen und noch dazu in ein Dickicht, das offenbar die Brutstätte oder der Tanzplatz kleiner, scharlachroter Mücken war. Diese Quälgeister umschwirrten ihn für einige Sekunden, dann aber, als sie sich wohl überzeugt hatten, daß er süßes Blut in den Adern habe, ließen sie sich auf ihm nieder. Es waren etwa fünfzig,

aber jede einzelne schien sich in den Kopf gesetzt zu haben: je näher am Knochen, desto süßer das Fleisch. Ihr Stich war weit schmerzhafter als der Stich der heimatischen Sumpfmücken, aber noch weit schlimmer als der Stich war die Hartnäckigkeit, mit der sie ihm in den Nacken, in die Ohren, in die Nasenlöcher oder bis an die Haarwurzeln drangen, ehe sie zustachen. Sai hatte nur den einen brennenden Wunsch, sie von sich abzuschütteln und sich zu kraxen, wie er sich noch nie in seinem Leben gekraxt hatte. Letcombe-Bassett lauschte und rührte sich nicht.

„Nun laß doch den Unsinn“, rief er schließlich. „Ich weiß doch, daß Sie da sind. Sie können doch mich nicht hinters Licht führen, mich nicht. Kommen Sie lieber heraus. Wenn ich nämlich runterkomme und hole dich, dann singst du ein anderes Lied, mein Junge.“

Aber da weder Drohung noch Überredung etwas fruchtete, versuchte er es noch einmal mit Vernunftgründen. „Überlegen Sie sich doch“, sagte er, „ich rede doch nur zu Ihrem eigenen Besten. Sie finden sich hier niemals wieder heraus. Sie verlaufen sich todsicher im Walde genau so, wie sie sich vorher verlaufen haben. Aber wenn Sie sich in dieser Gegend verlaufen, dann gnade Ihnen Gott. Glauben Sie ja nicht, daß Sie wieder einen so anständigen Weißen finden wie mich, der Ihnen was zu essen gibt. Wenn nicht eine Schlange Sie erledigt, dann bestimmt ein Jaguar. Oder wenn ein Waldindianer Sie erwischt, dann frißt er Sie mit Haut und Haaren. Dabei will ich vom Fieber noch gar nicht mal reden. Kommen Sie heraus, seien Sie vernünftig und fassen Sie mit an. Wenn Sie meinen, daß ich Ihnen nicht genug geboten habe, brauchen Sie doch nur ein

Wort zu sagen. Ich biete Ihnen die Hälfte. Alles, was wir finden, geht zu gleichen Teilen. Mehr kann ich doch nun wirklich nicht sagen.“

Letcombe-Bassett schwieg, überlegte und lauschte.

„Na schön“, rief er dann, „ich werde es mir merken. Sie brauchen gar nicht so zu tun, als ob Sie schon über alle Berge wären. Mich schmieren Sie nicht so leicht an, wie Sie vielleicht glauben. Sie sind noch in Hörweite und ganz bestimmt noch in Schußweite. Denken Sie auch freundlichst daran. Wollen Sie also mitkommen und mir helfen?“ Er wartete zehn Sekunden auf eine Antwort, dann sagte er: „Ich lasse Ihnen Zeit, bis ich sieben gezählt habe. Wenn Sie bis dahin nicht herauskommen, dann komme ich zu Ihnen und hole Sie. Ich weiß, wo Sie stecken. Ich kann Sie ja überhaupt von hier aus sogar sehen.“

Obwohl Sai glaubte (und zuversichtlich hoffte), daß es nur eine Finte war, ließen ihm diese Worte das Herz im Halbe klopfen. Der Mann wartete wieder ein paar Sekunden, um seine Drohung auch richtig auf sein Opfer wirken zu lassen, dann begann er zu zählen.

„Also gut. Ich zähle bis sieben. Eins. Zwei. Drei. Vier. Fünf. Sechs. Es ist Ihre letzte Chance. Ich warne Sie. Kommen Sie? Nein? Also dann ... sieben. Ich kann Ihnen nur versichern, junger Freund, daß Sie das noch einmal schwer bereuen werden. Ich habe Ihnen ein ehrliches Geschäft angeboten, aber Sie wollen den Kampf. Beschweren Sie sich nachher nicht über mich, wenn es Ihnen an den Kragen geht.“

In diesem Augenblick fiel irgendwo im Walde, etwa fünfundzwanzig Meter von der Stelle entfernt, an der

Hai eingedrungen war, ein abgestorbener Ast zu Boden. Es klang genau so, wie wenn jemand auf feuchter Erde ausrutschte und sich wieder hochriß. Für Letcombe-Bassett war es das sehnlichst erwartete Zeichen.

„Vielen Dank“, rief er, „vielen Dank, daß Sie mir selbst sagen, wo Sie sind. Jetzt werden wir die Sache gleich haben. Meine Indianer behaupten, Sie stinken. Sie werden noch viel schlimmer stinken, bevor ich Sie erledigt habe, mein verehrter junger Hund.“

Mit diesen Worten brach er durch das Unterholz in Richtung auf den gestürzten Ast. Doch da gerade an dieser Stelle das Dschungel undurchdringlich dicht war, gab er es auf, kehrte zum Tempel zurück, suchte nach Hais Spuren und drang von neuem genau dort ein, wo auch Hai hereingekommen war. Doch im Busch selbst schien er nicht mehr auf die Spuren zu achten, sondern versuchte er jetzt wieder, sich einen Weg zu dem herabgestürzten Ast zu bahnen. Dabei schlug er links und rechts neben sich in das Gestrüpp. Es war ein trockenes, federwedeliges Farnkrautgestrüpp, das bei jedem Schlage Wolken eines süßen Duftes ausströmen, aber auch dichte Wolken scharlachroter Mücken aufwirbeln ließ. Hai hörte, wie der Mann sich gegen die Backen klatschte und fluchte. Er selbst hatte das Gefühl, als würde er bei lebendigem Leibe von den Mücken aufgefressen, aber er durfte sich nicht rühren.

„Na schön“, rief endlich der Mann. „Glauben Sie ja nicht, daß ich mit Ihnen fertig bin. Sie sind mich noch lange nicht los. Da Sie hier nicht stecken, weiß ich jetzt wenigstens, daß Sie da drüben sind. Aber warten Sie,

wenn ich Sie erwische, dann kriegen Sie eins über den Schädel, darauf können Sie sich verlassen.“

Der Mann kam zurück, ging am Rande des Unterholzes entlang und klopfte, soweit Hai es zu erkennen vermochte, Strauch für Strauch ab. Der Busch bestand hier aus graugrünen Sari-Sari-Pflanzen, zwischen denen man sich zwar leicht hindurchzwingen kann, die aber, da sich ihre farnkrautartigen Blätter am Boden dicht verfilzen, nur schwer mit den Blicken zu durchdringen sind. Als der Mann etwa sechzig Meter abgeklopft hatte, kehrte er von neuem um und kam ein Stück tiefer im Busch zurück. Hai hörte ihn herankommen.

„Dieses Untier“, dachte Hai, „versteht was von Jagd. Er wird jetzt wie ein Weberschiff hin- und hergehen, solange bis er auf mich drauftritt. Ich muß ihn bei den Beinen packen und versuchen, ihm das Gewehr zu entreißen. Das ist die einzige Möglichkeit.“

Der Mann kam langsam näher. Hai hörte, wie er in das Unterholz schlug, wie er Zweige beiseite schob, wie er nach den Rücken klatschte und dabei zwischen den Zähnen pfiß. Manchmal summt er auch eine halbe Melodie vor sich hin, doch er kam näher und näher. Wieder hatte er einen Streifen abgeklopft, wieder kehrte er um und wieder ein Stück tiefer in den Wald hinein. „Ich bin fünfzig oder sechzig Meter vom Tempel entfernt“, berechnete Hai. „Er hat etwa die Hälfte der Strecke abgesucht. Jetzt wird es gefährlich. Dieses Mal könnte er mich vielleicht schon sehen.“

Auch der Mann schien sich zu sagen, daß er jetzt in die Nähe seines Opfers kam. „Hören Sie“, rief er, „Sie haben es hier nicht mit irgend jemandem zu tun, sondern

mit mir. Ich gebe nicht nach, wenn ich mal was angefaßt habe. Ich nicht. Dieses Mal oder das nächste wird es dir leid tun, mein kleines Milchferkel.“ Er kam auf einem neuen Streifen zurück, schlug und murmelte vor sich hin: „Hier nicht? Nein. Aber es dauert nicht mehr lange. Verflucht, diese Mücken. Wenn ich bloß einen Hund hätte, dann würde ich dieses Rücken schon längst hochgejagt haben. Verflucht, diese Mücken. Aber dafür werde ich dir zur Belohnung das Fell über die Ohren ziehen, so viel kann ich dir jetzt schon versichern.“

Er schob sich langsam näher und näher. Er schien sich für jeden Fußbreit Boden eine Stunde lange Zeit zu nehmen. Sai verstand in diesen Augenblicken, wie Männer, die verfolgt werden und auf deren Kopf ein Preis ausgesetzt ist, sich manchmal selbst aufgeben und sich stellen können. Noch war er nicht so weit, aber der Gedanke daran war ihm nicht mehr fern. Der Mann kam jetzt ganz dicht an Sai vorbei, murmelte, schlug und sumimte und ging langsam diesen Streifen zu Ende.

„Jetzt kommt es darauf an“, sagte sich Sai. Sehr vorsichtig bewegte er die Hand und fuhr sich für einen einzigen köstlichen Augenblick damit über das Gesicht. Im nächsten Augenblick bereits hörte er, wie der Mann sich umdrehte und rasch und unmittelbar auf ihn zukam. Hatte er etwa die Bewegung gesehen?

„Da hätten wir dich“, rief der Mann. „Da bist du.“

Sai war schon versucht, aufzuspringen und um sein Leben zu laufen. Die Worte trafen ihn wie Kugeln. Aber dann riß er sich zusammen und sagte sich: „Nein. Der Bursche blufft. Er will mich nur hochbringen.“ Er blieb unbewegt liegen. Der Mann kam gerade auf ihn

zu. Er schwieg. Er ging gespannt und bereit wie auf ein Ziel los. Etwa sieben Meter von der Stelle entfernt, an der Sai lag, blieb er stehen. Sai konnte seine Stiefel und seine Gamaschen erkennen.

In diesem Augenblick brach rechts von dem Manne und in Hais Rücken offenbar ein großes Tier in einem mächtigen Sprunge aus dem Unterholz hoch und stürzte davon. Der Mann war darauf gefaßt gewesen. Er sprang zur Seite. Er schrie: „Ha, so hast du dir das gedacht.“ Sai sah ihn für einen kurzen Augenblick, wie er vorausgebeugt da stand und den Davonstürzenden zu erblicken versuchte. Dann, wohl da er nichts zu erkennen vermochte, brach er durch das Dickicht hinter ihm her und rief: „Halt oder ich brenne dir eins.“ Zwei Meter weiter schien er offenbar etwas von seinem Opfer gesehen zu haben. Er schoß, warf die Patrone aus, lud und schoß noch einmal, mit Sekundenschnelle, wie Sai es niemals für möglich gehalten hatte. Sai hörte ihn vor sich hinbrummen: „Getroffen. Der hat genug. Aber ich muß sichergehen. Ich muß ihn mir holen.“

Der Mann blieb einen Augenblick stehen und lauschte. „Der liegt“, murmelte er, „oder nicht?“ Irgend etwas bewegte sich dort drinnen. Vielleicht hatte er ihn also doch nicht getroffen. Sai hörte, wie er die Patrone auswarf und von neuem lud. „Na, das werden wir ja bald feststellen“, knurrte der Mann. „Wenn ich ihn getroffen habe, dann war das kein schlechter Schuß. Aber ich hätte sonstwas für den Anblick gegeben, wie er über Kopf ging.“

Er bewegte sich von Sai fort, tiefer in den Wald hinein. Sai hörte, wie er etwa hundert Meter entfernt

in das Gebüsch schlug. Aber auf diese Entfernung hin vermochte er kleinere Geräusche sicher nicht zu hören. Hai konnte sich daher vorsichtig in ein dichteres Buschwerk einschleichen und endlich einmal die Mücken abwehren.

Nachdem Letcombe-Bassett etwa eine Stunde gesucht hatte, wurde er still. „Er ruht sich aus“, dachte Hai, „oder er wartet auf ein neues Zeichen. Wahrscheinlich soll ich, wenn ich noch lebe, glauben, er sei fort, und soll aufstehen, oder wenn ich tot bin, sollen ihm die Nasenvögel zeigen, wo ich liege.“

In der That wartete Letcombe-Bassett aus eben diesen Gründen. Er hatte nichts Besseres zu tun. Er hatte Spaß an einem Schnappschuß. Er würde gerne einen ganzen Tag daran geben, um einen solchen Schuß anbringen zu können. Außerdem hatte er Grund zu der Annahme, daß Hai sich wohl doch noch nicht vom Fleck gerührt haben mochte. Er kam jetzt wieder näher heran und rief: „Na, schön, mein Söhnchen, um zwölf kommen meine Indianer und bringen das Essen. Wir wollen doch mal sehen, was du dann sagst, wenn die indianischen Spürhunde hinter dir her sind.“ Das war für den Augenblick seine letzte Drohung. Er stieg langsam den Hügel hinauf, stieß oder schlug an manchen Stellen zwar noch in das Dickicht hinein, aber durchsuchte sie doch nicht mehr so wie vorhin. Er ging in etwa zehn Meter Entfernung an Hai vorbei, aber blieb unsichtbar hinter den Sari-Sari-Sträuchern. Wenige Minuten später hörte Hai ihn durch trockene Zweige auf die Lichtung hinaustreten.

„Er wartet auf die indianischen Fährtenfucher“, dachte Hai. „Oder ist das auch wieder nur eine List von ihm? Ich möchte nur wissen, wie lange es noch bis zwölf ist.“

XVII.

Sai rechnete etwa so: um sieben Uhr hatten sie ge-frühstückt, um kurz vor neun waren sie bei der Ruine an-gekommen, es mochte demnach jetzt etwa elf Uhr sein. Doch fast im gleichen Augenblick noch hörte er Gesang und Pfeifengetön sich dem Tempelplatze nähern. „Nun ist es aus“, dachte er. „Da sind die Indianer. Das ist das Ende.“ Er hörte, wie Letcombe-Bassett die In-dianer heranrief. Der Mann befand sich noch immer ganz in der Nähe, an der Ecke der Tempelruine. Sai hörte das Klirren der Kürbisflaschen, als die Indianer sich in Trab setzten. Er hörte, wie der Mann mit ihnen sprach, wie er ihnen auseinandersetzte, was er von ihnen wollte, und das zustimmende Knurren der In-dianer, als sie seine Absicht begriffen hatten.

Sai war wiederum versucht, aufzuspringen und davon-zulaufen. Doch der Gedanke an die Schussfertigkeit des Mannes hielt ihn zurück. „In der ersten halben Minute würde er ein halbes Duzend Schüsse heraushaben“, dachte er, „und außerdem würden die Indianer mich ein-holen. Auf die Art gibt es für mich kein Entweichen. Wenn ich dagegen liegen bleibe, habe ich wenigstens noch die Möglichkeit, einem Indianer oder gar ihm selbst einen letzten Hieb zu versetzen.“ Er duckte sich tief unter das schützende Strauchwerk, während der Mann die Indianer an die Stelle führte, wo er selbst vor Stunden in das Gebüsch eingedrungen war. Die Indianer schlugen einen weiten Bogen durch den Wald, bildeten eine Kette und begannen, mit kleinen Schreien und Lauten gleich

dem Winkeln von Hundsnasen das Unterholz durchzudrücken. „Die reine Treibjagd“, dachte Hai. „Sie wollen mich in den Schuß hineintreiben. Er steht oben auf der Lichtung und wartet nur darauf, daß er mich abknallen kann, wenn ich dort heraustrete.“

Er hatte keine Zeit mehr, sich lange zu überlegen. Die Indianer bewegten sich rasch auf ihn zu, einige oberhalb, andere unterhalb von ihm, der eine jedoch unmittelbar auf ihn zu. Für sie war es eine Jagd. Für sie gab es nichts Schöneres auf der Welt als eine Jagd. Sie verständigten sich untereinander mit kleinen flinken Rufen. „Der Indianer da wird mich finden“, sagte sich Hai. „Es gibt keine Macht der Erde, die ihn daran hindern kann, mich zu finden. Er kommt gerade auf mich los.“ Im nächsten Augenblick schon drückte der Indianer das Gebüsch beiseite. Hai sah ihn offen vor sich. Er war ein unterseßter, vierschrötiger, wohlgenährter junger Indianer. Er trug ein baumwollenes Hemd. Er hatte langes schwarzes und mit Fett glattgestrichenes Haar. Er hatte einen goldenen Halbmond unter der Nase hängen. Er trug einen Speer in der Hand und ein Blasrohr auf dem Rücken. Ihre Blicke begegneten sich. Hai hatte ihn seines Wissens noch nie zuvor gesehen. Er hatte wie die meisten seines Stammes ein breites Gesicht, vorstehende Backenknochen und eine platte Nase. Er sah Hai. Hai sah ihn. Aber nur für eine Sekunde des Erstaunens, dann hatten sie einander verstanden, wie wohl ein Mann und ein Hund einander begegnen, verstehen und vorbeigehen, ohne ein Wort, ohne einen Laut, nur daß der Hund mit dem Schwanz wedelt. Der Indianer lächelte und ging weiter. Hai wußte, er war gerettet.

Die kleinen flinken Rufe wurden ein wenig lauter. Das war alles. Eine Art von Verständigungszeichen lief durch die Kette der Treiber. Man wußte Bescheid. Dann zogen sich die Indianer wieder hinauf zu der Lichtung und berichteten, der weiße Mann sei entwischt.

Es war, als habe sich nach dem Durchzug eines Gewitters die Wolkendecke aufgerissen. Hai wußte, daß sich sein Schicksal auf eine wunderbare Weise gewandelt hatte, nicht durch eigenes Verdienst, sondern durch ein unfassbar großes Glück, das geschehen war. Seit Stunden hatte er auf der Folter gelegen. Jetzt war er mit einem Male frei. Er säuberte sich Gesicht und Hände von den Mücken, obwohl ihn ihre Stiche jetzt nicht mehr länger zu peinigen schienen. Er wälzte sich mit einem Seufzer der Erleichterung auf die Seite. Er lebte. Er fiel in Schlaf.

Als Kind war ihm manchmal in Träumen eine sehr schöne, hoheitsvolle Frau erschienen, die er seine „ältere Schwester Ruth“ genannt hatte. Sie war an sein Bett getreten, hatte ihn aus so wundervollen Augen angeblickt, daß es ihm oft schwer wurde, nicht zu erwachen, hatte ihn manches Mal, manches herrliche Mal, bei der Hand genommen und hatte ihn schwebend hinausgeführt durch das Fenster, über die Baumwipfel, in wunderbare Länder oder zu den Sternen. Selbst wenn er aus solchen Träumen aufgeweckt wurde, hinterließen sie in ihm ein seliges Entzücken. Wenn er sie zu Ende träumte, dachte er noch Tage darauf an sie.

Seit Jahren hatte er nicht wieder von Ruth geträumt. Ja, seitdem er zur Schule gekommen war, hatte er nur noch selten an sie gedacht. Aber jetzt träumte er von ihr.

Sie, ihre himmlische Gestalt, war bei ihm. Sie nannte ihn „Christopher“, mit jenem Namen, mit dem sie ihn auch schon damals angeredet hatte, als sie das erste Mal im Flackerschein des Kaminfeuers an sein Bett getreten war und ihn (wie er meinte) aufgeweckt hatte. Ihr Anblick bedeutete für ihn jetzt nach den Tagen des Kampfes und der Verlorenheit eine solche Freude, daß ihm die Tränen über das Gesicht liefen.

Für einen Augenblick lag er ganz still in seinem Glück. Dann aber, als ihm einfiel, daß er sie ja seit Jahren nicht gesehen hatte, blickte er sie an und fand, daß sie sich nicht verändert hatte, doch daß er in ihrem Gesicht mehr zu lesen verstand als damals. Um sie war jene stille wissende Schönheit, die keinem Wandel unterworfen ist. Friede, Tapferkeit, Güte und Glück lagen auf ihrem Antlitz und eine so leuchtende Zuversicht, der keine Gefahr mehr etwas anzuhaben vermochte.

Einen Herzschlag lang empfand er nichts als Freude. Dann aber kam ihm im Traum der Gedanke, daß auch sie ihm ja nur im Traume erschien, daß auch sie nur eine Traumgestalt war und daß sie wieder dahinschwinden würde. Sie lächelte über diesen Gedanken. „Nein, es ist kein Traum“, sagte sie. „Blicke um dich.“

Erstaunt setzte er sich auf und legte seine Hand auf das weiche graugrüne Gefieder des Sari-Sari. Die Farnwedel fühlten sich trocken an, aber sie waren wirklich. Ihr Duft nach Minze und Terpentin war wirklich. Die Mahagonibäume im Schein der Sonne waren wirklich, und wirklich auch die kleinen grünen Spechte, die in deren Rinde nach Futter suchten. An der Erde lag ein zertretener grüner Pilz und daneben die beiden messingenen

Patronenhüllen, die nun von Ameisen untersucht wurden. Ein kleiner Windhauch strich durch den Wald. Der Sari-Sari bog sich, glitzerte und funkelte wie das Gras unter dem Wind auf den heimatlichen Hügeln. Ein Waldhirsch, zart und kühn, stand plötzlich vor ihm mit offen gerissenen Augen wie ein Hase und vornehm stolz wie ein persischer Prinz. Er scharrte mit dem Vorderhuf und senkte herausfordernd das Geweih.

„Du siehst, es ist Wirklichkeit“, sagte Ruth. „Laß uns aufbrechen. Ich gehe mit dir. Es ist nicht weit.“

„O Gott, Ruth“, sagte er, „hätte ich dich nur eher gefunden.“

Sie half ihm auf die Füße. Das Licht des Tages wurde strahlender als er es je gesehen. Alle Blätter an den Zweigen schienen wie von Feuerglanz umrandet. Ruth und Sai gingen Seite an Seite durch den Wald, und so leicht war dieses Schreiten, als schwebten sie auf dem Winde dahin. Die Zweige wichen vor ihnen auseinander. Sie begegneten dem Falken in seinem Felsenversteck und der Wildkatze auf ihrem Raubzuge. Das Wild staunte sie aus großen Augen an, aber schreckte nicht auf. Durch eine Graslichtung floß ein Bach. Ruth faßte Sai beim Arm, zeigte ihm ein Wasservogelneft voller Eier und zeigte ihm kleine, blaue Beeren im Grase. Die aß er und füllte sich die Taschen damit zum Vorrat.

Sai sah, wie Ruth ihn in tiefen Gedanken und aus strahlenden Augen anblickte. Er vermochte diesen Blick kaum zu ertragen.

„Wirfst du immer bei mir sein?“ fragte er.

„Immer.“

„Würdest du mir helfen, Carlotta zu retten?“ fragte er. „Sie ist in Gefahr und setzt ihre Hoffnung auf mich.“

„Sie ist außer Gefahr“, sagte Ruth. „Aber die Trompete ruft.“

Wie in einem Traum schienen ihm diese Worte beladen mit einem überirdischen Sinn. Er blickte Ruth an, als könne er mit diesem Blick die Wahrheit erkennen. Er sah dunkel ein Gewirr von Menschenleibern, die einander Furchtbares zufügten, während die Trompeten dazu bliesen. Dann verging alles das wieder in einer großen Klarheit. Er sah nichts als Carlotta in einem weißen Gewande und mit einem Blick so voll Glück, wie er ihn nur bei Ruth gesehen hatte, zum Himmel gerichtet. Hinter ihr sah er die Türme einer Kirche, die, wie er meinte, im Sonnenlicht glitzerten, bis er erkannte, daß dieses Glitzern von den Flügeln seliger Geister herkam, die in Schönheit erstrahlten.

„Der Mensch denkt, Gott lenkt“, sagte Ruth.

Das Bild verschwamm. Vor seinen Augen wurde es wieder trübe. Er sah nichts, er fühlte nur, daß es wieder voranging und daß Ruth ihm zur Seite war, ja, daß er ohne Ruth diesen Weg niemals bezwingen würde. Sie führte ihn durch Dornen, deren Stich er nicht spürte. Sie führte ihn durch Flüsse und trug ihn über Wasser. Einmal nach einem endlosen Marsch war er nahe daran zusammenzubrechen. Da sang sie ihm ein Lied, ein Lied so wunderbar, daß ihm war, als sänge die Welt. Was ihm in allen diesen Stunden geschah, erfuhr er nie, nur daß ihm auf eine wunderbare Weise geholfen wurde. Es waren die unwirklichsten und zugleich die angefülltesten Stunden seines Lebens.

Am folgenden Nachmittag, kurz nach drei Uhr, kam er aus dem Walde heraus auf die Ebene von San Jacinto. Das Laubdach über ihm öffnete sich. Es wurde hell. Statt des ewig schwankenden Dämmerers, in das nur einzelne Sonnenstrahlen hineinstachen, sah er vor sich die Ebene weit und frei nach Norden dahintwogen, sah er die Wohnstätten der Menschen und hörte er das Brüllen der Viehherden.

Dann traf er auf eine Straße, der er ostwärts folgte. An einer Kreuzung setzte er sich nieder. Er vermeinte keinen Schritt mehr voran tun zu können. Die Welt schien um ihn und unter ihm zu schwanken.

Eine halbe Stunde später kam ein Reiter in Sicht. Ihm folgte ein mit drei Pferden bespannter Wagen voller Männer und Frauen, die unter einem weißgrünen Sonnendach zum Klang von Mandolinen und Rohrpfifen sangen und lachten. Der Reiter grüßte Sai und wollte schon vorüber. Dann aber fiel ihm das Aussehen des Sitzenden auf, der ihm wohl wie ein Mittelglied zwischen Leiche und Vogelscheuche erschien. Er hielt sein Pferd an und ließ auch den Wagen halten. Einige Männer stiegen herunter und fragten Sai auf Spanisch, was denn los sei. Ein vollbusiges junges Mädchen mit Augen wie schwarze Pflaumen kam herbei und sah ihn sich an. Sai verstand, wie sie übereinkamen, daß er ein Engländer und ein Caballero sein müsse. Dann aber drehte sich das Gespräch um die Frage: wie konnte ein Caballero in solch einen Zustand geraten?

„Wo sind Sie gewesen?“ fragte das Mädchen auf Englisch. „Im Walde?“

„Ja.“

„Verirrt?“

„Ja.“

„Ay de mi. Wie lange?“

„Ich weiß es nicht.“

„Dios mio. Er hat sich im Walde verirrt gehabt. Seht euch den Schmutz an und die Dornenrisse und die Moskitenstiche.“

„Im Wald kann man sich leicht verirren. Erst wird man blind und dann wird man verrückt und dann trinkt man Feuer und meint, es sei Wasser.“

„Wißt ihr noch den Mann aus Matoche, der nichts weiter bei sich hatte als ein Buch?“

„Oder den anderen, den Americano? Um den weint wohl noch heute eine Americana. Er hatte ein Medaillon von ihr um.“

„Aber dies ist doch noch ein junger Mensch und ein Caballero.“

„Ja, und so vornehm und zurückhaltend“, sagte das Mädchen.

Sie wandte sich wieder an Sai und sprach wieder Englisch mit ihm. „Sie sind auf dem Wege nach San Marco?“ fragte sie. „Wir nehmen Sie mit nach San Marco.“

„Liegt das in der Nähe von Anselmo?“

„In der Nähe von was?“

„Anselmo.“

Das Mädchen kannte kein Anselmo. Sie wiederholte den Namen bei ihren Freunden. Alle schüttelten den Kopf. Dann aber fragte ein Mann:

„Anselmo?“

„Si“, bestätigte Sai, „Anselmo.“

„Si“, sagte der Mann, wandte sich an die Gesellschaft sprudelte etwas hervor und erklärte. „Anselmo.“ Er schien hinzuzufügen, daß man über San Marco auch nach Anselmo kommen könne.

„Ja“, sagte das Mädchen, „Sie können von dort auch nach Anselmo gelangen.“

„Ich bin aber zu schmutzig“, sagte Sai, „ich kann unmöglich so mit Ihnen fahren“, und zeigte auf seine zerrissenen und von oben bis unten mit Schlamm bedeckten Kleider.

„Das macht nichts“, sagte das Mädchen. „Können Sie aufsteigen?“

Er konnte nicht hinaufsteigen. Er merkte, daß er kaum stehen konnte. Das Mädchen und einer der Männer halfen ihm auf die Beine, dann griffen die Männer vom Wagen zu und hoben ihn zu sich herauf.

Das Mädchen, das mit ihm Englisch gesprochen hatte, machte ihm neben sich Platz, und als der Wagen weiterfuhr, legte sie den Arm um ihn und nannte ihn „Mein Lieber“. Sie hatte ein bißchen getrunken, aber sie war ein anständiges junges Mädchen.

„Ich spreche Englisch, mein Lieber. Ich liebe die Engländer. Mit Unterschied natürlich. Bei uns zu Hause waren zwei Engländer. Ein Mr. und Mrs. Watson. Kennen Sie die? Wir kommen gerade von einer Hochzeit.“

Einer der Musikanten reichte ihr eine torbumflochtene Likörflasche aus blauem Glase und mit einem über den Kork geschraubten kleinen Metallbecher.

„Ist Vaco nicht schrecklich?“ sagte sie. „Zuerst haben wir Wein getrunken. Dann Cognac. Und nun kommt

er uns auch noch mit ‚Venusmilch‘. Wir werden ja alle einen Schwips kriegen, Paco.“

„Nein, nein, nein, das ist nicht für dich“, sagte Paco, „sondern für den Engländer.“ Sie gossen Hai ein gehöriges Glas voll Venusmilch ein, das ihn wunderbar belebte. Danach nahmen sie jeder selbst ein Glas nach dem anderen, bis die Flasche leer war. Dann warfen sie mit der leeren Flasche nach Onkel Philipp, wie sie den Reiter nannten, trafen sein Pferd damit auf die Kruppe, so daß es hinten ausschlug. Das vollbusige junge Mädchen wurde sehr liebevoll. Sie legte ihren Arm noch dichter um Hai und schwärmte von den Sternen.

„Wissen Sie, Sterne am Abend sind wie Engel.“

Hai sagte ihr, sie sei selbst wie ein Engel.

„Ein wenig ein gefallener Engel. Oder doch nicht, nein?“ sagte sie.

Ein Mann mit einem mahagonifarbenen Gesicht verdrehte die Augen, riß den Mund auf (wie ein Frosch, dachte Hai) und begann eine tränenreiche Ballade zu singen, in dessen Rehrreim alle einfielen. Nachdem sie sich dadurch wesentlich erheitert fühlten, sang ein anderer ein Lied, das offenbar sehr lustig war, über das allerdings die Damen erröten mußten. Ungefeuert von dem Beifall, den er fand, sang er die errötenmachenden Stellen gleich noch einmal. Dann holte der Mann mit dem Froschgesicht einen Koffer unter dem Sitz hervor. Der Koffer enthielt drei kleine Flaschen mit buntfarbenen Etiketten, auf denen unbekleidete Damen in einigermaßen gewagten Stellungen zu sehen waren und die den Aufdruck trugen: „Lächeln der Musen.“ Als diese Flaschen erschienen, gab es ein großes Hallo auf dem Wagen.

„Ha. Lächeln der Musen. Gleich drei Flaschen.“

„Der gute Hernando. Er weiß doch immer, was gut ist.“

„Das gute Lächeln der Musen vertreibt alle Sorgen und macht alles wieder gut.“

Der Wagen hielt am Straßenrand, damit nur ja kein Lächeln verschüttet würde. Der gute Hernando teilte jedem von der Gesellschaft etwa eine Viertelflasche zu. Es war ein Likör, fast so dickflüssig wie Olivenöl. Er duftete wie sämtliche Blüten des Himmels. Auf den ersten Schluck erinnerte er an Erdbeeren und Honig. Dann brannte er die Kehle, und dann rann er einem wie Feuer bis in den Magen.

Während der Wagen weiterfuhr, schlug auch die Mandoline ein Lächeln der Musen auf, die Rohrpfife begleitete sie und die ganze Gesellschaft sang. Das Lied stimmte zwar nicht ganz dazu, denn es handelte von den Sternenaugen einer schönen Frau, aber es zog sich über Meilen hin, bis nach San Marco, einem kleinen Orte von sechs Farmen und einer Kapelle, wo der Wagen anhielt.

So todmüde Hai auch war, er merkte sofort, daß in dem Orte etwas geschehen sein mußte. Ein Mann war mit einer Nachricht gekommen, die alle Leute auf die Beine gebracht hatte. Auch als die Hochzeitsgesellschaft davon erfuhr, schwieg sie bedrückt. Die jüngeren Männer liefen zu einer Gruppe von Menschen hinüber, die den Überbringer der Nachricht umdrängten. Er stand auf den Stufen der Kapelle und beantwortete ihre Fragen. Der Mann mit dem Froschgesicht, der gute Hernando, half Hai vom Wagen. Onkel Philipp und das Mädchen

nötigten Sai in ein weißgealktes und nach Weinkellerei duftendes Haus, vor dem der Wagen gehalten hatte. Sai war so schwindelig vor Müdigkeit, daß er kaum wußte, was er tat. Dennoch weigerte er sich, in diesem schmutzigen Zustande ein sauberes Haus zu betreten.

„Sie können in den Pferdestall gehen“, ließ Onkel Philipp durch das Mädchen sagen, „und sich dort baden.“

Sie brachten ihm ein Waschfaß und heißes Wasser. Nach dem Bad gaben sie ihm einen sauberen baumwollenen Schlafanzug und ein schneeweißes Bett. Sie brachten ihm auch noch Fleischbrühe, aber da war er bereits eingeschlafen. Er schlief fünfzehn Stunden, ohne sich zu rühren.

Als er am Nachmittag des folgenden Tages erwachte, waren seine Kleider gewaschen und gestickt. Onkel Philipp und das Mädchen brachten ihm einen Mantel, einen Sombrero und ein Paar neue Schuhe, die sie ihm mit solcher Herzlichkeit und Gastfreiheit aufzwangen, daß es ihn beinahe zu Tränen rührte.

„Gäste kommen von Gott“, sagten sie.

„Aber Gastgeber auch“, dachte Sai.

„Wenn es mir eben möglich sein sollte“, sagte er, „werde ich Ihnen die Sachen bestimmt zurückbringen. Ich kann Ihnen einfach nicht genug dafür danken.“

Nachdem er sich angezogen hatte, ging er zu dem Mädchen.

„Was ist inzwischen alles geschehen?“ fragte er. „Ich bin eine Woche lang im Walde herumgeirrt. Was ist mittlerweile im Lande geschehen?“

„Es ist Krieg“, sagte sie.

„In der Stadt? In Santa Barbara?“

„Wir hören nur einmal in der Woche etwas aus der Stadt, wenn der Erzzug die leeren Güterwagen zurückbringt. Nein, aber aus dem Westen ist gestern ein Aufruf gekommen, der uns zum Kriege auffordert. Tausende sollen schon gegen Santa Barbara marschieren, stand darin zu lesen.“

„Krieg? Westwegen?“

„Für die Sache unserer Religion, hieß es in dem Aufruf.“

„Kommt der Aufruf von Don Manuel?“ fragte Sai.
„Ist das Don Manuels Armee, die da marschiert?“

„Ich weiß nicht. Irgendeine Armee.“

„Wo ist sie? Wissen Sie nicht zufällig, wo sie ist?“

„Gestern war sie hier ganz in der Nähe, auf dem Wege nach Anselmo, nach dem Sie mich ja gefragt haben.“

„Dann ist sie es. Wenn die Armee aus dem Westen kommt und nach Osten marschiert, dann ist es Don Manuel, der Carlotta retten will. Sind es ‚weiße‘ Soldaten?“

„Ja.“

„Gott sei Dank. Hefekiel Rust ist durchgekommen. Sie wissen nicht, nein, ob die ‚Roten‘ einer Senorita de Leyva etwas angetan haben?“

„Nein.“

„Dann sind doch sicher alle Männer hier aus dem Ort zur Armee gegangen?“

„Nein“, sagte das Mädchen, „ein oder zwei mögen fort sein.“

„Gehören Sie denn nicht zu den ‚Weißen‘? Sind Sie ‚Rote‘?“

„Wir haben unsere Arbeit. Den Streit machen immer nur die Leute aus der Stadt.“

„Aber in diesem Streit muß doch jeder Partei ergreifen.“

„Die Arbeit muß getan werden. Wenn die Stadtleute arbeiten würden, dann hätten sie gar keine Zeit dazu, sich zu streiten.“

„Ach, glauben Sie? Dann kennen Sie die Menschen schlecht. Aber sagen Sie: wie komme ich nach Anselmo?“

„Sie wollen doch nicht in den Krieg?“

„Man hat mir eine Botschaft für Don Manuel anvertraut. Wenn er in Anselmo sein sollte, dann muß ich versuchen, ihn dort zu treffen. Sie wissen bestimmt, daß es Anselmo ist?“

„Die Männer aus unserem Ort sind letzte Nacht nach Anselmo geritten.“

„Und wie komme ich dorthin?“

„Der Erzzug, der heute abend abgeht, nimmt Sie vielleicht bis Piedras Blancas mit. Von da aus sind es nur noch zehn Meilen bis Anselmo, sagt Hernando.“

„Kann ich mit dem Zuge fahren?“

„Onkel Philipp will mit dem Lokomotivführer sprechen.“

„O, ich danke Ihnen. Wann kommt der Zug nach — nach der Station, die nur zehn Meilen von Anselmo liegt?“

„Wer weiß? Eine Eisenbahn ist ein gefährliches Ding. Vielleicht um Mitternacht. Vielleicht morgen früh. Manchmal braucht sie aber auch zwei Tage.“

„Ach, du lieber Gott. Könnte es außerdem sein, daß der Lokomotivführer Nein sagt?“

„Hernando sagt, die Soldaten hätten gestern die Eisenbahnlinie abgesehen.“

„Was für Soldaten?“

„Rote' Soldaten. Regierungssoldaten aus Meruel. Sie passen auf, ob vielleicht ‚Weiße' mit dem Zuge fahren.“

„Hat es schon ein Gefecht gegeben?“

„Wir haben noch von nichts gehört. Sie erwarteten auch keines, nicht eher als bis in der Nähe der Stadt.“

„Gott sei Dank“, sagte Hai, „vielleicht komme ich dann doch noch zur rechten Zeit zu ihnen. Und, bitte, wollen Sie Ihrem Onkel Philipp ausrichten, er möchte es dem Lokomotivführer doch sehr dringend ans Herz legen, daß er mich mitnimmt. Sagen Sie ihm, es sei äußerst wichtig, vielleicht hinge das Leben einer Frau davon ab.“

„Er wird es schon richtig anbringen.“

„Aber wenn der Lokomotivführer nun Nein sagt?“

„Wenn keine Soldaten dabei sind, wird er schon nicht Nein sagen. Aber Hernando meint, sie könnten vielleicht die Schienen in die Luft sprengen, um die Soldaten aufzuhalten.“

Doch als abends um acht der Lokomotivführer Hai als Fahrgast annahm, waren weder die Schienen gesprengt noch irgendwelche Nachrichten über ein Gefecht durchgekommen. Der Lokomotivführer war ein Schotte und hatte vor zwei Tagen eine Abteilung der Westarmee gesehen. „Sie waren auf dem Rangierbahnhof in Zamorra“, sagte er, „und klauten den Hafer, der da für die Artilleriepferde lagert. Ihr Hauptmann war auch dabei, ein großer kräftiger Mensch mit sehr gepflegten Händen. Warten Sie, wie nannten sie ihn noch? Manuel.“

„Ja, Manuel.“

„Aber das dauert gar nicht lange, dann hat dieser verdammte Klaubruder seinen Hals in der Schlinge.“

„Meinen Sie?“ sagte Sai. „Aber er hat das Recht auf seiner Seite.“

„Das Recht auf seiner Seite kann mir im Mondschein begegnen. Er rührt hier einen Bürgerkrieg auf, nur weil ihm die Geseze der Opposition nicht passen. So was macht Schule. Das bleibt nicht bei dem ersten Mal. Immerhin werden sie ihn so rasch als möglich an den Galgen bringen und seine berittenen Straßenräuber dazu. Aber los, steigen Sie ein. Wir fahren ab.“

Sai beugte sich hinunter und schüttelte dem Mädchen, Onkel Philipp und Hernando, die ihn an den Zug begleitet hatten, die Hände. Er dankte ihnen wieder und wieder.

„Wenn Sie einmal wieder hier vorbeikommen“, sagte das Mädchen, „dann müssen Sie uns besuchen.“

„Das werde ich bestimmt tun“, sagte Sai, „und ich wollte, ich könnte Ihnen dann richtig danken und mich Ihnen erkenntlich zeigen.“

Der Zug ruckte an. Sai fiel hintenüber zwischen die Erzladung und auf das Lager, auf dem er dann die letzte Nacht seiner Reise zu Don Manuel verbrachte.

XVIII.

Kurz vor Morgengrauen des nächsten Tages hielt der Zug an der Rampe des Steinbruches von Piedras Blancas, wo die Feldküche einer „roten“ Schwadron

aus Meruel mit dem Wasser aus den Eisenbahntanks Suppe und Maté kochten.

„Angelangt“, sagte der Lokomotivführer, als er sich von Sai verabschiedete, „und da sind wenigstens ein paar ordentliche und anständige Soldaten, die dem plündernden Manuel schon die verdienten Prügel versetzen werden. Hals- und Beinbruch, Jungens“, rief er, „und hängt den Bösenanbeter an einen dürren Apfelbaum.“

Sai verließ den Zug, glitt zwischen den Steinbrucharbeitern und den Soldaten hindurch von der Rampe herunter auf die Straße. Männer und Pferde kamen aus ihren Quartieren in der Stadt. Die Wand des Steinbruches leuchtete weiß herüber. Der Steinstaub lag wie Mondlicht oder wie Mehl über der ganzen Gegend.

Sai wandte sich rasch hügelabwärts. An einer Grasböschung ließ er sich nieder und frühstückte von dem, was ihm das Mädchen mitgegeben hatte. Während er aß, floß das Morgenlicht über die Ebene, die er jetzt weithin überblicken konnte.

Dort drüben, ganz in der Ferne, lag Santa Barbara glitzernd in dem trüben Dunst, der über dem Violett der See hing. Dort, halben Weges zwischen ihm und der Stadt, lag jener Hügel, zu dem er sich all die Tage hindurchzukämpfen versucht hatte, der Hügel von Anselmo, gekrönt von dem Kirchturm, dessen eine Zinne eine Statue der Mutter Gottes war, und in einer Entfernung von . . . Bei dem trügerischen Licht vermochte er nicht genau zu sagen, wie weit die Entfernung war. Man hatte ihm gesagt: zehn Meilen, es mochten aber

ebensogut fünfzehn sein. „Wenn ich nur ein Fernrohr oder einen Feldstecher bei mir hätte“, sagte Sai, „dann wüßte ich jetzt, ob die ‚weiße‘ Armee schon da ist. Aber sie muß dort sein.“

Als er sich auf den Weg nach Anselmo machte, hörte er, wie die Sergeanten der „Roten“ auf der Rampe von Piedras Blancas ihre Leute antreten ließen.

„Die Brüder haben hier irgend etwas im Sinn“, dachte Sai. „Ich muß mich ranhalten, ich muß zu Don Manuel, ehe sie mir in die Quere kommen.“

Die Sonne stieg aus dem Meere empor und übergieß das Land mit einem Glanze, der für einen, den eine Woche lang immer nur das Dämmer des Urwaldes eingehüllt hatte, unaussprechbar schien. Zu dieser Wonne des Lichtes kam die Schönheit eines überwältigenden Blühens, so herrlich, als ob die Seele der Erde in der Sonne frohlockte.

„Ich werde doch noch Don Manuel erreichen“, sagte Sai. „Ich werde bei ihm sein, wenn wir Carlotta aus dem Gefängnis befreien. Und, Gott sei Dank, auch ich habe ein wenig dazu beigetragen, denn Hefekiel Rust ist durchgekommen.“

Nach anderthalb Stunden Marsch war er bereits so weit in die Ebene hinuntergelangt, daß Anselmo fast hinter den Baumgruppen, die am Fuße des Hügels standen, verschwand. Es schienen kaum noch zwei Meilen bis zu dem Kirchturm. Der Weg führte ihn durch Slegebüsche und durch kleine Waldungen, zwischen denen ein Bach dahinsfloß. Bevor er in das Slegedickicht eintrat, blickte er sich noch einmal um. Er sah das Land, aus dem er kam, sah die Berge wie eine Vorhut und sah die

Felsgipfel dahinter wie eine königliche Heermauer. Auf dem Wege, den er gekommen, sah er Kavallerie in Zweierkolonne und in raschem Trab heranreiten. „Das sind die Soldaten, die vorhin bei der Station waren“, dachte er. „Sie kommen auch diesen Weg. Sollten sie etwa zu Don Manuel stoßen wollen?“

Warum sollten sie nicht? Es waren zwar Regierungstruppen, aber in Bürgerkriegen kam es öfter vor, daß einzelne Truppenteile von der Regierung zu den Aufständischen übergingen. „Jedenfalls können sie unmöglich einen Angriff beabsichtigen“, dachte er, „denn es sind kaum hundert Mann, und Don Manuel hat, wie es heißt, tausend. Wenn Don Manuel sich dort drüben in dem Ort festgesetzt hat, dann könnte es denen hier böse ergehen.“

Dabei fiel ihm ein: wenn diese Männer hier nun aber wirklich einen Angriff versuchten oder wenn Don Manuel aus Anselmo einen Ausfall machte, dann würde seine eigene Lage zwischen den beiden Fronten höchst gefährlich werden. Er durchlief rasch das Gebüsch, überquerte eine Wiese und schlug sich in einen kleinen Eichenwald, der ihm die Sicht auf den Hügel von Anselmo nahm. Unterwegs lauschte er, ob er schon etwas von Don Manuel's Armee hören konnte, auf Hufgetrappel, Hornsignale, Kommandorufe oder selbst auf den Schuß eines Postens. Daraus, daß er nichts vernahm, schloß er, daß die Armee Anselmo noch nicht erreicht hatte. „Oder vielleicht ist sie gleich auf Santa Barbara weitermarschiert“, dachte er. „Vielleicht komme ich doch zu spät, nur weil ich gestern zu lange geschlafen habe.“

Dann dachte er: „Es ist aber wahrscheinlicher, daß sie sich in der Stadt auf der anderen Seite des Hügels befindet. Und noch wahrscheinlicher, daß sie Anselmo überhaupt noch nicht erreicht hat. Sie haben einen langen Anmarsch über schlechte Straßen. Ohne Frage: das ist der Grund. Ich bin ihnen zuvorgekommen. In dem Falle aber werden die ‚Roten‘ da hinter mir mich einholen und wahrscheinlich sogar gefangennehmen. Es ist besser, ich verstecke mich in dem Eichenwald, bis sie vorbei sind oder bis sie Farbe bekannt haben.“

Er war aber noch nicht weit in den Eichenwald eingedrungen, als er sah, daß auch die andere Seite des Wäldchens von Soldaten besetzt gehalten wurde. Sein erster Gedanke war: „Das sind die ‚Weißen‘“, aber als er genauer hinsah, erkannte er, daß sie staubige „rote“ Uniformen anhatten, die gleichen, die er am Morgen bei der Station gesehen hatte.

„Es sind ‚Rote‘“, sagte er sich. „Aber wenn ich nur wüßte, zu welcher Seite sie gehören.“

Jetzt stehen zu bleiben, mußte Verdacht erregen. Er schritt daher kühn drauflos.

„Zu welcher Seite sie gehören, das werde ich ja bald genug merken“, dachte er. „Es sind ‚Rote‘. Darauf will ich wetten.“

Er sah zunächst nur einzelne Reiter. Jeder von ihnen hielt drei unberittene Pferde an den Zügeln. Alle hatten sich weit über die Pferdehälse vorgebeugt und beobachteten gespannt etwas, das draußen zwischen dem Wäldchen und Anselmo vor sich ging. Hinter den Pferdehaltern, am Rande des Eichenbusches, standen einige abgeseffene Kavalleristen, den Karabiner im An-

schlag, und beobachteten mit der gleichen Gespanntheit. Zwei Offiziere, die durch ihre Feldstecher nach Anselmo hinübergeblückt hatten, bekamen Sai zuerst in Sicht. Einer von ihnen rief ihn auf Spanisch an und kam sofort auf ihn zu, fragte, wer er sei und was er hier zu suchen habe.

„Ich bin Engländer“, antwortete Sai. „Ich bin auf dem Wege nach Anselmo.“

„Was wollen Sie da?“ fragte der Offizier in gutem Englisch.

„George Elena besuchen.“

„Wer ist das?“

„Ein Pferdezüchter.“

„Was wollen Sie von ihm?“

„Ich möchte mir ein Pferd leihen, um nach Santa Barbara zurückzureiten.“

„Wo kommen Sie her?“

„Ich habe mich im Walde verirrt gehabt.“

„Wie das denn?“

„Nun, ich hatte den Weg verloren.“

„Ach, Sie hatten den Weg verloren?“ sagte der Offizier und bekam einen schärferen Ton in der Stimme.

„Warum tragen Sie solch einen Mantel und Hut? Sie sind doch kein Eingeseffener. Warum haben Sie sich verkleidet?“

„Wie Sie sich überzeugen können, hatte ich mir meine Kleider im Walde zerrissen“, sagte Sai. „Hilfreiche Menschen in San Marco, wo ich aus dem Walde herauskam, haben mich dann mit diesen hier ausgerüstet.“

Der zweite Offizier trat zu ihnen und fragte, was der Kamerad erfahren habe.

„Also ein Spion“, sagte er. Sie sprachen eine Zeitlang auf Spanisch miteinander und warfen Hai dabei Blicke zu, die nicht gerade vertrauenerweckend waren.

„Zubiga“, rief dann der ältere Offizier ein paar Ordonnanzen zu, die herangespritzt kamen und Haltung annahmen. „Halten Sie diesen Mann unter Bewachung.“ Dann wandte er sich an Hai und sagte: „Treten Sie solange zur Seite. Später werden wir weiter sehen.“

„Darf ich denn nicht nach Anselmo?“

„Nein, Sie verfluchter Spion, Sie dürfen nicht.“

Sie ließen ihn bei den Ordonnanzen und gingen wieder an den Walbrand zurück, um die Bewegungen der Patrouillen im Auge zu behalten. „Sie haben Späher ausgeschickt“, dachte Hai. „Ich bin zu spät gekommen. Don Manuel befindet sich oben auf dem Hügel in Anselmo. Wenn ich nur eine Stunde eher hier gewesen wäre, dann hätte ich ihn noch erreichen können, bevor diese Teufel mir dazwischen kamen. Jetzt sitze ich wieder einmal mehr in der Klemme.“

Nach einigen Minuten ungewissen Wartens ritt die Schwadron aus Piedras Blancas in das Wäldchen ein. Der Befehlshabende nahm die Meldung der beiden Offiziere, die Hai angehalten hatten, entgegen. Er sprach mit ihnen, ging bis an den Rand des Waldes, unterhielt sich dort für einige Minuten, beobachtete, was draußen vor sich ging, und kam dann zu Hai. Er war ein älterer Mann mit einem offenen furchtlosen Blick und dem stumpfnasigen Gesicht eines Leichtgewichtboxers. Wie alle Offiziere der Armee sprach er Englisch.

„Wann waren Sie das letzte Mal in Anselmo?“
fragte er.

„Ich bin noch nie in Anselmo gewesen.“

„Nie? Und trotzdem haben Sie dort Bekannte?
Sprechen Sie Spanisch?“

„Leider nicht. Ich bin erst seit vierzehn Tagen hier im
Lande.“

„Wo waren Sie in der letzten Nacht?“

„Auf dem Erzzug von San Marco nach Piedras
Blancas.“

„Wo waren Sie gestern?“

„In San Marco.“

„Haben Sie in San Marco irgend etwas von der auf-
ständischen Armee gesehen oder gehört?“

„Nein.“

„Wie alt sind Sie?“

„Achtzehn Jahre.“

„Was machen Sie hier? Wie kommen Sie hierher?“

Hai erzählte, was er für notwendig hielt. Es klang
nicht ganz wahrscheinlich. Der Offizier schien sich seinen
Teil zu denken.

„Waren Sie heute morgen in Piedras Blancas?“
fragte er.

„Ja.“

„Haben Sie die Soldaten gesehen?“

„Ja.“

„Haben Sie auch gestern Soldaten gesehen?“

„Nein.“

„Aber heute morgen haben Sie die Soldaten gesehen,
nicht wahr?“

„Ja.“

„Und beschlossen daraufhin sofort, die Meldung von dem, was Sie gesehen hatten, nach Anselmo zu bringen?“

„Ich denke nicht daran“, sagte Hai. „Ich bin kein Spion. Zufällig weiß ich, daß die Elenas in Anselmo Pferde besitzen, und da sie Bekannte von Freunden von mir in Santa Barbara sind, hoffte ich mir dort ein Pferd leihen zu können, um nach Hause zu reiten.“

Der Offizier runzelte die Stirn.

„Irgendwo stimmt was nicht“, sagte er. „Ich sehe noch nicht, wie Sie hierher kommen. Wer sind Ihre Freunde in Santa Barbara?“

„Mr. Winter in Quezon und Mr. Weycock von der Zuckerkompanie können Auskunft über mich geben.“

„Engländer?“

„Ja.“

„Gut“, sagte der Offizier. „Stehen Sie bequem.“

Er trat für ein paar Minuten zur Seite und überlegte. Dann kam er wieder zu Hai zurück.

„Sie geben an, daß man Sie nach Ribote gebracht und daß Sie dann im Walde den Weg verloren haben. Was machten Sie, bevor man Sie nach Ribote brachte?“

„Ich befand mich auf dem Wege nach Anselmo.“

„Warum?“

„Ich wollte mir die Pferde der Elenas ansehen.“

„Ihrer Aussage nach war das vor zehn Tagen?“

„Ja.“

„Warum wollten Sie sich die Pferde ansehen?“

„Mein Vater ist in England selbst Pferdezüchter.“

„Wenn Sie gelogen haben“, sagte der Offizier, „könnte das sehr ernste Folgen für Sie nach sich ziehen.“

„Ich habe nicht gelogen“, sagte Sai und hoffte im stillen, daß er wirklich die Wahrheit gesagt hätte.

Zwei Mann einer Patrouille kamen zurückgeritten. Der Offizier ließ Sai stehen, um deren Meldung entgegenzunehmen. Er ging mit ihnen an den Waldbrand, wobei sie ihm irgend etwas auseinandersetzten. Sai sah, wie sie mit den Armen fuchtelten und wie der Offizier hinter ihre Erklärungen zu kommen versuchte. Nachdem der Kommandant eine Minute überlegt hatte, rief er die beiden anderen Offiziere zu sich, erläuterte ihnen die Lage und befahl aufzuziehen. Als ihm Sai wieder in die Augen fiel, befahl er der Ordnung, den jungen Menschen mitzunehmen. „Setzen Sie ihn auf ein Handpferd“, sagte er.

„Herr“, rief Sai, „wollen Sie mich etwa nicht nach Anselmo lassen?“

„Nein, du verfluchter Spion“, antwortete der Offizier. „Und mach hier nicht solch einen Krach.“

Nachdem die Schwadron aufgefressen war, Sai auf dem Handpferd in ihrer Mitte, ritt sie in Zweierkolonne aus dem Wäldchen heraus in das Freie. Sie bewegte sich parallel zu dem Anselmo-Hügel über verwilderte Weiden. Nach links wurden Seitenpatrouillen ausgeschiedt, und auch alle Augen waren nach links und nicht nach Anselmo gerichtet, sondern auf eine Bodenwelle jenseits davon. „Dort steht also Don Manuel“, dachte Sai.

Als sie zwischen den Bäumen hervorgekommen waren, hatte Sai für eine kurze Zeit Anselmo ganz deutlich vor sich. Es sah aus wie eines der Bergstädtchen, die er in Italien kennengelernt hatte, nur wesentlich kleiner, und es lag auch auf einem wesentlich niedrigeren Hügel, dessen

Abhang fast ganz von graugrünen Baumwipfeln verdeckt wurde. Hinter diesen Wipfeln hob sich der weiße Kirchturm mit der Statue darauf hervor.

Eine Meile hinter Anselmo erreichte die Truppe den Ramm jener Bodenwelle. Von hier aus hatte man den Blick frei nach Westen über die Ebene. Dort, etwas mehr als eine Meile entfernt, lag eine große weiße Estancia mit einem Zuchtstall für Pferde daneben und drei in die Augen fallenden Windmotoren. Etwa eine halbe Meile jenseits der Estancia aber schob sich eine starke berittene Kolonne mit Flankensicherungen zu beiden Seiten und einem großen Troß von Handpferden langsam auf Santa Barbara zu.

„Das sind sie“, hieß es sofort. „Das ist er“, sagte sich Hai, „das ist Don Manuels Armee oder ein Teil davon, und der große Zuchtstall ist die Besizung der Elenas, wo ich bereits vor zehn Tagen hätte sein sollen. Aber jetzt“, dachte er, und das Herz schlug ihm dabei schneller, „werde ich ein Gefecht miterleben, und dieser kümmerliche, rote' Haufe wird Prügel beziehen nach der schweren Not.“

Doch der Anführer der Truppe dachte nicht daran, sich in ein Gefecht einzulassen. Er befand sich über eine Meile im Rücken der marschierenden Armee. Bei einer Weggabelung bog er daher unmittelbar in Richtung auf Santa Barbara ab und gab den Befehl zum Erabreiten. Es war etwa zehn Uhr morgens.

Es mochte etwa um die Mittagsstunde sein, als sie bei dem Wirtshaus „Zu den Füchsen“ Halt machten. Vor der Tür stand ein Kavallerist mit einer roten Standarte. Das Wirtshaus schien eine Art Hauptquartier zu sein.

Der Kommandant ging hinein, um Meldung zu erstatten und neue Befehle entgegenzunehmen. Er war etwa eine Viertelstunde verschwunden, als eine Meile oder zwei weiter westlich ein Schuß fiel, dem daraufhin weitere folgten. Von da ab ging das Schießen allmählich in ein unregelmäßiges Schützenfeuer über, das zwar manchmal unterbrochen wurde, manchmal sich weiter weg zu ziehen schien, aber nie völlig aufhörte und sich auch im ganzen näher heranschob. Es erinnerte Hai an das Geknalle bei einer Fasanenjagd zwischen den heimatischen Hügeln, in deren ungehegten Büschen es nur wenig Wild gab.

Als der Kommandant wieder heraustrat, kam mit ihm noch ein zweiter Offizier. Es schien ein General zu sein. Er klopfte sich mit einem seidenen Taschentuch die blankgeputzten Reitstiefel ab und ging mit auseinandergestellten Beinen, entweder weil er zu enge Reithosen an hatte oder aus bloßer Uffigkeit. „Wo ist dieser Engländer?“ rief er.

„Dort, Herr General“, sagte der Kommandant. „Se, Sie da, bringen Sie ihn her.“ Hai wurde vorgeführt.

„Sie sind ein Spion“, sagte der General. „Ich hätte größte Lust, Sie erschießen zu lassen. Die meisten an meiner Stelle würden Sie glatt an die Wand stellen. Es ist Ihr Glück, daß ich Befehl habe, Ausländer nicht zu erschießen, sondern sie dem Gericht zu übergeben. Das wird geschehen. Sie werden nach Santa Barbara fahren, bis Ihre Sache zur Untersuchung kommt. Diese ganzen Scherereien haben Sie sich im übrigen selbst zuzuschreiben.“

Er befahl ein paar Kavalleristen, Hai zu den Wagen zu bringen, die schon bereit standen, um unter Bewachung in die Stadt zu fahren. Er gab ihnen gleichzeitig ein paar geschriebene Zeilen über Hais Fall an den Befehlshaber der Begleittruppe mit. Da Hai nun schon zur Genüge wußte, was für eine Antwort er bekommen würde, wenn er widersprach, schwieg er.

Die Kavalleristen übergaben ihn dem Wachhabenden der Begleitmannschaft, der ihn auf Englisch anfuhr, er solle einsteigen. Als Hai sich erkundigte, in welchen Wagen, denn dort standen etwa ein Duzend plangedeckter Bagagewagen, brüllte ihn der Mann an, das wäre ihm egal, aber er würde ihm eins in die Fresse hauen, wenn er nicht in Nullkommanix oben säße. „Los, rein da“, schrie er, „und daß du mir nicht den Kopf unter der Plane heraussteckst, sonst kriegst du einen Kolben in die Schnauze.“

„Hier können Sie nicht herein“, rief ein Engländer aus dem Wagen heraus. „Hier ist alles voll.“

„Worauf warten Sie denn noch?“ brüllte die Wache. „Rein mit dir.“

„Es ist voll“, sagte Hai.

„Voll?“ gab der Mann zurück. „Wer sagt, es ist voll? Wenn es nach mir ginge, würdet ihr samt und sonders an die Wand gestellt. Ihr habt alle Dreck am Stecken. Ich will dir zeigen, was voll ist. Rein da. Macht mal Platz da. So. Rein.“ Mit einem Knüppel stieß er zwischen die Verhafteten, bis sie zur Seite rückten. Dann wurde Hai zwischen sie hineingequetscht.

Der Wagen war voll. Da lagen ein Engländer mit einer spanischen Frau und drei kleinen Kindern; ein

älterer amerikanischer Ananashändler; ein Schwächfönniger unbekannter Nationalität, dem es feucht aus dem Munde lief und dem es in der Kehle gurgelte; eine stämmige junge Eingeborene mit hysterischen Anfällen; eine alte betrunkene Frau; deren Enkel, der irgend etwas gegessen hatte, was ihm nicht gut bekommen war; drei Eingeborene, einer davon sehr alt und kränklich, der zweite mit einem Bauchschuß, bewußtlos und offenbar kurz vor seinem Ende, der dritte in einem fürchterlichen Fieberzustand. Mitten während des Durcheinanders, das Hais Ankunft hervorgerufen hatte, setzte sich der Wagen in Bewegung.

„Warum sind Sie nicht zu einem anderen Wagen gegangen?“ sagte der Engländer. „Das hätten Sie meiner Ansicht nach doch sehen können, daß hier alles voll war.“

„Es ist nicht meine Schuld“, antwortete Hai. „Ich mußte tun, was mir gesagt wurde.“

„Zum mindesten können Sie einer Dame Platz lassen“, erwiderte der Mann. „Sie sehen doch, daß die Dame sich in anderen Umständen befindet.“

„Verzeihung“, sagte Hai und rückte, so weit er konnte, zur Seite, „das habe ich nicht gesehen.“

„Jeder einigermaßen gebildete Mensch würde allerdings aufgestanden sein“, stichelte der Mann, „aber Sie kommen auch wohl nicht gerade aus dem Faubourg St. Germain?“

„Wo ist das?“

„Ach, Sie verstehen kein Lateinisch? Das ist dort, wo man sich noch zu benehmen weiß.“

„Nun, dann wäre es ganz gut, wir wohnten beide in St. Germain“, sagte Hai.

„Da haben Sie es endlich mal gekriegt“, lachte der Amerikaner. „Wie können Sie dem jungen Menschen Vorwürfe machen, daß man ihn hier hereingesteckt hat?“

„Ay, ay, ay de mi“, schrie plötzlich die junge Frau, richtete sich halb auf, krallte mit beiden Händen in die Gesichter der neben ihr Liegenden.

„Komm, laß das, Angelita“, sagte der Amerikaner. „Sie, Mister, halten Sie ihr die Hand da fest. Ich nehme die andere. Dann tut sie uns schon nichts.“ Sai faßte den einen Arm der jungen Frau, aber sie hatte Kräfte und drehte und wand sich. „Oha“, sagte der Amerikaner, „die kriegt ihren Mann gleich ran, wenn er nach Hause kommt, die wartet nicht erst, bis es dunkel ist.“

Als Sai den Arm der jungen Frau endlich in der Gewalt hatte, begann der Schwachköpfige ihn mit allen Zeichen der Zuneigung anzugirren.

Dazu erklärte der Engländer, der ein langer hagerer Mann mit einem knochigen Gesicht war: „Der Hauptmann mußte erschossen werden dafür, daß er eine Dame in diesem Zustande in solch einen Wagen läßt. Meine Frau wird sich eine Krankheit wegholen. In ihrem jetzigen Zustande schadet ihr jeder Luftzug.“

Da schob die alte betrunkene Frau ihren Enkel an das Hinterbrett des Wagens. Der Luftzug schien auch ihm geschadet zu haben.

„Eine wirklich reizende Art, eine Dame in die Stadt zu schicken“, sagte der Engländer. „Der Junge sollte sich schämen. Ich werde mich bei der Regierung über den Hauptmann beschweren. Ein Wunder überhaupt, daß sie keine Fehlgeburt bekommt.“

„Das kann ihr ganz leicht passieren“, sagte der Amerikaner. „Heute nachmittag sind die ‚Weißen‘ da. Heute nacht gibt es schwere Schießereien in der Stadt. Wenn Sie irgendwo in einer Hinterstraße einen kugelsicheren Keller wissen, bringen Sie sie dahin, aber pronto.“

Dann begannen die drei Kinder des Engländers zu weinen. Ihre Mutter, eine dicke Frau mit fettem Gesicht und Hals, gab ihnen ein paar Ohrfeigen. Die betrunkene Frau, die ihren Enkel gerade ein wenig beruhigt hatte, nahm einen Schluck aus der Flasche, stand vom Boden auf, hob die Röcke bis an die Knie und versuchte zu tanzen. Während der ganzen Zeit stieß und schwankte der Wagen in gar nicht einmal langsamer Fahrt über ungepflasterte Straßen. Die Kinder heulten, der Engländer schimpfte, die junge Frau rang und schrie hysterisch, der alte Mann rührte sich nicht, der Sterbende röchelte und dem Fiebernden schlotterten die Glieder. Sai und der Amerikaner versuchten noch immer, die Frau auf ihrem Platze zu halten. Der Schwachsinnige war ganz veressen auf Sai, drängte sich an ihn und tätschelte ihm den Nacken. Sai, der keine Hand frei hatte, hielt ihn sich mit dem Ellenbogen vom Leibe, was aber der Blöde anscheinend für eine Liebkosung ansah, wieder zurückstieß und gurrte.

Die junge Frau hatte sich plötzlich losgerissen und kreischte laut auf. Sie wußte nicht, was sie tat. Ihr junger kräftiger Körper schlug wild um sich. Sai dachte an Erzählungen von Menschen, die den Teufel im Leibe haben. Diese junge Frau hatte in der Tat einen Teufel im Leibe oder der Teufel hatte sie. „Passen Sie auf“,

rief der Amerikaner, „sie ist in dem Heuhaufen da an Ihrer Seite.“

„Kommen Sie heraus“, sagte Hai. „Beruhigen Sie sich, Senorita. Es ist alles in Ordnung. Wir sind alles Freunde.“

„Freunde“, meinte der Amerikaner, „das kann man wohl sagen. Die einzigen Feinde in diesem Lande sind die verdammten Barbaraner. Die machen mir meine ganze Ananas-Saison kaput. Lieg still, Angelita, lieg still.“

„Es sind nur die Hidalgos“, sagte der Engländer, „die bringen die Unruhe in das Land. Was dieses Land braucht, ist freier Wettbewerb und Fortschritt. Es braucht weiße Männer. Diese Priester und diese Hidalgos sehen ja bloß so aus. Die hätte man schon längst an die Luft setzen sollen. Wenn die englische Regierung jetzt nicht eingreift, dann muß man sie eben dazu zwingen. Meine Frau ist eine Pinamente, aus einer der ältesten Familien, wenn es nach Recht und Gerechtigkeit ginge. Aber diese Soldaten, diese lächerlichen Unterbeamten, stecken sie in solch einen Wagen wie diesen.“

„Das kann ich ihr nachfühlen“, sagte der Amerikaner, „ich stamme selbst aus einer verdammt alten Familie.“

In diesem Augenblick übertönte das Winseln und Rasseln einer barbarischen Musik selbst das Rattern und Stoßen und Knarren des schwankenden Gefährtes. Der Wagen bog an den Straßenrand. Die Musik wurde lauter und zog vorüber. Hunderte von Reitern in Zweierkolonne ritten in einer Wolke von Staub und Gestank nach Schweiß, Pferden und heißem Leder vorbei.

„Die Pitubas rücken aus“, sagte der Amerikaner. „Ich habe Ihnen ja gesagt: die ‚Weißen‘ kommen. Es gibt heute noch ein Gefecht, und die ‚Weißen‘ werden sie verhauen.“

„Woher wissen Sie das?“ fragte der Engländer.

„Weil ich drei Jahre im Vorgeschaft gewesen bin. Ich weiß, wer ein Kämpferherz hat. Mann für Mann werden die ‚Weißen‘ diese gelben Teufel in den Ring holen.“

„Du lügst“, sagte plötzlich das alte betrunkene Weib in ausgezeichnetem Englisch und blinzelte mit den Augen wie eine Eule, „verdammte deine Seele, du lügst.“ Sie blinzelte mit den Augen, aber sagte keinen Ton mehr, denn das waren die einzigen englischen Brocken, die sie irgendwo aufgeschnappt hatte.

Der Wagen rumpelte langsam weiter. Soldaten zogen vorüber, Kavallerie, Infanterie und ein paar Geschütze mit Prozen und Munitionswagen. Sie fuhren bereits zwischen den Häusern der Vorstädte und in einem Strom von Menschen, die in die Stadt hineindrängten und alles, was sie an beweglicher Habe vor dem drohenden Kriege hatten retten können, mit sich schleppten. Vor dem Stadttor gab es Aufenthalt und wildes Durcheinander. Der Wagen war in der Menschenmenge festgekeilt und mußte warten, bis er an die Reihe kam. Als sie durch das Tor einfuhren, blickte ein großer Mulatte mit einer leuchtend grünen Straußenfeder an der Mütze unter die Wagenplane und sagte: „Verdächtige? Die Verdächtigen kommen alle in die Kirche Seiner Heiligkeit des Don Lopez, die bei den Sklaven der Götzenanbeter einmal die Dreifaltigkeitskirche geheißen hat.“

Sie hatten nicht weit bis zu der Kirche. Sie überquerten einen großen Platz, auf dem Flüchtlinge lagerten, und führen dann wie durch eine tote Stadt, in der alle Fensterläden geschlossen und in der kein Mensch auf der Straße zu sehen war. Als die Wachen sie in die Kirche, die einmal die Dreifaltigkeitskirche geheißen hatte, hineintrieben, hörte Sai fernes Gewehrfeuer, das jetzt heftiger und anhaltender aus der Gegend herüberknatterte, durch die er gekommen war.

„Dauerfeuer aus der Schützenlinie“, sagte der Amerikaner. „Wenn es näher kommt, dann haben die ‚Roten‘ Prügel gekriegt. Wenn es leiser wird, dann werden die ‚Weißen‘ verhauen. Sagen Sie mal“, fuhr er in einem Atemzuge fort und wandte sich an einen „roten“ Offizier, der an der Kirchentür stand, „wir hier sind amerikanische und englische Bürger. Glauben Sie ja nicht, daß Sie uns einsperren können. Schicken Sie uns lieber auf unsere Konsulate. Wir denken nicht daran, uns in ein Gefängnis stecken zu lassen.“

„Dies ist kein Gefängnis“, erklärte der Offizier, „sondern lediglich eine Schutzhaft, bis sich Ihre Angelegenheiten aufgeklärt haben. Wen möchten Sie sprechen?“

„Den amerikanischen Konsul.“

„Und Sie?“

„Den englischen Konsul.“

„Und Sie?“

„Ich möchte in mein Hotel, in das ‚Santiago‘,“ sagte Sai.

„Ist geschlossen.“

„Dann in den englischen Klub.“

„Ist ebenfalls geschlossen.“

„Dann den englischen Konsul.“

Der Offizier machte sich auf einem Stück Papier mit Bleistift Notizen. „Ihre Konsuln werden sofort benachrichtigt werden“, sagte er. „Gehen Sie hinein.“

„Ich bin doch nicht verrückt, daß ich da reingehe“, schalt der Amerikaner.

Aber ein halbes Duzend Kavalleristen packten ihn und warfen ihn mit einem Schwung in die Kirche hinein. Sai und der Engländer flogen oben auf ihn drauf. Dann schlossen sich die Kirchentüren hinter ihnen. Der Schlüssel wurde umgedreht. Zwei englisch sprechende Wachen riefen von der Kanzel herunter, sie sollten ruhig sein.

„Aber wir verlangen, unseren Konsul zu sprechen.“

„Die Konsuln werden geholt“, sagten die Posten. „Halten Sie die Klappe.“

„Ich will darauf wetten, daß die Konsuln nicht geholt werden“, sagte der Amerikaner. „Ich kenne doch mittlerweile meine Barbaraner.“

XIX.

Es war etwa halb ein Uhr mittags, als sich die Kirchentüren schlossen. Das ferne Gewehrfeuer hielt noch immer an, doch es klang jetzt wie ein hier und da aufflackerndes Geknatter, als ob die Leute dort draußen Feuerwerksfrösche abbrennen ließen.

„Das ist kein Gefecht“, sagte der Amerikaner, „das ist nur noch eine blödsinnige Schießerei. Aber diese Brüder können weder Frieden halten, noch bringen sie einen richtigen Krieg zustande.“

Die Kirche war ein Renaissancebau mit runden Fenstern hoch oben in den Mauern und einer bemalten Decke, auf der Damen in blauen Wolkengewändern ein geziertes Lächeln zur Schau stellten. Alle religiösen Symbole waren herausgebrochen oder herausgeschnitten. Ein großer goldgerahmter Farbendruck, der Don Lopez im Frack und mit einer roten Schärpe über der Hemdbrust darstellte, stand auf dem Altar. Er zeigte eine entsetzliche Ähnlichkeit mit einem Schwein, dem man die Kehle durchgeschnitten hat. Darunter war in goldenen Lettern zu lesen: Los vom Götzenglauben!

Etwa hundert Männer, Frauen und Kinder waren hier als Verdächtige eingesperrt. Die meisten von ihnen waren teilnahmslos, einige schreckverstört, ein oder zwei, wie etwa die junge Frau, hysterisch. Was Hai aber am meisten erschütterte, war die Atmosphäre des Mißtrauens. Einer hatte vor dem anderen Angst, daß der ein Spizel sein könne. Einer warf dem anderen lauernde Blicke zu. Keiner sagte ein Wort, ja, wagte auch nur zu flüstern. Sie sahen stumpf und unbewegt zu, wie der Angeschossene starb und wie der Fiebernde sich schüttelte. Ich war ich und er war er. Das Selbst stand über allem, und Mitgefühl bedeutete Gefahr.

„Die Leute kennen den Rummel“, sagte der Amerikaner.

„Woher wissen Sie eigentlich, daß die ‚Weißen‘ heute nachmittag hier sein werden?“ fragte Hai ihn.

„Verbrennen Sie sich nicht den Mund, junger Freund“, sagte der Amerikaner. „Ich habe solch eine Landpartie früher schon mal mitgemacht. Die Gegend wimmelt hier von Spionen. Es ist daher besser, Sie halten den Mund.“

„Über wissen Sie vielleicht auch, ob die ‚Roten‘ schon jemanden umgebracht haben?“

„Umgebracht? Keine Ahnung. Ich nehme aber an, sie werden auch keinen umbringen, nicht eher jedenfalls, als bis sie genau wissen, wie der Hase läuft. Wenn sie allerdings siegen sollten, dann stechen sie rund um sich zu. Seien Sie still jetzt.“

Der Rat war gut, denn noch während sie miteinander sprachen, schlenderte ein Mann, der offenbar die Ohren gespitzt hielt, ein wenig näher zu ihnen heran. Als der Mann merkte, daß die beiden verstummten, stellte er sich neben Hai, zeigte auf das Bild über dem Altar und sagte: „Sehen Sie sich das an. Ist das nicht geradezu eine Schande? Was meinen Sie?“ Irgend etwas in dem Aussehen des Mannes erinnerte Hai an die Zuhälter, die ihn bei der Landung belagert hatten, ehe Hefekiel Ruft sie davonjagte. Wie ein Blitz schoß es ihm durch den Kopf: dieser Bursche ist ein Spizel. Also antwortete er: „Nein, meiner Ansicht nach bedeutet es ‚Los vom Götzenglauben‘.“ Der Mann war offensichtlich verblüfft über diese Antwort, dann aber schien er Hais Jugendllichkeit in Betracht zu ziehen und ging davon.

Kurz darauf erschien eine Wache in der Tür und ein Offizier erklärte, daß die inhaftierten Ehepaare sowie sämtliche Frauen und Kinder „aus Gründen der Moral“ in eine andere Kirche übergeführt werden sollten, wo sie unter sich sein würden. Da einige von ihnen glaubten, man wolle sie nur draußen vor der Tür ermorden, gab es einen Jammer erregenden Auftritt, Schreien und Betteln um Gnade, aber durch Zureden und mit Gewalt wurden sie hinausgebracht. Unter denen, die übergeführt wurden,

befand sich zu Hais großer Erleichterung auch der Engländer mit der spanischen Frau, dem Stolz der Pina-mentes, und ihren drei Kindern.

Solange die Türen noch offen standen, brachten ein paar Reimmachefrauen aus der Kaserne einen Kübel mit Wasser und einen Korb mit Kommisßbrot für die Gefangenen. Der Amerikaner versuchte von den Reimmachefrauen zu erfahren, was draußen vor sich ging. Aber sie lehnten jede Auskunft ab und schüttelten nur den Kopf. Als dagegen die Wachen merkten, daß die Frauen etwas gefragt wurden, befahlen sie den Gefangenen bei Strafe des Erschießens den Mund zu halten. „Diese ‚roten‘ Hunde sitzen im Druck“, sagte der Amerikaner. „Sie würden uns bestimmt nichts zu essen bringen, wenn sie nicht Angst hätten, daß sie Haue kriegen. Die halten sich erst einmal beide Seiten warm.“

Nichts hätte Hai eine größere Freude machen können als der Hoffnungsschimmer, der sich mit dieser Feststellung anzukündigen schien. Er war kaum drei Minuten in der Kirche gewesen, als er bereits das Gefühl gehabt hatte, daß sie ihm bis in den letzten Winkel bekannt und zum Ekel geworden war. Er versuchte in den Seitenschiffen auf und ab zu laufen, aber das Bewußtsein, daß er Gefangener war, nahm ihm sehr bald die Lust an solchem Spaziergang. Er versuchte sich schlafen zu legen, aber das Bewußtsein, daß er Gefangener war, daß er versagt hatte, und die Spannung der kommenden Entscheidungsschlacht hielten ihn wach. Er versuchte zu beten, daß die „Weißen“ die „Roten“ in die Flucht schlagen möchten, aber die Erregung und die Unruhe waren zu groß, als daß er sein Gebet in Worte zu fassen vermocht hätte. Die

Zeit schien still zu stehen, die Wirklichkeit nicht mehr vorhanden. Er lag da in einem fürchterlichen Nichts und in einer unsagbar angst erfüllten Spannung. Alle dort in der Kirche, und als Hai lauschte, fühlte er: auch alle Menschen in der Stadt, befanden sich in dem gleichen Zustand wie er. Eine der Seltsamkeiten dieses Nachmittages war die Totenstille in der Stadt um sie herum. Sie schien, bis auf den Schritt der Wachen vor der Tür und eine gelegentlich vorbeikommende Patrouille, wie ausgestorben. Etwa gegen halb vier wurde das ferne Gewehrfeuer, das sich während der letzten beiden Stunden kaum geändert hatte, heftiger und bekam einen neuen Unterton. Offenbar griffen jetzt schwerere Kaliber in die Schlacht ein.

„Zwei Batterien zu vier Geschützen“, sagte der Amerikaner. „Das dritte Geschütz hinkt nach. In der ganzen Armee gibt es nur vier Batterien, und eine davon ist für die neue Staatskutsche des Diktators in Pfand gegeben.“

„Das Feuer kommt näher“, sagte Hai.

„Es wird stärker“, sagte der Amerikaner.

Es wurde eine halbe Stunde lang stärker und stärker, bis es plötzlich zu einem rollenden ratternden Getöse ganz in der Nähe an schwoll. Dieses wilde Dröhnen dauerte etwa zwanzig Minuten, währenddessen sämtliche Fensterscheiben in Santa Barbara klirrten und zitterten. Hai vernahm deutlich durch den Lärm des Gewehrfeuers hindurch Hurrarufen. Dann hörte das Hurrarufen auf, das Feuer schwoll ab, zerfiel zu einzelnen Schüssen, bis auch das nahezu aufhörte. Hai blickte den Amerikaner fragend an. „Das war ein Angriff“, sagte der, „aber mir ist so, als hätten sie die Nase davon voll gekriegt.“

Es schien in der That so, als hätten sie „die Nase davon voll“. Die Lichtflecken begannen vom Fußboden auf die Wände zu wandern, wie die Sonne tiefer sank. Der Tag der Schlacht und der bangen Erwartung schien sich seinem Ende zu nähern. Dann plötzlich kam nur aus einer Viertelmeile Entfernung, etwa aus der Richtung vom Hafen her, Hufgetrappel und Geschrei. Danach wieder Totenstille. Eine Viertelstunde lang wartete jeder in angstvoller Ungewißheit. Bis ein plötzliches Salbengeknatter ganz in der Nähe die Herzen in der Kehle hämmern ließ. Querschläger schlugen in die nahen Hausdächer. Puß und Siegel kamen herunter. Frauen schrien. Das ganze Viertel bis zum Hafen hinunter knatterte von Gewehrschüssen. So nahe waren die Kämpfenden jetzt, daß der Pulverqualm in Schwaden durch die Kirche zog.

Etwa eine Stunde hielt das Feuer an, dann nahm es ab mit dem abnehmenden Licht. Als es bis auf die Mondstrahlen dunkel geworden war in der Kirche, hörte auch das Feuer ganz auf.

„Die ‚Weißen‘ müssen in die Stadt eingedrungen sein und gewonnen haben“, sagte Hai zu dem Amerikaner. „Das war Straßenkampf.“

„Das war ein richtiger Straßenkampf“, sagte der Amerikaner.

Hai erhob sich aus seiner Bank und begann vor Erregung auf und ab zu wandern. Der Gedanke, daß Carlotta befreit sei, war zu viel für ihn. Die Wachen zündeten in einer der Seitenskapellen zwei Kerzen an, schielten um die Ecke, wer da auf und ab lief, und befahlen Hai, er solle sich ruhig verhalten. Nachdem das Feuer

beendet, war es in der Stadt draußen für eine Zeitlang wieder totenstill geworden. Dann kam aus der Richtung des Medinas-Tores Pferdegetrappel. Auf mindestens drei Straßen kamen die Reiter in raschem Trabe herein. Die Stadt klirrte und klappte von Hufen.

„Das sind die Sieger“, sagte der Amerikaner.

„Die ‚Weißen‘?“

„Sedenfalls die Partei, die gewonnen hat, sonst hielten sie nicht solche Ordnung.“

„Die ‚weiße‘ Armee besteht nur aus Kavallerie.“

„Unsere verdammten Konsuln könnten sich ruhig etwas beeilen.“

„Ich glaube gar nicht mal, daß sie überhaupt wissen, daß wir hier sind.“

„Das gehört zu deren Beruf, zu wissen, daß wir nicht hier sind.“

Die Kavallerie, zu welcher Partei sie auch gehören mochte, bezog ihre Quartiere oder Bivaks. Das Hufgetrappel verstummte. Die Stadt glitt wieder zurück in das Schweigen. Dann, mitten in der Stille, rief nur hundert Meter von der Kirche entfernt ein Posten einen Vorübergehenden an, wartete zwei Sekunden und schoß. Irgend jemand schrie und fiel zu Boden. Der Posten warf die Patronenhülse aus, die über das Pflaster klingelte, lud wieder und ließ das Schloß einschnappen.

Kurz darauf, während in der schweigenden Stadt nur hier und da die Schritte der Posten oder das gelegentliche Trappeln reitender Patrouillen zu hören war, begannen aus der Richtung der Kathedrale her einzelne Salven aus jeweils drei oder vier Gewehren zu knattern.

Diese Salven wiederholten sich in kurzen Abständen etwa zwanzig Minuten lang.

„Was ist das für eine Schießerei?“ fragte Sai.

„Das können wohl nur Exekutionen sein“, sagte der Amerikaner. „Man erschießt Leute.“

„Deserteure?“

„Ja. Oder Gefangene.“

„Kriegsgefangene? Sicher nicht.“

„Jeder, der in dieser verdammten Republik gefangen-genommen wird, sollte an die Wand gestellt werden.“

„Wollen Sie damit sagen, daß die ‚Weißen‘ gesiegt haben?“

„Es könnte so aussehen.“

„Ich hoffe es bei Gott.“

„Na, junger Mann, dann hoffen Sie es nur nicht zu öffentlich, jedenfalls nicht eher, als bis es ausgemachte Tatsache ist.“

„Glauben Sie denn, daß die ‚Weißen‘ nicht gewonnen haben?“ fragte Sai flüsternd.

„Wir werden es ja bald genug merken.“

Etwa gegen zehn Uhr, als die meisten in der Kirche schon glaubten, daß in dieser Nacht nichts mehr geschehen würde, marschierte eine stärkere Wachabteilung auf die kleine Plaza vor der Kirche und machte Halt. Sai sah, wie es draußen heller wurde, denn die Neuangekommenen hatten Fackeln angezündet. Die Türen der Kirche öffneten sich und eine größere Anzahl Bewaffneter trat herein. Ein Mann mit einem affektierten Mund, der ausfah wie ein weggelaufener Priester und der die Ab- teilung zu kommandieren schien, gab den Befehl, man solle aus einer der Seitenkapellen den Altar herausholen

und ihn als Tisch neben der Thür aufbauen. Als der Altar aufgestellt und die Kerzen darauf angezündet waren, setzte er sich auf einen Stuhl davor, verlangte das Verzeichnis der Gefangenen und begann es durchzulesen. Hin und wieder blickte er in den Kirchenraum hinein, in dem er kaum mehr als ein paar bleiche Gesichter, das Flackern zweier Kerzen im Mittelschiff und hier und da das Blinken auf einer Vergoldung erkennen konnte. Sai hörte, wie neben ihm zwei oder drei Gefangene leise aber in letzter Todesangst beteten. Er selbst blickte auf den Mann mit dem affektierten Mund, wie jener Hase die Schlange angestarrt hatte. Der Mann schien auf jemanden zu warten, der aber nicht kam. Er machte sich Bleistiftnotizen in das Verzeichnis.

„Hören Sie mal, verehrter Herr“, sagte der Amerikaner und trat auf ihn zu, „wir sind keine Landsleute von Ihnen. Wir verlangen unsere Entlassung oder unsere Konsuln.“

Die übrigen englisch sprechenden Gefangenen, im ganzen acht, schlossen sich dieser Forderung an. Der Mann mit dem affektierten Mund hörte ihnen in aller Höflichkeit zu, sagte aber dann auf Englisch und in einem irischen Tonfall:

„Bei der augenblicklichen Unsicherheit in der Stadt können Sie nirgends besser untergebracht sein als gerade hier.“

„Das mag sein oder auch nicht sein, aber meiner Meinung nach sind unsere Länder durchaus imstande, uns zu schützen. Wir werden hier widerrechtlich festgehalten. Wir sind schon den ganzen Tag hier. Wir haben Einspruch erhoben und haben unsere Konsuln verlangt. Was gedenken Sie dabei zu tun?“

Der Mann mit dem affektierten Mund hörte ihn wieder genau so höflich wie vorhin an, dann sagte er: „Sie werden einsehen, daß ich in keiner Weise verantwortlich zu machen bin für das, was Ihnen während der Unruhen geschehen ist, noch dafür, daß Sie sich zur Zeit hier befinden. Es tut mir aufrichtig leid, wenn Ihnen Unannehmlichkeiten bereitet worden sind. Aber ich muß Sie bitten, die Schuld dafür in den Umständen zu sehen oder bei denen, die diese Umstände hervorgerufen haben, nicht aber bei der Republik. In wenigen Minuten wird der Gefängniscommandant hier sein, und ich versichere Ihnen, daß Ihre Beschwerden angehört werden sollen. Inzwischen aber möchte ich mir diejenigen einmal ansehen, die den Anspruch auf fremde Staatsangehörigkeit erheben.“

Die acht traten gemeinsam an den Tisch und erklärten nacheinander, wer und was sie seien. Der Mann mit dem affektierten Mund erkannte jeden Anspruch an. „Sie werden einsehen“, erklärte er, „daß wir während der Unruhen jede Vorsichtsmaßregel ergreifen mußten, um die bei uns als Gäste lebenden Ausländer auf jede Weise zu schützen. Da die Unruhen vorbei sind, glaube ich nicht, daß man Ihnen noch länger Unbequemlichkeiten bereiten wird.“

„Würden Sie uns dann vielleicht sagen“, fragte Hai, „was denn hier eigentlich vor sich gegangen ist?“ Der Amerikaner preßte Hais Arm.

„Vor sich gegangen?“ sagte der Mann mit dem affektierten Mund. „Die Ordnung ist wieder hergestellt worden oder wird sehr rasch wieder hergestellt werden. Die Republik ist gerettet.“ Er blickte in die Papiere,

um zu erfahren, weswegen Hai angeschuldigt war. Dann ließ er die acht auf die Seite treten.

„Ist dieser Mann ein ‚Weißer‘?“ grübelte Hai. „Sind diese Wachen ‚Weißer‘? Sie tragen kein Weiß an ihren Uniformen. Sie tragen allerdings ebenso wenig Rot. Wenn jetzt plötzlich Don Manuel mit dem Gefängnis-Kommandanten hereinkommen würde. Das wäre eine Freude.“

Nahezu unmittelbar darauf fuhr an der Freitreppe der Kirche ein Wagen vor und hielt. Hai hörte, wie die Wache den Befehl „Stillgestanden!“ bekam und wie sie salutierte. Der Mann mit dem affektierten Mund wandte sich zu den Ausländern her.

„Das ist der Kommandant“, sagte er.

Fußtritte kamen die Stufen herauf. Sporen klirrten. Hai beugte sich vor, um die Hereintretenden zu erkennen. Er hatte jetzt das bestimmte Gefühl, daß Don Manuel dabei war. Eine innere Stimme sagte ihm, daß Don Manuel als Sieger kam, um seinen Getreuen persönlich die Freiheit zu bringen. „Ach, Don Manuel“, dachte er, „wenn Sie es nur sind, dann soll mir für immer und alles gleich sein, was danach noch mit mir geschieht.“

Drei Leute traten zusammen in den Schein der Altarkerzen. Die Wirklichkeit traf Hai wie ein Schlag, der ihm Herz und Hirn betäubte: diese Leute waren „Rote“, die „Roten“ hatten gesiegt.

Die drei Eingetretenen waren: ein breitschultriger, armschwenkender, stürmischer, aufspielerischer Kavallerie-offizier mit einer scharlachfarbenen Schärpe quer über der Uniform; der große Neger mit der grünen Feder, der den Piranhas die Pferde aus dem Stall geholt hatte,

und eine Frau, die ebenfalls eine scharlachfarbene Schärpe über der Schulter trug.

„Nun aber gute Nacht, junger Mann. Das ist der Werwolf“, flüsterte der Amerikaner Hai zu. „Nun fließt Blut.“

„Wer ist das?“

„Anna, der Werwolf. Eine Antiklerikale. Hat ihr Leben lang gegen die Kirche gekämpft. Eine ‚Rote‘ aus Medinas.“

„Dann haben also die ‚Roten‘ gesiegt?“

„Da können Sie Gift drauf nehmen.“

Die Frau und der Offizier setzten sich neben den Mann mit dem affektierten Mund hinter den Tisch. Der Kavallerist stellte einige Fragen. Der Mann mit dem affektierten Mund schien ihm etwas über die Ausländer zu erklären. Die Frau sah das Verzeichnis durch. Die Grüne Feder stand mit gezogenem Säbel neben der Tür. Da die Frau, Anna, Hai am nächsten und hell im Licht saß, konnte er sie sehr genau beobachten.

Sie war etwa siebenzig Jahre. Sie zeigte ein Gesicht ohne die geringste Spur von Güte oder Heiterkeit oder Hoffnung oder Mitleid. Ihre Augen waren grau, hart, steinern. Ihr Mund war nur ein Schliß. Ihr schmutzig-graues Haar fiel ihr wild in die Stirn. Sie strich es beständig mit einer fetten roten Hand, deren Finger Trauerränder zeigten, zurück. Sie hatte dreiundfünfzig Jahre gegen die Kirche Haß gesät. Jetzt war ihre Stunde gekommen.

Der Mann mit dem affektierten Mund erhob sich von seinem Stuhl und rief:

„Die englischen und amerikanischen Staatsangehörigen sollen vortreten.“

Als sie vor ihm standen, erklärte er:

„Der Gefängnis-Kommandant läßt Ihnen durch mich sagen, daß während der Unruhen und solange das Kriegsrecht verhängt ist, diejenigen Ausländer, die keine Bürgerschaft derjenigen Gemeinden, in denen sie sich aufhalten, vorweisen können, sich auf Schiffe ihrer Nationen, denen sie angehören, oder auf solche Schiffe, die sie aufnehmen wollen, zu begeben haben. Wer von Ihnen hat einen von einer Gemeindeverwaltung ausgestellten Ausweis?“

Niemand hatte ein derartiges Papier.

„Niemand?“ sagte der Mann mit dem affektierten Mund. „Gut, dann werden Sie sich auf Schiffe Ihrer jeweiligen Nationalität begeben. Eine Wache wird Sie von hier bis zur Mole begleiten, wo bereits Boote für Sie bereitliegen. Ich gebe Ihnen hier diese Liste, die Sie gegenüber Ihrem Namen gegenzeichnen wollen.“

Nachdem sie alle unterschrieben hatten, rief der Kommandant einen Offizier, dem er die acht zum Abtransport übergab. Der Offizier befahl sie hinaus auf die Plaza. Unterhalb der Kirchenstufen standen Soldaten angetreten, teilweise in Gruppen zu vieren gegenüber einer weißen Wand, auf die eine Fackel ihr Licht warf.

„Ezekutionskommandos“, sagte jemand. „Ein paar von den armen Teufeln in der Kirche werden dran glauben müssen.“

Hai blickte sich um, sah die weißen Säulen der Vorhalle, sah den gelben Kerzenschein innerhalb der Tür und sah den Schwarzen Pluma Verde, der da stand wie der leibhaftige Tod. Soldaten nahmen die acht in ihre Mitte. Der Offizier gab den Befehl zum Abmarsch. Einer der acht summete einen Totenmarsch.

„Wir sind noch gut dabei weggekommen“, meinte jemand. „Die meisten von den anderen aber kommen an die Wand.“

„Diese verfluchten Ausländer, warum können die sich niemals vertragen? Sie sind wie ein Haufen Rinder.“

„Rinder? Sie sind wie eine Horde Wilder.“

„Laß sie sein, was sie sind. Wir sind noch mal mit blauem Auge davongekommen. Aber fürs erste dürfen wir hier nicht wieder an Land.“

„Ganz sicher“, sagte Sai, „läßt man uns wieder an Land, wenn die Unruhen vorbei sind.“

„Und wann werden die Unruhen vorbei sein?“

„Ich schätze: in einer Woche.“

„Nicht einmal in einem Jahr, junger Mann.“

Der Amerikaner hatte heimlich mit einem der Soldaten geflüstert. Jetzt wandte er sich an die Gesellschaft.

„Sehen Sie dort“, sagte er, als sie auf die Hafensstraße kamen, und zeigte mit dem Kopf nach rechts, „dort sind die ‚Weißen‘ in die Stadt eingedrungen gewesen. Sie sind durch das Tor hereingekommen. Der Mann erzählt, daß sie sich wie die Teufel am Ufer entlanggekämpft haben, bis sie alle erledigt waren.“

„Alle?“

„Ja.“

„Auch Don Manuel?“

„Ja. Kein Mann ist am Leben geblieben.“

„Mein Gott.“

„Da gehen sogar noch ein paar um die Ecke, die nicht einmal ein Gefecht gesehen haben.“

Hinter ihnen, aus der Richtung der Kirche, aus der sie kamen, knatterte eine Salve, eine Minute später eine zweite, dann eine dritte, danach noch viele.

„Diese verfluchten ‚Roten‘“, sagte der Amerikaner. „Jetzt sind sie oben auf. Ein stilles Gebet für die armen Teufel, die noch vor wenigen Minuten mit uns zusammen waren.“

Sie gaben den Unglückseligen ein stilles Gedenken, während sie die im Mondschein verlassen daliegende Hafenstraße hinuntermarschierten. Die Häuser waren wie ausgestorben, die Fenster wie helle Augen. Der Takt der Schritte widerhallte an den Mauern. Die See rauschte leise über den Uferkies. Bei der Kirche Seiner Heiligkeit des Don Lopez gingen die Erschießungen weiter.

„Widerlich“, sagte einer der acht. „Geben die denn gar keine Gnade?“

„Was meinen Sie, kann ich wohl vom Schiff aus eine Nachricht an Land schicken?“ fragte Hai.

„Wozu?“

„Um mich nach meinen Freunden zu erkundigen und um meine Sachen wiederzubekommen.“

„Unter diesen Umständen werden wohl kaum Briefe durchgelassen werden.“

„Die Konsuln müssen uns unsere Sachen besorgen“, sagte ein anderer.

„Zum Teufel mit den Konsuln“, entgegnete ein dritter. „Von unseren Sachen sehen wir auch nicht einen Feszen wieder. Hier zu Lande wird jetzt reine Bahn gemacht. Da warten die doch schon seit Jahren drauf. Das dauert ein Jahr, ehe das vorbei ist. Vielleicht nach einem

Sahre wird man uns gnädig erlauben, wiederzukommen und unsere Geschäfte zu liquidieren. Gott sei Dank habe ich die Geschichte rechtzeitig kommen sehen.“

In diesem Augenblick erreichten sie die Mole, auf der Hai vor vierzehn Tagen und mit solchen Hoffnungen an Land gegangen war. Das Wasser glomm über die unteren Stufen der Landtreppe. Männer standen unter dem Molenfeuer. Soldaten nahmen militärische Haltung an.

„Abteilung, halt“, kam der Befehl.

Die acht wurden einer nach dem anderen im Schein des Molenfeuers aufgerufen und auf drei Boote verteilt, die am Fuße der Treppe lagen: je ein Boot einer französischen Bark, eines englischen Vollschiffes und eines amerikanischen Schoners.

„Kommen noch mehr diese Nacht?“ fragte ein englischer Steuermann. „Sollen wir das Boot noch mal rüberschicken?“

„Das wissen wir nicht.“

Der Seemann leitete die Sechß, die ihm zugeteilt waren, die Stufen hinunter zu dem Boot. Vier Matrosen griffen zu den Riemen und ruderten sie von der Mole fort über den Hafen hinüber zur Segelschiffreedee. In der Stadt dauerten die Erschießungen weiter an. Weit hinter der Farola stand ein Haus in hellen Flammen. „Das könnte das Haus der Piranhas sein“, dachte Hai. „Man hat auch die Piranhas umgebracht.“

„Zu welchem Schiffe bringen Sie uns?“ fragte ein Mann.

„Auf die ‚Solita‘ aus Liverpool“, sagte der Steuermann. „Kommt, ruder an, Jungens, hol durch die Lose.“

Sie ruderten weiter über die mondlichtbeschienene See auf den Mastenwald zu. Alle waren jetzt schweigsam vor Müdigkeit und vor Bitterkeit. Kein Laut war zu hören, nur das Gurgeln und Klatschen des Wassers, das Knarren der Riemen in den Dollen, und hin und wieder das Schlagen einer Kirchenglocke oder die Gewehrsalven aus der Stadt. Der Steuermann, der am Ruder saß, begann ein geistliches Lied vor sich hin zu summen, während er das Unterlicht der „Solita“ im Auge behielt:

Gib mir den alten Glauben wieder,
gib mir den alten Glauben wieder,
gib mir den alten Glauben wieder,
er ist gut genug für mich.

Mit diesem Gesang, der sich tagelang so weiter leiern ließ, brachte er das Boot an das Fallreep seines Schiffes. Der Kapitän lehnte über die Hüttendecksvreeling.

„Sind Sie das, Steuermann?“ fragte er herunter.

„Sawohl, Herr Kapitän. Ich bringe noch sechs.“

„Kommen Sie rauf.“

Als die sechs an Deck standen, redete der Kapitän sie an.

„Sie befinden sich an Bord eines britischen Schiffes“, sagte er. „Die Schiffsordnung schreibt vor: Rauchen und Streichhölzer unter Deck sind verboten. Wer dabei erwischt wird, daß er unten Licht macht, schläft von da ab draußen auf der Back. Tragen Sie Ihren Namen hier ein. Anderson, zeigen Sie den Leuten, wo sie hin sollen.“

Ein Mann der Bootsbefahrung führte sie eine steile eiserne Leiter hinunter in das Dunkel des Zwischendecks, das nach schal gewordenem Bier roch. Eine Steuerbord-

seitenlaterne warf ihr grünes Licht auf die eine Seite des Raumes. Hai erkannte Menschen, die auf Segeln lagen und schliefen. Auf der anderen Seite hatte man aus zwei Fässern und zwei darüber gelegten Brettern einen Tisch aufgeschlagen, auf dem etwas zu essen stand.

„Wenn Sie mögen, können Sie was essen“, sagte Anderson und wies auf die Brotschiffe hin. „Oder wenn Sie sich lieber ausruhen wollen, können Sie sich auch da auf die Segel legen. Mit euch zusammen haben wir einundvierzig an Bord. Das gibt einen ganz schönen Gesangverein ab. Der Steward meinte, daß wir etwa in drei Tagen nach Neuyork aussegeln. In der Püße da steht Frischwasser. Ein Becher liegt daneben. Streichhölzer müssen bei mir abgegeben werden.“

Als Anderson gegangen war, sonderte sich Hai von den sechsen ab, legte sich abseits von den anderen auf ein Segel und zog sich eine Lukenpersenning über den Kopf. Er wollte allein sein. Er hatte seinen ersten ernsthaften Kampf mit dem Dasein hinter sich. Wenn er aus allem die Summe zog, so glaubte er in allem versagt zu haben. Die Zukunft war dunkel genug, aber sie war nichts gegen das Dunkel der Gegenwart.

„Ich habe versagt“, dachte er. „Ich habe wahrscheinlich Hefekiel Rust getötet. Und Hefekiel hat Don Manuel den Tod gebracht. Und auch die Piranhas sind wahrscheinlich tot, jedenfalls ist ihr Haus niedergebrannt. Und ich habe wahrscheinlich auch Carlottas Schicksal besiegelt. Man wird sie jetzt bestimmt erschießen. Und alles das nur, weil ich mich nicht aus der Politik herausgehalten habe, wie Winter mir geraten hat. Sie könnten

vielleicht alle noch am Leben sein, wenn ich nicht gewesen wäre.“

Der Steuermann ging in der Nähe der Luke an Deck auf und ab. Er wartete darauf, ob von Land noch einmal ein Boot angefordert werden würde. Vor allem aber paßte er auf, daß nicht einer der Flüchtlinge ein Streichholz anzündete. Er setzte sich auf den Lukensüll und sumimte das Lied von dem alten Glauben vor sich hin. „Ja, der alte Glaube“, dachte Sai und die Tränen liefen ihm über das Gesicht. „Nur der Glaube vermag einem Manne in meiner Lage noch zu helfen. Mein Gott, ich trage die ganze Schuld.“

Und Carlotta?

Ach, Carlotta.

XX.

ZUSÄTZE UND AUFZEICHNUNGEN

Über das Schicksal von Carlotta de Leyva

Carlotta war bereits vor einer Woche ermordet worden.

Am Tage nach ihrer Verhaftung, wenige Stunden, nachdem Sai sich auf seinen Weg gemacht hatte, gab Don Lopez an Carlotta den Befehl, sie solle ihn, während er auf dem Hochaltar der Missionskirche von Santa Barbara thronte, vor aller Augen anbeten. Als sie sich weigerte, ließ er sie in ein öffentliches Haus einsperren.

Die Besitzerin dieses Hauses, eine Engländerin, die man als Tante Jennings kannte, weigerte sich, sie aufzu-

nehmen, und erklärte: „Nur ein dreckiger Hund konnte auf solch einen Gedanken kommen.“

Als man dies Don Lopez hinterbrachte, befahl er, daß Carlotta und Tante Jennings von dem Henker in die Neustadt gebracht und daß ihnen dort die Kehlen durchgeschnitten werden sollten. Diese Untat wurde von Don José, dem Sohne des Don Lopez, mit Hilfe der beiden Halbblütigen Zarzas und Livio vollführt.

Dies war das erste der zahllosen Verbrechen, die von den „Roten“ im Jahre des Wahnsinns 1887–88 begangen wurden.

Carlotta wurde in dem gleichen Augenblick ermordet, als Hai von dem Offizier der Pitubas verhaftet und dann nach Ribote geschafft wurde.

*Über das Schicksal des Don Manuel und seiner Armee,
oder was am Tage der Schlacht geschah*

Als Hai die „weiße“ Armee in der Nähe von Anselmo zu Gesicht bekam, war sie gerade aus ihrem Lager aufgebrochen und befand sich auf dem Marsche nach Santa Barbara, wo sie noch am gleichen Morgen einen Zusammenstoß erwartete. Der Vormarsch wurde aber durch Geplänkel mit den Pitubas aufgehalten, so daß die Truppe erst etwa gegen drei Uhr nachmittags ihre Stellung oberhalb von Santa Clara einnehmen konnte.

Don Manuel hatte gehofft, daß ein Teil der Regierungstruppen, das Kavallerieregiment San Jacinto und ein Bataillon Unabhängige, zu ihm übergehen würden. Man wußte, daß deren Offiziere „Weiße“ und deren Soldaten gegen Don Lopez eingestellt waren.

Unglücklicherweise aber war Oberst Belarte, der Kommandierende des Kavallerieregimentes, ein Freund von Sermengilbo Bazan, dem „weißen“ Parteivorisenden, und ein Gegner des Don Manuel, und verweigerte ihm daher die Unterstützung. Der Oberst der Unabhängigen wußte, daß die „Weißen“ verloren waren, wenn er ihnen nicht zu Hilfe kam, aber er wollte ihnen nicht zu Hilfe kommen, wenn ihm nicht der Oberbefehl übertragen würde. Während dieses Schwebezustandes am Tage vor der Schlacht ließ Don Livio beide Truppenteile entwaffnen und deren Offiziere verhaften, so daß die „Weißen“ keinen Zuzug durch Regierungstruppen bekamen.

Als die Schlacht begann, hatte Don Manuel nur etwa sechs- bis siebenhundert Reiter, die auf die verschiedenste Art bewaffnet, unausgebildet, ohne Artillerie und nahezu ohne Munition waren. Die Regierungstruppen, die sich ihm entgegenstellten, zählten etwa viertausend Mann, einschließlich der Reiterregimenter aus Meruel und der Pitubas, der drei Bataillone Infanterie aus dem Osten und der zwei Batterien Feldartillerie.

Die eigentliche Schlacht begann, als Don Manuels Leute den kleinen Höhenrücken oberhalb der Santa Clara-Kirche erreichten. Hier gerieten sie in das Feuer der Batterien, die sich bereits während des Morgens dort eingeschossen hatten. Da Don Manuel seine einzige Chance in einem Angriff auf die Geschütze sah, griff er sie an. Dabei gerieten seine Leute in Stolperdraht, der vor den Batterien ausgespannt war, wurden von der Infanterie abgeschossen oder von den Lanzenreitern in

die Flucht gesprengt. Etwa fünfzig oder sechzig Mann der Encinitas-Leute folgten Don Manuel nach rechts, durchbrachen eine Meruel-Schwadron, schlugen sich nach der Stadt hin durch, drangen in das Südtor ein und zwangen die Festungsbesatzung sich zu ergeben.

Hier aber wurde ihnen durch einen gewissen Schachzug des Don Livio ein Hinterhalt gelegt. Sie wurden zum Ufer hin abgedrängt, wo sie bis zum bitteren Ende fochten. Die letzten von ihnen hielten sich noch bei dem grünen Boot oder Leichter, hinter dem Rosa sich an jenem Morgen umgekleidet hatte. Als ihre letzten Patronen verschossen waren, versuchten sie sich durch Schwimmen zu retten und wurden im Wasser einzeln abgeknallt.

Don Manuel, der sich als Lester, und als das Licht bereits schlechter geworden war, in das Wasser geworfen hatte, gelang es, die englische Bark „Venturer“ zu erreichen, deren Kapitän (Cary) ihn an Bord nahm und in Sicherheit brachte. Etwa fünf Wochen nach der Schlacht ging er in den Vereinigten Staaten an Land.

Man nimmt an, daß von seiner Armee etwa die Hälfte lebend aus der Schlacht entkam, und daß davon noch ein Drittel auf der Flucht erschossen wurde oder den folgenden Proskriptionen zum Opfer fiel. Die Verluste der Regierungstruppen sind nicht bekanntgeworden, da die amtlichen Berichte gefälscht waren. Man nimmt an, daß die „Roten“ während der Geplänkel vor und nach der Schlacht sehr starke Verluste gehabt haben.

Das Schlachtfeld, das damals in der Hauptsache aus den Rennplätzen und aus Gemüsegärten bestand, ist heute die Vorstadt Santa Clara. Es liegt etwa zwei Meilen von Medinas am nördlichen Ausgang der

Stadt. Der Höhenrücken, auf dem die „Weißen“ ihre Stellung bezogen hatten, ist zwar heute bebaut, aber durchaus noch zu erkennen.

*Über das Schicksal von Donna Emilia
und ihrer Tochter Rosa*

Donna Emilia starb kurz nach dem Ausbruch der Unruhen, Mai 1887, in völligem Elend. Ihre Tochter, Rosa Piranha, wurde, obwohl sie während der Septembermorde ebenfalls zum Tode verurteilt worden war, durch die Anhänglichkeit ihrer alten Amme vor dem Tode bewahrt. Das Haus, das Hai auf dem Wege zur Mole hatte brennen sehen, war nicht das der Piranhas. Es blieb zwar von den Flammen verschont, wurde aber vollständig ausgeplündert. Nach Beendigung der Unruhen kehrte Rosa dorthin zurück. Im Mai 1888 trat sie einer Gemeinschaft von Nonnen bei, der sie ihr gesamtes irdisches Besitztum überantwortete. Dort lebt sie noch heute.

*Über das Schicksal von Hai,
nachdem er an Bord der „Solita“ gegangen war*

Da es den Ausländern auf den Schiffen verboten war, Santa Barbara noch einmal wieder zu betreten, solange die Unruhen anhielten, segelten Hai und seine Mitflüchtlinge auf der „Solita“ nach Newyork, wo er an Land ging.

Da seine Eltern der Ansicht waren, daß er lieber drüben bleiben solle, blieb er in den Vereinigten Staaten und schlug sich dort auf die einem jungen Menschen ge-

hörige Art schlecht und recht durch. Mehrere Monate später traf er hier wie durch Zufall auf Don Manuel.

Da er sein Leben durch ein nicht so leicht zerreißbares Band mit dem des Don Manuel verbunden fühlte, schloß er sich der Gruppe von „weißen“ Flüchtlingen an, die sich gemeinsam verschworen hatten, Don Lopez und dessen Sippschaft zu vernichten. Zusammen mit diesen Verbannten wanderte und litt er lange Monate bittere Not, bis dann der Feldzug begann, der mit dem Tode des Don Lopez und mit der Einsetzung des Don Manuel als neuem Diktator endete.

Danach blieb Hai in Don Manuels Auftrage mehrere Jahre in den westlichen Provinzen und beschäftigte sich mit einer Aufgabe, die ihm sehr am Herzen lag, nämlich mit der Verbesserung von Dampfschiffen für den Flußverkehr. Im Jahre 1891, als Don Manuel seinen großen Plan der Regulierung des San Jacinto ins Werk setzte, wurden eine ganze Reihe von Hais Vorschlägen praktisch durchgeführt. Während der folgenden sieben Jahre fand er auf dem San Jacinto Arbeit mehr als genug. Er bekam anfangs die teilweise, später die gesamte Leitung des Dampferdienstes, durch den die Arbeiter am Staudamm mit Material versorgt wurden.

Der folgende Brief Hais an seine Mutter nach England, von Anfang Mai 1898, mag noch vorhandene Lücken in Hais Geschichte schließen:

„Am 15. war der große Tag der Einweihung des Staudammes. Seine Erzellenz mit Stab und zahlreichen Senatoren und Kongreßmitgliedern bestiegen am Pier von Curucucu unsere Dampfer, mit denen sie dann die letzten zehn Meilen zum Damm hinauffuhren. Nach

der feierlichen Einweihung fand ein Bankett statt, bei dem Seine Erzellenz eine ausgezeichnete Rede hielt und sagte, daß das Werk ohne meinen Dampferdienst niemals vollendet worden wäre, was vielleicht zum Teil seine Berechtigung hat.

„Etwa eine Woche nach der Einweihung wurde auch die letzte Teilstrecke der Eisenbahn fertiggestellt, so daß jetzt eine Verbindung zwischen beiden Küsten hergestellt und meine siebenjährige Arbeit beendet ist.

„Da ich nichts weiter zu tun hatte, war ich einer der ersten, die mit dem Zuge durch den Urwald nach Osten fuhren. Ich nahm dabei die Gelegenheit wahr, noch einmal die Orte meiner einstigen Abenteuer aufzusuchen. Ich fuhr zunächst nach San Marco. Onkel Philipp lebte noch auf der gleichen Estancia. Seine Nichte hatte Hernando geheiratet, den Mann, der uns in dem Wagen mit Likör traktiert hatte. Sie bewohnten eine Estancia ganz in der Nähe. Ihnen ging es ausgezeichnet. Als ich mich damals von ihnen verabschiedete, hatte ich ihnen versprochen gehabt, die mir geliehenen Kleider wieder zurückzubringen. Das war zwar jetzt nicht mehr ganz möglich, aber dafür konnte ich ihnen ein paar Suchtkühe aus dem Besitze Seiner Erzellenz besorgen.

„Nach diesem Besuche machten wir, Dick Binge, Tommy, die bei mir waren, und ich, mit einem Führer zwei Tagesmärsche durch den Wald bis zu jenem Tempel, bei dem der Vetter des wilden Konservativen mich beinahe abgeknallt hätte. Die Ruine selbst ist inzwischen längst geöffnet und durchforscht. Von einigen Indianern der Gegend erfuhr ich auch Näheres über das Ende von Letcombe-Bassett, wenn er überhaupt so

hieß. Offenbar hatte er sich wenige Tage nach meiner Flucht allein in den Tempel hineingearbeitet und auch den einen oder anderen Fund gemacht. Dann aber geriet er mit beiden Beinen unter einen herunterbrechenden Stein, der ihn auf der Stelle festklemmte. Er rief nach seinen Indianern und befahl ihnen, den Stein zu heben, aber die Indianer weigerten sich, weil ihnen seine Art stets zuwider gewesen war. So blieb er drei Tage und drei Nächte festgeklemmt liegen, bis er vor Durst umkam. Dudley Wigmore war gerächt. Wir suchten noch nach Dudley Wigmores Gebeinen, aber das Dschungel hatte sie längst in seine Obhut genommen. Ich erfuhr später, daß man ein oder zwei seiner Sachen und einige Gegenstände aus dem Tempelschatz wiederfand und sie seiner alten Mutter nach Shepton Mallet übersandte. Das war bereits vor Jahren, noch während der Unruhen, kurz nachdem ich dort gewesen war, durch einen von Wigmores französischen Freunden geschehen. Die übrigen in dem Tempel gefundenen Gegenstände befinden sich heute im Museum von Santa Barbara.

„Von hier aus war der Weg bis zu dem Gutshause, wo der Tote durch das Fenster gesehen hatte, leicht, da man inzwischen den Wald gelichtet und einen großen Teil der Sümpfe trockengelegt hatte. Dort erfuhr ich denn auch, was eigentlich damals vor sich gegangen und was mir solange ein Rätsel geblieben war.

„Die Pituba-Abteilung, die das Gutshaus der Ribotes niedergebrannt hatte, machte noch einige weitere Raubzüge durch die Provinz Gaspar, um die Häuser anderer prominenter ‚Weißer‘ in Brand zu stecken. An jenem Nachmittag hatte daher auch diese

Estancia die Nachricht erhalten, daß die Pitubas kommen und alles niederbrennen würden. Das alte Rauhbein Don Pablo, der mich nicht nach Anselmo hatte lassen wollen, befahl den Leuten, die Estancia zu verlassen und sich seiner Truppe anzuschließen, die (wie er sagte) dann die Pitubas angreifen würde. Sie brachten daher in aller Eile die Frauen in Sicherheit. Dann aber, gerade als sie aufbrachen, um zu Don Pablo zu reiten, ging zufällig irgend jemandem ein Schuß los, woraufhin dann allesamt wie wild um sich herum und kopflos in die leere Luft hineinschossen. Das war die Schießerei, die ich gehört hatte.

„Ein junger Engländer, der auf der Estancia angestellt war, blieb allein im Hause zurück, um das Telephon zu bedienen, falls ein Anruf mit neuen Nachrichten über Don Manuel durchkommen sollte. Während er so wartete, sah er den Spion der Pitubas und erschofß ihn durch das Fenster. Dann allerdings schwang er sich in seiner Angst auf das Pferd und jagte davon. Das war der einzelne Reiter gewesen, den ich gehört hatte.

„Der telephonische Anruf kam dann, während ich im Büro war. Ich werde ihn wohl nicht so leicht wieder vergessen.

„Die Leute, die mich anriefen und mein Pferd anschossen, als ich weiterreiten wollte, waren die Pitubas, die noch in der gleichen Nacht die Estancia vollständig niederbrannten. Ich fand sie wieder aufgebaut und in ausgezeichnetem Zustande. Das alte Rauhbein Don Pablo ist ihr Besitzer. Er ist Senator und ein Grandissimo. Er sieht dem Porträt eines Gemeinbedieners ähnlicher als je zuvor.

„Von dort ritten wir durch den Wald bis zu der Stelle, wo ich mich im Regen verirrt, danach über den Paß, durch den Krater und so weiter bis zu dem Gut der Ribotes. Der Alte und seine Frau lebten noch. Der Alte war kränklich und seine Frau hatte so viele Gebrechen, daß sie mich nicht einmal sehen wollte. Aber ich hatte wenigstens die Genugthuung, daß ich ihnen endlich und nach so langer Zeit das Pferd ersetzen konnte. Weiterhin erfuhr ich, daß die Tochter Nonne geworden und daß der Sohn Anton vor fünf Jahren in einem antiklerikalen Aufstande getötet worden war. Das betrückte mich noch am meisten, daß ich die beiden nicht wieder zu sehen bekam. Die Familie war, wie so viele während der Unruhen, völlig miteinander verfallen.

„Von da aus ritt ich in die kleine Stadt, wo ich im Gefängnis gefessen hatte. Sie war inzwischen ein aufblühender Ort geworden. Man hatte ein neues Stadthaus und ein neues Gefängnis gebaut. Auch den Namen hatte man aus Ribote in Tres de Mayo geändert. Irgendein reicher Don hatte sich neben dem damals abgebrannten Gutshaus einen entzückenden Palast bauen lassen.

„Von hier ritten wir weiter und schlugen unser Nachtlager in jenem Wäldchen auf, in dem der Offizier mich verhaftet hatte. Von allen Plätzen, die ich wieder aufgesucht habe, war dies der einzige, der sich nicht verändert zu haben schien. Am folgenden Morgen ritten wir weiter und kamen zu den Stromschnellen, die ich auf der Flucht vor dem Weißzähnigen und dessen Freunde heruntergerissen worden war. Da der Fluß nur sehr wenig Wasser führte, sah alles ganz anders aus,

aber ich konnte noch die Stelle an dem überhängenden Ufer erkennen, wo ich an Land gegangen war. An der Stelle, an der ich in das Wasser hineinstürzte, befindet sich jetzt eine Eisenbahnbrücke, und neben dem Weg, den ich auf dem Pferde des Weißzähnigen ritt, laufen heute die Schienen. Der Weiler, in dem der Weißzähnige und dessen Mutter wohnten, hat sich bis zur Unkenntlichkeit verändert. Er ist heute ein betriebsames Marktstädtchen. Doch den Deutschen fand ich wieder. Er hatte sich mächtig herausgemacht und war ein schreicher Mann geworden. Er erinnerte sich meiner noch sehr gut und erzählte mir auch Näheres über den Weißzähnigen und dessen Mutter. Die Mutter, so sagte er, war während der Unruhen nach Santa Barbara gegangen und endete mit dem Ende der Unruhen. Der Weißzähnige und ein Freund, hoffentlich der Freund, mit dem zusammen er mich ausrauben wollte, wurden unter der Regierung Seiner Erzellenz hingerichtet, weil sie in Medinas eine alte Frau ermordet hatten.

„Von dort war es nur noch ein kurzer Sprung bis nach Carpinche, das heute ein Umschlagplatz für Nutzholz ist. Im Hafen lagen Schiffe bis zu tausend Tonnen. Ich sah selbst, wie sie schwere Mahagonistämme und Lorbeerhölzer luden. Dennoch wird am Walde nun nicht etwa Raubbau getrieben, sondern er wird planmäßig geschlagen und wieder aufgeforstet.

„Hier gingen wir dann zu Schiff. Nicht wieder auf ein Segelboot wie damals, denn die sind längst verschwunden. Die Markterzeugnisse gehen jetzt mit der Bahn zur Stadt. Wir bestiegen einen der Fährdampfer, die alle Stunde zwischen Carpinche, La Boca und

Santa Barbara verkehren. Während des Aufenthaltes in La Boca versuchte ich etwas über Giordano zu erfahren. Mir wurde gesagt, er sei vor Jahren bereits als reicher Mann nach Italien zurückgekehrt und lebe dort in der Nähe von Florenz. Pedro Ruiz war noch immer Gärtner und Marktbezieher. Ich sah ihn bei dieser Gelegenheit endlich einmal wirklich und kaufte ihm ein paar Sträucher ab, die hoffentlich die Erinnerung an die alten Zeiten noch lange grün erhalten werden. Der Padron meines Bootes und Chigo waren auch wieder nach Italien zurückgefahren. Nur wenige Italiener bleiben länger als sieben Jahre in der Fremde.

„Von dort weiter kam ich dann auf die Farola, wo ich an jenem banger Morgen solange warten mußten. Da ich am Spätnachmittag an Land gegangen war, befand ich mich, bis auf ein paar Angler, allein auf der Brücke. Als ich drüben das einstige Haus der Piranhas liegen sah, ging ich vom Pier aus hinüber. Es ist heute das Nonnenkloster, in dem Rosa lebt. Da sie sehr strenge Gelübde getan hat, konnte ich sie nicht einmal sehen. Ich glaube, niemand von uns wird Rosa je wiedersehen.

„In der Stadt hörte ich auch noch von dem einen oder anderen. Don Inocencio wurde während der Unruhen getötet, wie so viele ‚Weiße‘ einen Tag nach der verlorenen Schlacht ermordet. Allan Winter ist noch draußen in Quezon. Weycock ist jetzt im Schiffahrtsgeschäft. Ich traf ihn im Klub. Er ist einer von den Menschen, mit denen ich nicht übereinkomme. Wie man sagt, hält er noch immer seine schützende Hand über Don José.

„Ich hat den Oberst Penedo im Kriegsministerium, ob er nicht für mich den Pituba-Offizier ausfindig

machen könnte, der mich nicht an Land lassen wollte und der mich dann verhaftet hat. Es scheint, daß es ein Hauptmann Uvellano, ein berühmter ‚Roter‘, gewesen ist. Don Livio, dieses schuftige Mischblut, trug die Verantwortung dafür, daß man gerade ihn nach Ribote geschickt hatte, um das Gut der Ribotes niederzubrennen. Es scheint auch, daß er gar keinen schriftlichen Befehl hatte, die Boote in La Boca am Landen zu hindern. Das tat er aus reiner Boshaftigkeit. Immerhin war er auf seine Weise ein tapferer Kerl. Er fiel ein Jahr später im Kampfe für Lopez. ‚Er schlug sich wie eine Tigerkatze‘, sagte Venedo, ‚einer gegen zwanzig.‘ Die Pituba-Offiziere waren für gewöhnlich ziemliche Raufbolde. Hoffentlich ruht er wenigstens jetzt in Frieden.

„Von den übrigen aller jener Verbrecher und Verworfenen, die meinen Weg gekreuzt hatten, konnte ich nichts mehr erfahren. Anna, der Werwolf, endete während der Unruhen selbst vor einem Exekutionskommando, weil sie sich überrevolutionär gebärdet hatte. Die ‚Roten‘ wollten nicht deswegen die ‚Weißen‘ umgebracht haben, damit Anna und deren Genossen an das Ruder kämen.

„Nur Hefekiel Rust habe ich noch nicht erwähnt, weil ich euch bereits so oft über ihn geschrieben habe. Er und seine Frau Isabella sind noch in Encarnacion. Er leitet dort den Zuchtstall. Sie scheint ihn sogar zu lieben. Beiden geht es gut. Er will immer wieder nach England zurück, aber ich versuche es ihm auf alle Art auszureden. Viele würden ihn dort wiedererkennen, und wenn auch die Beweismittel gegen ihn heute nicht mehr allzu zahl-

reich sein können, so würde er sich doch selbst in das Gefängnis bringen, und es wäre schade um den armen, alten Burschen, wenn er jetzt noch gehängt oder, was wahrscheinlicher ist, als gefährlicher Irre eingesperrt werden sollte. Wo er heute lebt, ist er ein brauchbarer Mann. Warum soll man es nicht dabei bewenden lassen?

„Ich erkundigte mich auch nach dem Kunsthändler an der Hafensstraße. Es scheint, daß er eine ganze Reihe der Gegenstände aus der Sammlung der De Leyvas, vor allem die Bronzen, erworben hat. Don José versuchte, sie von ihm herauszubekommen, aber da er sie nicht verkaufen wollte, nahm Don José sie ihm einfach mitsamt dessen übrigen Habseligkeiten ab und verbannte den Mann außer Landes. Das ist wahrscheinlich die einzige Tat des Don José, die wenigstens einen Schimmer von Anständigkeitsgefühl erraten läßt. Natürlich geschah das schon vor Jahren, wenige Tage nach dem Ausbruch der Unruhen.

„Seine Erzellenz hat mich dieser Tage zum Essen zu sich in den Palast bitten lassen und mich gefragt, ob ich wohl eine neue Aufgabe übernehmen wolle. Ich soll die Trockenstellen des Landes durch Bewässerungskanäle erschließen. Verglichen mit dem San Jacinto erscheint mir das als ein Kinderspiel. Aber ich möchte überall dabei sein, wo Seine Erzellenz etwas anfängt. Er ist der zuversichtlichste Mensch, den ich kenne.

„Nebenbei: im Palaste traf ich auch den Azteken, den Bruder der Ribotes. Er ist eine Art Staatssekretär für die kirchlichen Angelegenheiten und ein mächtig hohes Tier. Ich erinnerte ihn lieber nicht an unsere erste Begegnung.

„Nun, dies ist ein ziemlich langer Brief geworden. Ich muß Schluß machen.

„Mit Worten läßt es sich einfach nicht beschreiben, wie sehr sich die Stadt seit den bösen Tagen von 1887 gewandelt hat. Keine Stadt kann sich in einem so kurzen Zeitraum mehr verändert haben. Grüße Bell und Vater. Ich hoffe, daß ich im Juni für ein paar Monate zu euch kommen kann. Ladet euch also für diese Zeit nicht das Haus voll Besuch.“

Zwei Aufzeichnungen von Highworth Ridden

Den obenstehenden Brief an meine Mutter schrieb ich kurz nach der Fertigstellung des Staudammes und als ich zum ersten Male seit den Unruhen wieder Santa Barbara besuchte. Damals an jenem unruhigen Morgen fuhr ich von der Marktbrücke ab und glaubte, in zehn Tagen wieder zurück zu sein. Es hat, abgesehen von dem kurzen Zwischenspiel, wo ich dort als Gefangener abgeschoben wurde, über elf Jahre gedauert.

Was ich aber in dem Briefe nicht geschrieben habe und was ich auch an meine Mutter nicht schreiben konnte, schreibe ich heute nach wiederum elf Jahren. Es betrifft Carlotta. Es ist für mich schwer zu sagen, was sie mir war. Die meisten Menschen würden sagen: Jugendliebe. Gewiß, jeder Jugendliebe eignet eine Hochherzigkeit, eine Opferbereitschaft, die ihr jenen Schimmer der Begnadung verleiht. Ich habe keine Gnade gefunden. Ich habe Carlotta nur einmal an einem Tage vor zweiundzwanzig Jahren gesehen. Ich habe seitdem jeden Tag an sie gedacht, aber sicher nicht

wie an eine entschwundene Geliebte, sondern wie an ein höheres einmaliges Wesen. Wer sie nicht gesehen hat, vermag das nicht zu verstehen. Sie war das vollkommenste Geschöpf, ein Wunder im Leben, eine Heldin in ihrem unsagbaren Ende. Alle, die sie kannten, fühlten das gleiche. Darum hatte sie auch so erbitterte Feinde. Der Wahnsinnige, der Kranke, der Gottlose, der Grausame, der Habgierige mußten sie hassen.

Ich ging zu der Kapelle, die Seine Erzellenz für Carlotta hat bauen lassen. Das Grabdenkmal zeigt sie als eine Liegende. Es ist sehr schön. Aber ihre Büste an der Treppe zur Plaza ist ihr ähnlicher. Gamorras Ölporträt von ihr ist nicht getroffen. Bedwyns Bleistiftskizze gleicht ihr weit mehr. Aber sie war gleich dem Licht. Kein Maler hätte sie malen können.

Ich habe einmal versucht, etwas für sie zu tun, aber obwohl ich versagt habe, bin ich stolzer darauf als auf irgend etwas anderes, das ich je vollbracht habe. Wer sie auch immer war, sie machte die Menschen spüren, daß auch auf diese Welt ein Strahl jener jenseitigen besseren Welt herabfällt.

S. F. R.

Als ich an jenem unruhigen Morgen von meinem Hotel aufbrach, nahm ich ein Stück des Hermosita-Zweiges mit mir, den sie für mich gebrochen hatte. Da dieses Stück in meiner Briefftasche lag, wurde es mir in Ribote von jenem Engländer gestohlen, der uns aus dem Gefängnis befreite. Der übrige Zweig, der in meinem Koffer im Hotel blieb, ging, wie ich annahm, während der Unruhen mit meinem gesamten Gepäck verloren.

Über 1899 traf ich im Klub in Santa Barbara den derzeitigen Besitzer des Hotels, der mir erzählte, daß er erst kürzlich in einem unbenutzten Keller einige Koffer und Gepäckstücke gefunden hätte, die wahrscheinlich während der Unruhen dort aufbewahrt, von den Besitzern jedoch nie zurückgefordert wären und nun verkauft werden sollten. Ich sah sie mir an und fand unter ihnen auch einen meiner Blechkoffer. Zwischen den zerstörten Kleidungsstücken fand ich, eingewickelt in ein Stück Löschpapier, den Hermosita-Zweig, den Carlotta mir geschenkt hatte, und dazu den Briefumschlag, den sie an Donna Emilia geschrieben und den ich aufgehoben und behalten hatte. So besitze ich also, was wenige besitzen: eines der letzten Geschenke und eines der letzten Schriftstücke jener schönen Seele.

Das aber ist alles, was ich von ihr sagen kann: sie war eine schöne Seele. Ich kenne niemanden, der ihr auch nur im geringsten gleicht. Ich kann nur Gott dafür danken, denn ich weiß, sie kam von Gott.

S. F. R.

*Ein Abschnitt aus den „Erinnerungen an jene Tage“
von Arturo Grau*

Ich fühlte, als ich ihr begegnete, was ich seitdem stets gefühlt habe: in ihrem sterblichen Leibe wohnte ein Engel, der nur ein kleines, aber vollkommenes Gefäß für sich brauchte.

Alle, die ihr begegneten, fühlten die Verzweiflung ihrer eigenen Unwürdigkeit vor soviel Vollendung und fühlten zugleich die Erhebung bei dem Gedanken, daß

es solche Vollendung auf dieser Erde überhaupt gab. Ich kann, wie so viele andere, wahrhaft bekennen, daß Carlotta mein Leben und mich verwandelt hat.

Eine Aufzeichnung über Carlotta von Roger Weycock

Sie war ein kleines munteres Ding mit frischen Farben. Von Geburt, als eine De Leyva, war sie Dame. Ohne das hätte man sie für hochmütig halten können. Sie schien sich sehr in ihren eigenen Meinungen zu gefallen, die nicht immer sehr verständig waren. Sie war ihr Leben lang der Verzug und das Lieblingskind des alten De Leyva gewesen. Die Chavez-Gruppe vergötterte sie. Irgend jemand hatte ihr als Kind vorgebetet, sie sei eine kleine Fee. Seitdem schien sie mir stets diese Fee zu spielen. Selbstverständlich nehme ich mir nicht heraus, ihre Ermordung zu rechtfertigen. Das wird stets ein Schandfleck bleiben. Gleichzeitig aber kann ich, der sie gesehen hat, bezeugen, daß sie nicht der Engel des Paradieses war, an den Leute, die sie nie gesehen haben, uns glauben machen wollen. Sie war ein etwas naseweises und eigenwilliges junges Mädchen, das eben nur das tragische Schicksal erfahren hat, gegen einen Strom anschwimmen zu müssen, der über ihre Kraft ging. Die Gestalt der Carlotta De Leyva, wie sie gegenwärtig in Santa Barbara vergöttert (das Wort ist kaum stark genug) wird, hat nichts mit dem jungen Mädchen gemein, dem ich begegnet bin. Sie ist lediglich eine Erfindung der Dichter (aus der sentimental-idealistischen Schule, deren Hauptvertreter Tomas De Medellin ist), und die von einer geschickten, aber un-

bedenklich propagandistisch eingestellten Presse nur noch genährt wird, deren einziges Ziel es ist, Don Lopez mit allen Mitteln möglichst schwarz zu malen.

*Eine weitere Aufzeichnung über Carlotta
von Guillermo De Medellin, dem Vater des Dichters*

Ich habe sie viele Jahre fast Tag für Tag gesehen. Ich habe die ganze Welt bereist, ich habe tausende von Menschen kennengelernt, darunter eine ganze Reihe hervorragender, sogar ein paar wirklich große, aber keinen wie sie. Ich habe Menschen kennengelernt mit einer geradezu bezwingenden Kraft. Die besaß sie nicht. Sie hatte die begnadende Kraft, als ob sie vom Himmel gesandt war.

Sie wurde von vielen geliebt. Alle sind durch sie gut geworden. Weder Haß noch Böses vermochten in einer Seele zu bestehen, in der ihr Bild stand.

Einmal, als sie noch ein kleines Mädchen von etwa fünf oder sechs Jahren war, fragte ich sie, was sie tun würde, wenn sie größer wäre. Darauf antwortete sie, sie würde jedem Menschen einen Palast erbauen. „Was“, sagte ich, „mit deinen kleinen Händen?“ „Nein“, antwortete sie, „aber wer mich lieb hat, der wird ihn für mich erbauen.“ Darüber habe ich oft und oft nachdenken müssen.

Die Dichtung „Carlotta“ von Tomas De Medellin

ist in ganz Santa Barbara berühmt. Es ist ein formloses, aber anziehendes Durcheinander von Versen, von Sonetten, Balladen, lyrischen Gedichten und dramatischen Szenen. Sie wiederholt die meisten derjenigen

Geschichten um Carlotta, deren sich die Phantasie des Volkes bemächtigt hat. Ich lasse hier einige Ausschnitte aus dieser Dichtung in Übersetzung folgen:

Ein Sonett auf Hesekiel Rust

Sohn des Jesaias Rust, nur achtzehn Pence am Tag
und zweimal freie Jagd im Jahr und Feuerholz
war sein Verdienst, und dennoch auf den Herren stolz
saß er in seiner Hütte, die vom Alter brach.

Seit er geboren lebte, liebte er die Pferde;
er wußte Ruf und Lockung, die das Tier verstand;
gelassen fraß der wilde Hengst ihm aus der Hand;
in seinem Blut trieb dunkel Blut der Mutter Erde.

Er schnürte durch die Täler unterm vollen Mond
dem Fuchse gleich, doch mehr noch gleich dem Hasen,
der sich berauscht am Thymianduft im Rasen
und von des Hügel's Rand die Sterne sieht sich heben,
des Himmels Glanz, der über Markt und Städten thront,
und mitternächtlich heimkehrt, weise für ein Leben.

Carlottas Gedanken im Gefängnis

Dies, das ich spüre,
dies, das ich berühre,
dieser Leib, der ich bin,
stirbt heute noch hin.
O Seele, geschenkt und nun geraubt,
bewahre die Wahrheit, die stets du geglaubt:
das Gute, zu dem die Guten gewillt,
wird erfüllt.

Highworth Ridden spricht

Ich habe gesehen, wie es blumenbunt aus steinigem
Boden drang,
wie über ein häßliches Antlitz noch ein Schimmer der
Güte sprang,
wie das schlechteste Pferd im Rennen doch den goldenen
Preis errang,
darum vertraue auch ich.

*Don Manuels Trost
bei seiner Flucht auf dem „Venturer“*

Das Urge war, das Urgere wird sein.
Die Sterne steigen ewig himmelan,
der Wandler Mond zieht weiter seine Bahn,
die Sonne schüttet Fülle aus mit ihrem Schein,
und Menschenmut soll schwächer sein?

Wenn neues Unheil kommt, ein altes geht,
wie diese Tür sich öffnet, jene schließt.
Des Menschen Kraft aus Zuversicht nur sprießt,
daß auch in tiefster Nacht ein Hahn noch kräht
und zwischen Sturm und Woge der Befehl ergeht:
ihr Männer, auf, an Deck!

Der gegenwärtige „Poeta laureatus“ Englands

JOHN MASEFIELD

Seezigeuner Gry

Die Kaperung eines Schiffes

Aus dem Englischen übertragen von Friedrich
Lindemann. 191 Seiten. Leinenband RM. 4,40

Eine tolle Geschichte aus der Vorkriegszeit von der Kaperung eines Schiffes mitten aus dem feindlichen Hafen während eines Krieges zweier südamerikanischer Staaten wird hier berichtet. Die ungeheure Spannung, unter der sich der Vorgang für die wenigen beteiligten beherzten Menschen abspielt, tut sich allein schon in der Darstellungsweise kund. Man liest das Werk, ohne es zwischen- durch aus der Hand legen zu wollen und hat trotz des tollen Vorganges und des ganzen Einsatzes der Männer am Schluß das Gefühl einer gewissen Heiterkeit darüber, daß ein solcher genialer Streich gelingen konnte.

Stettiner General-Anzeiger

Ein neues Buch von dem glanzvollen Erzähler Masefield, demnach eine Wirklichkeitsschilderung voller Spannung. Tatsächlich, alles was der Dichter berichtet (er scheint eben nur nachzuerzählen) könnte sich einmal ereignet haben. Diese Tatsachen aber sind Dichtung im wahrsten Sinne, zeigen den dramatischen Könnner, den feinen Beobachter, der in seinem Stoffgebiet wirklich zu Hause ist. Masefield hat längst seine große Gemeinde, so daß seine Bücher nur angekündigt zu werden brauchen. Sie enttäuschen nie.

Berliner Presse-Dienst

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

I M V I E W E G - V E R L A G

Der Träger des Hansischen Shakespeare-Preises 1938

JOHN MASEFIELD

Orkan

Die Geschichte einer Rettung

Aus dem Englischen übertragen von Friedrich
Lindemann. 352 Seiten. Leinenband RM. 5,20

Ein erschütterndes Buch, ein Buch voll strotzender Kraft, zu einem unerhört dramatischen, spannungsgeladenen Geschehen verdichtet. Durch die Schuld eines starrköpfigen Trunkenbolds von Kapitän gerät der Getreidesegler „Hurrying Angel“ im Südpazifik in einen furchtbaren Orkan. Alle Mächte der Vernichtung stehen gegen das Menschenwerk auf. Aus übermenschlicher Qual springt die Bestie im Menschen hervor. Aber die äußerste Not befreit Matrosen und Schiffsoffiziere. Über Tod und Vernichtung hebt sich der Lebenswille siegreich empor.

Würzburger Generalanzeiger

Wenn der preisgekrönte englische Seemannsdichter erzählt — und hier erzählt er wieder von einem großen Segler und seiner Mannschaft — dann hören wir atemlos zu, beziehungsweise lesen bis — nun, bis die Sonne dem elektrischen Licht guten Morgen sagt! Unnötig, ein solches Buch zu besprechen — es wird jeden aufs höchste fesseln.

Die Kriegsmarine

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

I M V I E W E G - V E R L A G

JOHN MASEFIELD

Der Goldene Hahn

Ein Seeabenteuer

Aus dem Englischen übertragen von Friedrich
Lindemann. 302 Seiten. Leinenband RM. 4,80

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn die englische Presse Masefields „Goldenen Hahn“ als seinen bisher stärksten Roman bezeichnet hat. Zum mindesten gilt dieses Urteil für die Spannungsstärke und für die elementare Wucht des Romans, die den Leser auf jeder Seite von neuem fesseln. Masefield erzählt im „Goldenen Hahn“ die Geschichte eines Seglers und seiner Besatzung, die bei einer Wettfahrt der Chinateeklipper nach London von einem Dampfer gerammt werden, sich aber in einem kleinen Boot retten können und Tage und Nächte bis zur Grenze des Lebensmuts im Kampf mit der fürchterlichen See liegen, bis ein seltsames Geschick sie schließlich doch noch das Rennen gewinnen läßt. Kölnische Zeitung

Nach den ersten zwei Seiten dieses spannungsreichen Buches sind wir schon ganz von dieser Wettfahrt gefesselt, und atemlos folgen wir der Erzählung eines Schiffbruches, erleben die Fahrt von sechzehn Männern in kleinem Boot bei Sturm und Orkan auf dem Atlantik, ihre Nöte und Leiden und — die Hauptsache: wie zwischen ihnen der Geist der Schicksalsgemeinschaft entsteht, vorgelebt durch ein mutiges Herz, das zwar Furcht kennt, sie aber überwindet. Völkischer Beobachter

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

I M V I E W E G - V E R L A G